Deutsche

National-Litteratur

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Baltse, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, T. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henriet, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

113. Band

Goethes Werke XXXII

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

599.2

Goethes Werke

Zweiunddreißigster Teil

Aufsätze zur Litteratur

Zweiter Band

(1822—1832)

Herausgegeben

von

Dr. Georg Witkowski

385-02
20/1/19

Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

1822.

Über Kunst und Altertum. Dritten Bandes drittes Heft. 1822.

Die Tochter der Luft.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Drittes Heft. 1822. S. 128—134.)

De nugis hominum seria veritas
Uno volvitur assere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menschlicher Thorheiten hohen Stils über Theaterbretter hervorgeführt werden sollte, so möchte genanntes Drama wohl den Preis davontragen.

Zwar lassen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunstwerks dergestalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegentritt, für das allerbeste halten und erklären; doch

Über Kunst und Altertum. 3. Die Tochter der Luft. Seit dem Jahre 1800, wo durch den kräftigen Hinweis und die Übersetzungen A. W. Schlegels Goethes Aufmerksamkeit auf Calderon gelenkt worden war, blieb er mit immer gleicher Teilnahme den Werken des großen spanischen Dramatikers zugewandt und bethätigte sie durch eine Reihe von Darstellungen Calderonscher Stücke auf der Weimarer Bühne (Tagebuch 22. April 1803, 16., 19., 23. März 1808; Annalen 1802, 1807, 1810—1812, 1816 und 1821). Vgl. W. v. Biedermann, Goethe-Forschungen S. 156 ff. Besonders durch die Übersetzungen dreizehn Calderonscher Stücke von J. D. Gries (Berlin 1815 ff.) wurde er aufs lebhafteste angeregt, und vor allem war es die 1821 erschienene „Tochter der Luft", die seine Bewunderung im höchsten Maße erregte. Er äußerte seine Begeisterung und seinen Dank gegen Gries (20. Mai) und gegen Knebel (13. Juni 1821); zu einer öffentlichen Lobpreisung Calderons wurde er vielleicht durch Heinrich Voß angeregt, der ihm am 28. Juli 1820 schrieb: „Aber nun erlauben Sie, teurer Mann, daß ich einen lange gehegten Wunsch als Bitte ausspreche. Sie haben alle von Gries übersetzten Stücke mit Liebe gelesen und wiederholt gelesen; lassen Sie Ihre Gedanken und Gefühle über dieselben nicht verloren gehn; sprechen Sie laut über die [den?] großen Toten und über die Lebenden, die ihm frisches Lebensblut eingeflößt. Wahrlich Sie sind das der Welt schuldig, weil Sie der Einzige sind, der es kann. Calderon bedarf eines Mittlers, ich weiß das an mir selbst .... So geht es vielen. Im Namen dieser bitt' ich Sie, beschwör' ich Sie, daß Sie uns auf den rechten Stand hinstellen." H. Voß wiederholte seine Bitte am 2. Dezember 1821. Der Calderon-Aufsatz übte auf ihn und seinen Vater eine tiefe Wirkung aus (an Goethe 20. April 1822), er nahm auch den größten Teil in die Einleitung zu seiner Übersetzung von Shakespeares „Heinrich VIII." auf. Siehe auch Rochlitz an Goethe 16. April 1822. Im Jahre 1827 gab die Aufführung der „Tochter der Luft" in Weimar und Berlin Goethe Anregung zu neuen Äußerungen über das Stück. Über Goethes Verhältnis zu Calderon vgl. Edm. Dorer, Goethe und Calderon. Leipzig 1881 und H. Schuchardt, Neueste deutsche Calderon-Litteratur (Augsburger Allgemeine Zeitung 1881 Nr. 198—200). — 5f. De nugis ... volvitur assere. Jac. Balde Lyr. III, XIII. V. 3. 4. Deutsch in Herders „Terpsichore" 1, 6 (ed. Suphan Bd. 27, 26). Nach einer gütigen Mitteilung von Michael Bernays.

kann dies niemals zum Schaden gereichen; denn wir betrachten ein solches Erzeugnis liebevoll um desto näher und suchen seine Verdienste zu entwickeln, damit unser Urteil gerechtfertigt werde. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert, seinen hohen Geist und klaren Verstand verehrt habe. Hiebei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist und ihr nicht mehr Dämonisches zugeteilt ist, als nötig war, damit das Außerordentliche, Überschwängliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur sind wunderbar, alles Übrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, gilt von allen unseres Dichters. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keineswegs; er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja bretterhaft; was wir Illusion heißen, besonders eine solche, die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur; der Plan liegt klar vor dem Verstand, die Scenen folgen notwendig, mit einer Art von Ballettschritt, welche kunstgemäß wohlthut und auf die Technik unserer neuesten komischen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive sind immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedingnisse, aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetischen Gang, die Zwischenscenen, welche menuettartig in zierlichen Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialektisch, sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden erschöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen hausbackener Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf Anteil und Neigung Anspruch machen sollte, sie alsobald, wo nicht gar schon im voraus zu zerstören droht.

Nun gesteht man bei einigem Nachdenken, daß menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprünglicher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art aufs Theater bringen lassen, sie müssen schon verarbeitet, zubereitet, sublimiert sein; und so finden wir sie auch hier: der Dichter steht an der Schwelle der Überkultur, er giebt eine Quintessenz der Menschheit.

Shakspeare reicht uns im Gegenteil die volle, reife Traube

15. bretterhaft. Gegen Eckermann gebraucht Goethe am 26. Juli 1826 mit Bezug auf Calderons Stücke die ähnliche Bezeichnung „bretterrecht".

vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegornen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rektifizierten Weingeist, mit manchen Spezereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes, köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genötigt, düsterem Wahn zu frönen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt geraten, da der Stoff beleidigt, indes die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavana gar wohl sein möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvorteil, welchen Shakspeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Überall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nötigt er, seinem Unternehmen zu dienen, tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch geraten kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Lokale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Litteratur ohne vorläufige historische Untersuchungen bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Übersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig

16 f. der Aurora von Copacavana. Auch diese lernte Goethe 1821 in der Calderon-Übersetzung von G. von der Malsburg kennen. — 1 ff. es sei ... erzogen worden. Über die Frage, welcher Konfession Shakespeare angehört habe, vgl. besonders M. Bernays, Shakespeare ein katholischer Dichter im 1. Bande des Shakespeare-Jahrbuchs.

bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries diesmal schuldig darbringen; er verleiht uns eine Gabe, deren Wert überschwänglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmut gewinnt und durch vollkommene Übereinstimmung aller Teile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erst vom Alter vollkommen geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend mitstrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Übersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt konzentrierte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können.

Olfried und Lisena noch einmal.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Drittes Heft. 1822. S. 135—137.)

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen dasselbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Gesinnung sich unangefochten erhalten hat, so möchten wir dem Dichter gerne etwas zuliebe thun, etwas aussprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszusetzen sei, darüber werden ihn unsere landsmännischen Kritiker gar umständlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte beraten, welches zu befolgen er gewiß heilsam finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle sich aus der Geschichte, aus Überlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickelt ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle solches ausführlich und

2. Dr. Gries. Joh. Dietrich Gries (1775—1842) übersetzte Tassos „befreites Jerusalem" (1800—1803), Ariosts „rasenden Roland" (1804—1808), Calderons Schauspiele (1815—1841), Nicolo Fortiguerras „Richardetto" (1831—1833) und Bojardos „verliebten Roland" (1835—1837). — 16. Olfried und Lisena noch einmal. Siehe Bd. 31, S. 334 und in diesem Bande S. 21, 23 ff.

umständlich; die Eigentümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu fröhlichen Teilen; je kürzer er sich faßt, desto willkommener wird er sein und gewiß am besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmutigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüstlich; vergreift er sich auch einmal, so ist für seine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hiebei Wielands kleiner Erzählungen, von welchen gar manche als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Litteratur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.

Die heiligen drei Könige noch einmal.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Drittes Heft. 1822. S. 137—141.)

In des zweiten Bandes zweitem Stück von „Kunst und Altertum" erwähnten wir eines lateinischen Manuskripts, welches die Legende der heiligen drei Könige sehr ausführlich darstellt. Da uns nun diese frommen Erstgebornen aus den Heiden neuerlich durch die trefflichen Arbeiten der älteren niederländischen Schule immer lieber und werter geworden, so hegten wir den Wunsch, Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren und vielleicht eine Übersetzung desselben in einem jener Zeit gemäßen Stil bearbeitet zu sehen. Wie denn nun immer eins aufs andere führt, so that sich unter den Heidelberger Manuskripten eine Übersetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreicht, und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fablenden Autor auszusöhnen, hat er die Legende der drei Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart, deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt und sie als einleitenden Auszug seiner Übersetzung vorausgeschickt,

8 ff. Gern erinnern wir ... anzuerkennen. Das oft citierte Urteil Goethes über den Oberon: „Der Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden" (an Lavater 3. Juli 1780, vgl. auch an Kestner 14. Mai) hat, wie diese Stelle zeigt, später eine starke Abschwächung erfahren. Wieviel Goethe an dem einst so gepriesenen Gedicht auszusetzen fand, zeigt seine Äußerung darüber zu Eckermann 3. März 1830. — 13. Die heiligen drei Könige noch einmal. Siehe Bd. 31, S. 291 ff. und 328 f.

ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt in einem Tone, dem Altertum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Stil, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene liest sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich-prosaisch und zugleich unwahrscheinlich-märchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, cyklischen Dichtern und andern Spätlingen eigen sein mag, so kommt doch gar manches vor, was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Tieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich, die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem, was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten giebt, derart, daß er entweder selbst muß dort gewesen sein oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforscht haben. Dieses alles zu sondern, die Kongruenz mit schon bekanntem Irrtum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit sein für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeitkenntnis.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich bei näherer Untersuchung Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hessen-Kassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und Versen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwischen Königen und Fürsten. Im Jahr 1366 reiste er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in seinem Stammkloster zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Herzogen von Braunschweig und starb 1375 in genanntem Kloster, wo er neben

18. Mandeville. Siehe Bd. 31, S. 297, Z. 27 Anm.

dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie seine in Sebastian Münsters Saxonia mitgeteilte Grabschrift beurkundet.

Höchst merkwürdig ist jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville von seinen Reisen zurückkommend in Rom einkehrte, sich auch daselbst befand, wodurch die Übereinstimmung mit jenem bedeutenden Reisenden nur desto erklärlicher wird.

Von Knebels Übersetzung des Lucrez.

(Über Kunst und Altertum Dritter Band. Drittes Heft. 1822. S. 156—162.)

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um so mehr einen guten Empfang wünsche, als ich seit geraumer Zeit dieser unverdroßnen Bemühung gar manche Hülfe und Fördernis zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und so gereichten die Studien eines Freundes, sich mit einem so wichtigen Rest des Altertums zu verständigen, eigenem Verständnis zu großem Vorteil. Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man sich siebzig bis achtzig Jahre vor unserer Ära in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom versetze, sich vergegenwärtige, wie es daselbst in bürgerlichen,

8. Von Knebels Übersetzung des Lucrez. Nach der Vollendung seiner, zum Teil in Schillers „Horen" erschienenen Properz-Übersetzung (1798) begann Goethes alter Freund Karl Ludwig von Knebel, der Erzieher des Prinzen Konstantin von Weimar, die „Natur der Dinge" des Lucrez ins Deutsche zu übertragen, eine Arbeit, die sich durch lange Jahre hinzog; erst 1816 erschien ein Teil (der Schluß des Ganzen), 1821 die vollständige Übersetzung (bei Göschen in Leipzig). Von Anfang an bethätigte Goethe sein Interesse für die Arbeit, das um so größer war, da seine Dichtung in der „Metamorphose der Pflanze", in einem geplanten großen Naturgedicht gerade in jenen letzten neunziger Jahren ähnliche Wege aufsuchte. Am 18. Januar 1799 las er, laut dem Tagebuch, bereits das erste Buch der Lucrez-Übersetzung. Für die Materialien zur „Geschichte der Farbenlehre" ließ er sich im Dezember 1805 von Knebel zwei Stellen daraus mitteilen, die er in die Abschnitte „Römer" und „Intentionelle Farben" aufnahm. (Die Abweichungen von der Fassung in Knebels Lucrez rühren nicht, wie von B. vermutet, davon her, daß hier eine frühere Gestalt der Übersetzung vorliegt, sondern von einer Änderung, die Knebel „der beliebten Deutlichkeit" wegen für Goethes „Farbenlehre" vorgenommen hatte. Das geht aus einem neuerdings (Goethe-Jahrb. VII, 179) gedruckten Briefe Knebels an Goethe vom 25. Dezember 1805 hervor. Vgl. auch die Briefe an A. W. Schlegel vom 28. Dezember 1798 und 14. Oktober 1799, sowie an Knebel vom 14. Januar, 15. März, 7. November 1799. Auch beim Abschluß der Arbeit war Goethe mit freundschaftlicher Anteilnahme dem Verfasser zur Seite, das zeigen seine Briefe an Knebel vom 29. November und 17. Dezember 1820, vom 14. und 21. Februar, 7., 18. und 28. März 1821. Wie zugleich seine Aufmerksamkeit auf die Kulturzustände in der Entstehungszeit des großen römischen Naturgedichts und auf den Zeitgenossen Lucrezens, Dionys von Halikarnaß, gelenkt wurde, bezeugen die Annalen von 1821. Goethes Anzeige preßte Knebeln Freudenthränen aus. Vgl. auch Hugo von Knebel-Doeberitz, Karl Ludwig von Knebel. Weimar 1890. S. 138 ff.

kriegrischen, religiosen und ästhetischen Zuständen ausgesehen. Den echten Dichter wird niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt.

Man darf wohl sagen, daß Lucrez in die Epoche kam und sie selbst mit bildete, wo die römische Dichtkunst den hohen Stil erreicht hatte. Die alte, tüchtige, barsche Roheit war gemildert, weitere Weltumsicht, praktisch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben sich handeln sah, hatten die römische Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernst sich mit Anmut, wo starke, gewaltige Äußerungen sich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte sich im Fortgang das Zeitalter Augusts, wo die feinere Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchte und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darstellte. In der Folgezeit war an eine Vermittelung nicht mehr zu denken; Tyrannei trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in sich selbst zurück; daher ich denn gar gern, diesem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Persius endige, der, in sibyllinische Sprüche den bittersten Unmut verhüllend, seine Verzweiflung in düstern Hexametern ausspricht.

Wie viel freier bewegt sich noch Lucrez; zwar auch er ist bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern; er entfernt sich vom Weltschauplatz, beklagt des wertesten Freundes Abwesenheit und tröstet sich durch Mitteilung des höchsten Bestrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfnis die größten Vorteile; aber wenn man von günstigen Göttern durch Vögelflug und Eingeweidegestalt treuen Rat und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen teil zu nehmen schien, so waren diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orkus den olympischen Äther, und die stygische Gorgone löschte die sämtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüter mehr und mehr bemüht, drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht sich demütig

zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode bei einem unseligen Leben auf Erden immer wünschenswerter erschien. Wer aber gab sodann Bürgschaft, daß es nicht ebenso schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald hernach das Christentum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als der wünschenswerteste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die Furcht loszuwerden; doch hiebei war, wenn man auch mit sich selbst übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer, der immer wieder hören muß, was er längst beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen, das sich von Ungeduld zur Wut steigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieses gewaltige Schelten hab' ich jedoch immer beinahe komisch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnantesten Augenblick der Schlacht, da seine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegenzugehen stockten, verdrießlich ausrief: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben!" So nah grenzt das Ungeheure ans Lächerliche.

So viel sei diesmal über ein Werk gesagt, das, allgemeine Aufmerksamkeit verdienend, den Anteil der jetzigen Zeit besonders erregen muß.

Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez; ja, man kann es nicht einmal, und wenn man wollte; aber man sollte erfahren, wie man sechs bis acht Dezennien vor unserer Ära gedacht hat; als Prologus der christlichen Kirchengeschichte ist dieses Dokument höchst merkwürdig.

Auf einen so wichtigen Gegenstand nun sei mir erlaubt

10. genaturt. Das alte, aus der Scholastik stammende Wort ist heute nur noch mundartlich im Gebrauch. Goethe ist wohl der letzte gewesen, der es im Schriftdeutsch anwandte (meines Wissens übrigens nur an dieser Stelle). — 14 ff. Einer, der immer wieder ... komisch empfunden. Das ist ein beabsichtigter Kunstgriff Goethes, daß er den angegriffensten Teil des Werkes, das leidenschaftliche Leugnen der Unsterblichkeit, ins Komische zu spielen sucht (an Knebel 18. Februar 1821). Vgl. auch Gespräche mit Müller 20. Februar 1821. — 32 ff. Auf einen so wichtigen ... Naturphilosophen und Dichter. Über diesen Plan Goethes geben die Briefe an Knebel vom 18. und besonders vom 21. Februar 1821 Auskunft. Daraus geht hervor, daß er die Arbeit gemeinsam mit Knebel unternehmen wollte. Durch Riemer ließ er sich Kollektaneen zur

wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenschaft darzustellen wünschte: als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter. Diesen alten Vorsatz auszuführen, erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Übersetzung; sie macht es allein möglich. Denn wir sehen sie durchaus würdig mit edler Freiheit vorschreiten, sich selbst klar unser Verständnis aufschließen, auch wenn von den abstrusesten Problemen gehandelt wird. Grazios und anmutig lockt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, kommentiert ohne Umschreibung und belebt ein uraltes bedenkliches Original, wie dies alles in der Folge umständlich nachzuweisen sein wird.

Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Drittes Heft. 1822. S. 166—170.)

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geständnisse herangekommen, so sei auch folgendes gegenwärtig ausgesprochen.

In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren; denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen, mit denen ich nicht rechten will. Sie stellten sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine, als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer

Geschichte von Lucrezens Freund Memmius zusammenstellen (an Weller 2. März 1822), und so ließ sich „immer mehr eine freudige Ausführung hoffen". Noch am 22. April 1822 empfand er dankbar gegen den Verfasser die Förderung, die ihm Rochlitzens „Umrisse eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60 bis 44 v. Chr." für seinen Zweck gewähren. Aber dann blieb die Arbeit doch liegen; aus Mangel an thatsächlichem Material, wie der Brief an Knebel vom 27. Februar 1830 zeigt. Am 15. Dezember desselben Jahres gab er nochmals seinem Bedauern, daß er den Vorsatz nicht ausgeführt hatte, gegen Knebel Ausdruck.

12. Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren. Der Aufsatz ist auch im Morgenblatte Nr. 69, den 21. März 1822, abgedruckt; er ist hier nach seiner Stellung in „Kunst und Altertum" aufgenommen wegen der nahen Beziehung des folgenden zu ihm. — 17 ff. denn in diesen ... auszuüben suchte. Wie schon v. B. bemerkt hat, sind die Menschen, die Goethe hier meint, Kotzebue und Merkel. Vielleicht ließe sich noch Böttiger hinzufügen. Wie Kotzebue in Weimar Unfrieden zu stiften suchte, erzählt Goethe in den Annalen 1802 ausführlich; eine Charakteristik der feindlichen Gesinnungen desselben giebt er in den „Biographischen Einzelheiten" unter dem Worte „Kotzebue". Das Organ des Hasses Kotzebues war „Der Freimütige", den er 1803 gemeinsam mit Merkel in Berlin herausgab und der alles, was mit Goethe und den Brüdern Schlegel zusammenhing, aufs feindseligste angriff und ihre Werke verhöhnte. Das Ärgste enthielten aber Kotzebues „Expektorationen" (Berlin 1803), in denen Goethe der Große, A. W. Schlegel der Wütende, Fr. Schlegel der Rasende vorgeführt wurden. Nach Kotzebues Rücktritt von der Leitung des „Freimütigen" wurde dieser von Merkel, der schon 1800 in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer" die weimarer Dichter und ihren Kreis angegriffen hatte, in ganz demselben Sinne, aber in etwas anständigerem Tone fortgesetzt.

im Litterarkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben suchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannigfach besonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichst erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Gesicht gekommen. Ein tief sinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Ense, der, meinen Lebensgang schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im Gesellschafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hiedurch am besten zur Sprache bringen und sein eignes Empfinden mannigfach und anmutig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Litterarischen Konversationsblatte sich ein Ungenannter gar freundlich erwiesen, bei dessen Vortrag und Urteil die Bemerkung wohl stattfinden mag, daß guter Wille klar und scharf sieht, indem er das, was geleistet worden, willig anerkennt und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, sondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Professor Kayßler zu Breslau stellt in einer Einladungsschrift Platos und Goethes Pädagogik gegen einander; ernst und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er ist nicht ganz mit meinen Anstalten zufrieden, welches ich ihm so wenig verdenke, daß ich vielmehr auf sein bedächtiges Heft sogleich das Motto geschrieben:

Il y a une fibre adorative dans le coeur humain.

Durch welches Bekenntnis ich denn eine völlige Übereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte.

Diesen werten Freunden kann ich für den Augenblick nur so

8. Varnhagen von Ense (1785—1858), der mit seiner Gattin Rahel Levin in Berlin einen begeisterten Goethe-Kultus schuf, ließ im „Gesellschafter", den Gubitz herausgab, 1821 Nr. 91 und Nr. 131—138 Briefe über die Wanderjahre drucken. — 16. im Litterarischen Konversationsblatte, Jahrgang 1821 Nr. 222, 225, 226, 232, 238, 242 in Briefform, außerdem zwei kürzere Besprechungen in Nr 192 und Nr. 250 und 251. v. B. — 23. Professor Kayßler, „Fragmente aus Platons und Goethes Pädagogik", im Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau 1821, dessen Direktor der Verfasser war.

viel erwidern, daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen, wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Litteratur wohl selten zugetragen haben, und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen als er selbst und, indem sie einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb, ein Lebenslied einzuschalten, das mir seit seiner mitternächtigen, unvorgesehenen Entstehung immer wert gewesen, komponiert aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebsten Produktionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend, Seligkeiten sog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstre drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich uns Vergangne wie uns Künft'ge schlang;
Um Mitternacht.

19 ff. Um Mitternacht u. s. w. Über dieses Gedicht heißt es in den Annalen 1818: „Ein wundersamer Zustand bei hehrem Mondenschein brachte mir das Lied: Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werter ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte." Das Lied entstand am 13. Februar 1818, und wurde zuerst 1821 in Zelters „neuer Liedersammlung" mit dem Titel „Um Mitternacht" gedruckt. Zu Eckermann sagte Goethe (am 14. Januar 1827) mit Bezug auf das Lied: Es „hat sein Verhältnis zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Teil und lebt mit mir fort".

Neue Liedersammlung von Carl Friedrich Zelter.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Drittes Heft. 1822. S. 171—172.)

In derselben ist auch vorstehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutschland ausgesäeten Freunde und Freundinnen hiedurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht im hellsten Vollmond aus guter, mäßig-aufgeregter, geistreich-anmutiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannter Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeigen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Rätsel sind, daher es denn dem Komponisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identifizieren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz aufs neue wieder hervorgebracht fühlen mag und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüt so manches Wohlwollenden noch lange widerzutönen geeignet sind.

Östliche Rosen von Friedrich Rückert.

(Über Kunst und Altertum. Dritter Band. Drittes Heft. 1822. S. 173—175.)

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die, in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf; ich finde ihn aber notwendig und wünschenswert. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede sein soll, einen sanft melancholischen Anklang, der sich von Hölty bis zu Ernst Schulze durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermannsgeist, von Klopstock

1. Neue Liedersammlung von Carl Friedrich Zelter Mit dessen Porträt als Vignette. Zürich und Berlin 1821. — 7 ff. Man lasse mich bekennen ... gehabt zu haben. Siehe oben S. 12, Z. 19 Anm. — 22. Östliche Rosen von Friedrich Rückert. Erschienen in Leipzig bei Brockhaus 1822. — 31. Ernst Schulze. Über ihn siehe D. Nat.-Litt. Bd. 147 — 32 f. der hochgesinnte deutsche ... Melodieen geliefert. Anspielung auf die sogenannte Bardendichtung (D. Nat.-Litt Bd 48).

ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodieen geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegeszeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig begleiteten sie nicht mit Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen! Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wär' es nur auf kurze Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohnesorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Äthers genießen ließe. Von den Kompositionen meines Divans hab' ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelterischen und Eberweinischen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des letztern geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückerts oben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narzisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerte; an solchen Gefahren mag sich jung und alt gerne üben und ergötzen.

Obgleich die Ghaselen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

Der deutsche Gil Blas, eingeführt von Goethe. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses, eines Thüringers. Von ihm selbst verfaßt. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1822. (S. III—XIV.)

Vorwort.

Indem wir eine schon früher angekündigte Handschrift, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin- und wieder-

1ff. in wie viel hundert ... Gesinnungen! Die Dichtung der Freiheitskriege. — 11. Eberweinischen. Karl Eberwein (1786—1868), Kammervirtuose in Weimar, Komponist vieler Lieder Goethes, der ihn sehr schätzte. — 20ff. Obgleich die Ghaselen ... Gedichte. Platen hatte die Ghaselen (Erlangen 1821), die mit einem Schlußgedicht Goethe gewidmet waren, diesem am 10. April 1821 zugesandt. Im Oktober desselben Jahres lernten sie sich persönlich kennen. Über ihre weiteren Beziehungen siehe Goethe-Jahrbuch I, 271 f. In Kunst und Altertum IV, 3, 1824 besprach Eckermann auf Goethes Anregung die „Neuen Ghaselen“ Platens. — 24. Der deutsche Gil Blas. Siehe Goethes Ankündigung Bd. 31, S. 337 ff. Zum Teil stimmen beide Aufsätze wörtlich überein. Man vergleiche daher die Anmerkungen a. a. O. Als Ergänzung dient der Artikel „Nekrolog des deutschen Gil Blas“ (S. 76 ff).

getriebenen Mannes enthält, unter dem Titel „Der deutsche Gil Blas“ nunmehr gedruckt einführen, so müssen wir, um nicht übermäßige Hoffnungen zu erregen, diesen Schritt sogleich bevorworten und vor allen Dingen erklären, daß der französische Gil Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei, und daß sie also in diesem Sinne durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen.

Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu; denn auch bei dem Deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemet, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, von ihnen abhängt, nimmt's nicht genauer, als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln. Weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verleugnen kann, so verdirbt er sich jederzeit seinen Zustand, wenn er strengsittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses alles den Umständen zufolge ganz natürlich zugeht, und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum besten hat, so besticht der gute ruhige Vortrag von immer menschlich-bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende, von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Ähnliche Bücher finden sich in Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentieren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen; denn es ist in den untern Ständen wohl niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Auch der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegierte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisiert sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt dem vagierenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt als Bedienter eines Emigrierten aus der unglücklichen Champagne zurück, die verarmten Herren entlassen ihre Leute, und diese, um

nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen Der unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: „Laß ihn doch! Es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte."

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt, wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben. Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir bei Lesung dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden; denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle zu entschädigen.

In diesem Sinne kann man solche Bücher wahrhaft erbaulich nennen, wie es der Roman, moralische Erzählung, Novelle und dergleichen nicht sein sollen; denn von ihnen als sittlichen Kunsterscheinungen verlangt man mit Recht eine innere Konsequenz, die, wir mögen durch noch so viel Labyrinthe durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in sich selbst abschließen soll.

Das Leben des Menschen aber, treulich aufgezeichnet, stellt sich nie als ein Ganzes dar; den herrlichsten Anfängen folgen kühne Fortschritte, dann mischt sich der Unfall drein, der Mensch erholt sich, er beginnt, vielleicht auf einer höheren Stufe, sein altes Spiel, das ihm gemäß war; dann verschwindet er entweder frühzeitig oder schwindet nach und nach, ohne daß auf jeden geknüpften Knoten eine Auflösung erfolgte.

Wie man nun aber von keinem Roman, groß oder klein, sagen soll, hier sei viel Lärmen um nichts, — denn dies könnte man auch von der Ilias behaupten, — noch weniger verdient ein Menschenleben verächtlich behandelt zu werden, weil es offenbar im Leben aufs Leben und nicht auf ein Resultat desselben an-

7 ff. Selbst die obern Stände ... schrieben. Vgl Sprüche in Prosa (v. Loeper Nr. 193): „Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen."

kommt und wir den Geringsten mit Achtung anzusehen haben, wenn wir in seiner einfachen Geschichte bemerken, daß eine höhere Hand sich vorbehalten hat, unsichtbar einzugreifen und dem Verdüsterten, Trübseligen, im Augenblick Hilflosen über einige Schritte hinweg auf eine glatte Bahn zu helfen.

Wie denn auch Johann Kaspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide sich nicht anders zu helfen wissen, jener in eigenen, dieser in weltgeschichtlichen Begebenheiten, als daß sie ein über alle waltendes höchstes unerforschliches Wesen annehmen.

Indem wir nun wünschen, daß unsere Leser von dem Büchlein, das wir ihnen anbieten, nicht ganz unbefriedigt scheiden mögen, so empfehlen wir ihnen ein anderes, wo der Held auf einem beweglichern Elemente sich bedeutender hin- und hertreibt: Joachim Nettelbecks Leben, von ihm selbst aufgezeichnet. Zu Kolberg, an der See zur See geboren, wirft er sich als Knabe schon der Ente gleich auf das gefährliche Element und giebt uns Anlaß, jene oben schon berührten Betrachtungen abermals zu wiederholen und auf mancherlei Weise hin und her zu wenden, deshalb wir auch weder durch Erzählung noch Urteil dem Leser vorgreifen, sondern nur so viel sagen, daß es keinem Bewohner des festen Landes unbekannt bleiben dürfe, damit er bei so vielfachen Unfällen, die auch ihm begegnen, des grenzenlosen Jammers gedenke, dem der Seemann täglich entgegensieht.

Wenn uns nun auch dieses Büchlein in kurz vergangene und doch schon beinahe verschwundene Zustände versetzt, so ist ein anderes, das uns einige Jahrhunderte rückwärts ruft, gleichfalls hoch zu schätzen; wir wenigstens bekennen gern, daß uns nie so deutlich geworden, wie es in Deutschland in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ausgesehen, als durch die Begebenheiten eines schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen, von

6 f. Johann Kaspar Steube . . . erzählend Er war am 25. Januar 1717 in Gotha als Sohn eines Metzgers geboren, erlernte das Schuhmacherhandwerk und durchwanderte von 1763—1782 einen großen Teil Europas. Dann ließ er sich als Schuhmachermeister und italienischer Sprachlehrer in seiner Vaterstadt nieder. Seine Reisen beschrieb er in zwei Büchern: Wanderschaften und Schicksale von J. K. St. (Gotha 1791) und Briefe über das Banat (Eisenach o. J.). Er starb 1795. — 15 f. Joachim Nettelbeck (1738—1824), der Verteidiger Kolbergs während der französischen Belagerung. Seine Selbstbiographie wurde von Haken in drei Bänden (Halle und Leipzig 1821—1823) herausgegeben. — 21 ff. die Begebenheiten . . aufgesetzt Siehe weiter unten die kurze Besprechung des Buches aus Kunst und Altertum VI, 1. 1827.

ihm selbst aufgesetzt. (Herausgegeben von Büsching. I. Band. Breslau 1820.)

Dem für das deutsche Altertum so löblich bemühten Herausgeber sind wir schon so manche Mitteilung von alten Gerätschaften, Waffen, Geschirren, Siegeln und Bildwerken schuldig, deren Anblick uns immer ein Mitgefühl giebt, wie es zu der Zeit ausgesehen haben mag, da sie gefertigt und gebraucht wurden. Nun aber verbindet er sein Publikum doppelt und dreifach, indem er die wunderlichsten Menschen, wie sie vor mehr als zweihundert Jahren in Deutschland gehaust, unmittelbar zur handgreiflichsten Nähe bringt. Wie wundersam hatten sich die Zeiten seit Götz von Berlichingen und Schertlin von Burtenbach geändert, in welcher andern, aber widerwärtigern Verwirrung finden wir das liebe Deutschland in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts! Genanntes Buch, dessen Fortsetzung wir wünschen, wird gewiß jeden Deutschen höchlich interessieren, aber ihm auch gar manches Kopfschütteln ablocken; wie denn auch die unwandelbare thätige Treue eines wackern Edelmanns gegen den wunderlichsten aller fürstlichen Gebieter gewiß eine beifällige Teilnahme bewirken wird.

In Gefolg alles dieses enthalt' ich mich nicht einer allgemeinen Betrachtung. Die Geschichte denkt uns vor, der Roman fühlt uns vor, und so genießen wir an beiden völlig zubereitete Speisen. Die Schrift aber, die uns nur Stoff überliefert, fordert von uns, ihn zu verarbeiten, eigene Thätigkeit, zu der wir nicht immer aufgelegt sind, eigene freie Übersicht und Fertigkeiten, das Gewonnene zurecht zu stellen, die nicht einem jeden gegeben sind; deswegen auch ein französisches Buch, Voyage de Montaigne par Querlon 1772, in Frankreich ungeachtet des berühmten und gefeierten Namens bei seinem Erscheinen Mißfallen erregt hat, und zwar ganz natürlich, weil Stoff und Gehalt tagtäglich neben einander stehen, auf einander folgen und erst einen Geist erwarten, der seinen Vorteil daraus zu ziehen weiß.

3 ff. Dem für das deutsche Altertum ... gebraucht wurden. Johann Gust. Gottl. Büsching (1783—1829), als Herausgeber älterer deutscher Dichtungen verdient. Hier zielt Goethe wohl hauptsächlich auf sein gemeinschaftlich mit v. d. Hagen herausgegebenes „Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst" (Berlin 1809—1811). — 12. Schertlin von Burtenbach (1496—1577), berühmter Landsknechthauptmann. Auch er hat sein Leben selbst beschrieben. Goethe kannte es aus Holzschuher und Hummel, Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Schertlin (Frankfurt und Nürnberg 1777—1782). — 27 f. Voyage de Montaigne par Querlon 1772. Die Reisebeschreibung des berühmten französischen Essayisten, der von 1533—1592 lebte, erschien erst 1774. Der Herausgeber hieß Guerlon.

Ein Franzose selbst findet unbillig, daß dieses Buch keine gute Aufnahme gefunden, und drückt sich darüber folgendermaßen aus: „da man aber köstliche Stellen darin findet, die sich auf Sitten, Künste und Politik beziehen, auch solche, woran man den Geist und den Charakter des Verfassers deutlich erkennen mag, so hat man wohl gethan, diese Reise abdrucken zu lassen. Man trifft darin gar manche Dinge, die man gern beschrieben sieht durch einen Gleichzeitigen, durch einen Augenzeugen, und zwar einen solchen wie Montaigne. Die einzelnen Posten der Geldausgaben unterwegs können das Verhältnis des Geldeswerts in unsern Tagen zu beurteilen dienlich werden."

Ein solcher Mann ist fast merkwürdiger in seinem täglichen Handeln, als wenn er schreibt; der lebendige Mensch erklärt auf alle Fälle den Schriftsteller. Montaigne unternimmt 1580 eine Reise zu Pferde; mit einem anständigen Gefolge zieht er aus, und wenn ihm schon Unglaube, ja Haß gegen die Ärzte und Medizin eingefleischt ist, so glaubt er doch an die Wirksamkeit der Gesundbrunnen, besucht und kostet sie; auch läßt er uns, da seine Steinschmerzen dadurch und durch Bewegung gelindert werden, jederzeit wissen, wie er von Sand und Gries und sonstigen Übeln befreit worden. Aus Frankreich durch Lothringen und Elsaß zieht er bis Baden in der Schweiz, von da auf deutscher Seite bis Augsburg und München, durch Tirol und Italien, und sieht sich endlich in Rom.

Wie unter solchen Umständen ein stracker, feiner, zartgesinnter, sich selbst beobachtender, neugieriger, mit einer gewissen anmutigen Eitelkeit behafteter französischer Edelmann in fremden Ländern hervortritt, ist wohl auf keine andere Weise zu schauen und zu erfahren.

Wenn ein deutscher gewandter, unterrichteter Schriftsteller dieses Werk sich zu eigen machte, das Bedeutende hervorhübe, das Allgewöhnliche, sich Wiederholende beseitigte, dagegen aber die Besonderheiten der damaligen Zeitgeschichte klüglich einzuschalten und mit diesen Tagebüchern zu verbinden wüßte, so würde gewiß ein erheiterndes und nützliches Lesebüchlein daraus entstehen.

Zwei Betrachtungen zum Schluß werden das empfohlene Buch dem Kenner noch wichtiger erscheinen lassen.

Montaigne, ein der römischen Kirche wie dem Königtum treulich und eifrig zugethaner Ritter, unternimmt die Reise acht Jahre nach der Pariser Bluthochzeit und sucht in Deutschland eifrige freie Unter-

haltung mit katholischen sowohl als protestantischen Geistlichen und Schullehrern über abweichende Glaubensbekenntnisse und Meinungen, wozu er sich der ihm geläufigen lateinischen Sprache zu bedienen weiß.

Sodann, obgleich fest an gewissen Vorurteilen und Gewohnheiten hangend, betrachtet er ganz frei gesinnt, mit der heitersten Gerechtigkeit und Billigkeit weltfremde Zustände und weiß sie dergestalt zu schätzen, daß er die deutschen Einrichtungen, es sei nun an Baulichkeiten, Hausrat, Bedienung und Tafel, sowie polizeiliche Ordnung und Reinlichkeit, durchaus der französischen Lebensweise vorzieht. Mehr dürften wir zur Empfehlung eines solchen Werkes wohl nicht hinzufügen

Kehren wir jedoch zu unsern Zeitgenossen zurück und bemerken, daß an unsere Naturprosaisten sich auch Naturpoeten unmittelbar anschließen, welche zusammen wohl eine besondere Rubrik in der deutschen Litteratur verdienten, weil die sich vermehrende Erscheinung aller Aufmerksamkeit und Ermutigung wert ist

Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen; wobei sich denn ihre Produktion, wie alle poetische Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sitten Verbessernde gar treulich hinneigt. Wir machen vorläufig aufmerksam auf einen schon vorübergegangenen Mann dieser Art: Dietrich Georg Babst, geboren in Schwerin 1741. Er ließ in seiner Jugend Anlagen zur Poesie hervorschimmern, indem er bei dargebotner Gelegenheit kleine Verse in hochdeutscher Sprache dichtete und sich hiedurch sowie durch seine musikalischen Talente beliebt zu machen, Gönner und Freunde zu erwerben wußte. Früh verwaist, sah er sich genötigt, selbst während der akademischen Studien mittelst seiner musikalischen Talente sich Unterhalt zu verschaffen, und genoß durchaus wegen geprüfter Rechtschaffenheit die Achtung und Liebe seiner nunmehrigen Rostocker Mitbürger. Da aber ein sehr geringer Dienst ihn und die Seinigen nicht ernährte, begann er wieder durch poetische Versuche und den damit verknüpften Gewinn seine bürgerliche Existenz mehr zu sichern; feierliche oder merkwürdige Vorfälle besang er teils in hochdeutscher, teils in plattdeutscher

13. Naturpoeten. Hiller und Fürnstein sind zwei solche Erscheinungen, die Goethe besprochen hat.

Sprache. Im Jahre 1789 gab er eine Sammlung lustiger aber wahrer Schwänke plattdeutsch in 3 Teilen heraus, verfaßte nachher noch manches kleine Gelegenheitsgedicht in beiden Mundarten, worin er merkwürdige, für Rostocks Bewohner interessante Begebenheiten besang. Eine besser nährende Stelle, die ihm gegönnt ward, bekleidete er nicht lange und starb den 21. April 1800, betrauert und beweint von allen, die ihn kannten und liebten.

Wir besitzen durch Freundes Gunst einen, nach seinem Ableben edierten Oktavband: Uhterlesene pladdtütsche Gedichte, Rostock 1812, der mehrere höchst anmutige größere und kleinere Dichtungen enthält, welche sämtlich die guten Eigenschaften besitzen, die wir oben von dem ganzen Geschlechte gerühmt. Ergetzlich ist es zu sehen, wie ein Mann, in dem bürgerlichen Wesen selbst befangen, sich durch geniale Betrachtungen darüber erhebt und dasjenige, was wir sonst als Philisterei, Bocksbeutel, Schlendrian und alberne Stockung zu verachten pflegen, in seiner natürlichen anmutigen Notwendigkeit sehen läßt und uns solche beschränkte Zustände dulden, schätzen und lieben lehrt.

Und so sei denn zum Schlusse gesagt, daß wir eine ähnliche Gabe, jedoch höherer Art, zu erwarten haben. August Hagen von Königsberg, Verfasser von Olfried und Lisena, hat, wie wir hören, mehrere kleine Gedichte eigentümlichen Zuständen seiner vaterländischen Gegend gewidmet; wir wünschen solche bald gedruckt zu sehen. Uns wenigstens ist es höchst erfreulich, wenn ein wahres dichterisches Talent sich dem Besondern widmet und das, was dem Menschen als gemein und alltäglich vorkommt, in aller Eigentümlichkeit glänzend hervorzuheben weiß, wovon in dem genannten Heldengedichte schon die schönsten Beispiele vorhanden sind; wie wir denn überhaupt von der Ostsee her kräftigen Succurs für die reale Dicht- und Darstellungsweise nächstens zu hoffen haben.

Weimar, am 8. April 1822. Goethe.

1 f. Im Jahre 1789 . . . heraus. Nach Meusel (Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller 1, 129) erschienen Babsts „Allerhant schnaakische Saaken tum Tietverdriew" in Rostock 1788—1790. — 5. Eine besser nährende Stelle. Er war zuletzt (nach Meusel) Prokurator, Sekretär des zweiten bürgerschaftlichen Quartiers und Notarius zu Rostock. — 29. August Hagen. Vgl. Bd. 31, S. 334, Z. 2 Anm. Seine Gedichte erschienen 1822.

1823.

(Wiederholte Spiegelungen.)

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 19 f.)

Um über die Nachrichten von Sesenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein-physischen, im besondern aber aus der Entoptik hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede sein.

1. Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2. Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3. Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt.

4. Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein schönes edles Gemüt mag an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzücken und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5. Hieraus entfaltet sich ein Trieb, alles, was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen.

6. Die Sehnsucht wächst, und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nötig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Örtlichkeit wenigstens anzueignen.

7. Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten

2. (Wiederholte Spiegelungen.) Im Herbst 1822 hatte Professor Näke aus Bonn, angeregt durch Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit", Sesenheim besucht und eine Beschreibung seines Ausflugs und der Ergebnisse desselben mit Bezug auf die von Goethe genannten Persönlichkeiten in seiner „Wallfahrt nach Sesenheim" (herausgegeben von Varnhagen von Ense, Berlin 1840) niedergelegt. Goethe erhielt die Handschrift und erwiderte mit der obigen Betrachtung, die er (aber ohne die Überschrift) an Näke sandte.

Stelle ein teilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat.

8. Hier entsteht nun in der gewissermaßen verödeten Lokalität die Möglichkeit, ein Wahrhaftes wiederherzustellen, aus Trümmern von Dasein und Überlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9. So kann sie nun ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens sich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln und demselben eine holde, werte, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben empor steigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt sich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

31. Januar 1823.

Des hommes célèbres de France au XVIII siècle et de l'état de la littérature et des arts à la même époque par M. Goethe, traduit de l'allemand par MM. de Saur et de Saint-Géniès et suivi de Notes. ... Paris 1823. Vorläufig angezeigt.*)

(Journal für Litteratur, Kunst, Luxus und Mode. Junius 1823. Nr. 15. S 377—380.)

Als die Freunde der Goethischen Produktionen von genanntem französischen Werke hörten, fragten sie sich verwundert: was denn eigentlich damit gemeint sei und wo sich das Original in den

*) Der verehrte Einsender ist des hier behandelten Gegenstandes vor allen kundig.

21. Des hommes célèbres de France. Fehlt in allen früheren Ausgaben der Werke. Von Geiger (Goethe-Jahrbuch III, 311—317) abgedruckt und erläutert. Am 18. April 1823 versprach Goethe dem Grafen Reinhard, über die „hommes célèbres de France" ein freundliches Wort zu sagen, am 17. Mai berichtet er, daß schon eine mißwollende Kritik auf dem Wege zur Presse gewesen sei, die einen üblen Effekt hätte thun müssen. „Ich erregte darauf die um mich versammelten mäßig denkenden Freunde zu einem kleinen Aufsatz, wodurch denn auch jener erste Versuch verdrängt ward." Hiernach könnte es scheinen, als sei die Recension eine gemeinsame Arbeit von Goethes Freunden; doch spricht er selbst (am 11. Juni) von „meinem kleinen Aufsatze", dessen Billigung ihm erwünscht gewesen sei; „denn er war in unruhiger Zeit und nicht sonderlich vorbereitet

Werken ihres Dichters und Schriftstellers finden möchte? Diese Zweifel waren jedoch bald gelöst, denn es zeigte sich, daß die Anmerkungen zu „Rameaus Neffe, ein Dialog von Diderot" hier als ein selbständiges Werk behandelt und angekündigt worden, wodurch denn freilich der Gesichtspunkt einigermaßen verrückt erscheint.

Denn als Goethe im Jahr 1804 sich bewogen fand, genanntes Diderotisches Werk zu übersetzen, mußte sich wohl unter der Arbeit eine lebhafte Teilnahme notwendig entwickeln; zugleich trat aber deutlich hervor, daß der vollkommene Genuß an dieser seltsamen Produktion nur bei einer näheren Kenntnis der französischen Litteratur überhaupt, besonders der gleichzeitigen des Dialogs, nicht weniger dessen, was in jenen Tagen über Musik verhandelt wurde, sich einfinden könne. Nach vollendeter Übersetzung reifte daher der Entschluß, dasjenige alphabetisch zu verfassen und zu ordnen, was sich auf die, im Dialog genannten Namen und Hauptgegenstände notwendig bezog, um dadurch dem deutschen Leser einen anschaulichen Begriff von einer höchst problematischen Produktion einigermaßen mitzuteilen, welches denn auch seiner Zeit bei der teilnehmenden Klasse die Wirkung nicht verfehlte.

Indessen trat für das nordische Deutschland die jammervolle Epoche von 1806 ein, die beabsichtigte Herausgabe des Originals unterblieb, sowie denn auch die Übersetzung bei vorwaltenden widerwärtigen Umständen bald in Vergessenheit geriet, indem sich niemand mit einer feindlichen Nation und ihrer Litteratur abzugeben einiges Bedürfnis fühlte.

Erst später, als man eine Sammlung der sämtlichen Diderotischen Werke veranstaltete, kam auch gedachter Dialog wieder zur Sprache, und da alle Forschung, wo das Original sich versteckt haben möchte, ganz erfolglos blieb, gab man in dem Prospektus

geschrieben; der gute Wille mag dabei das Beste gethan haben". Außerdem bestätigen Briefe Peucers, des Redakteurs des Journals für Litteratur u. s. w., an Böttiger und den Obermedizinalrat von Froriep (von Geiger a. a. O. wiedergegeben), daß der Artikel von Goethe selbst ist, „der aber nicht genannt sein wollte". Geiger macht auch darauf aufmerksam, daß schon vorher des besprochenen Buches in derselben Zeitschrift (Mai, Nr. 36) in ungünstigem Sinne gedacht worden war. Goethe kam später noch einmal in dem Aufsatz „Nachträgliches zu Rameaus Neffe" darauf zurück. Vgl. Bd. 29 und weiter unten S. 33 und 79. Wesentlich abweichend von dem hier gefällten Urteil, spricht Goethe seine Meinung über das Buch in einem Briefe an Zelter (11. April 1825) aus: „Die Franzosen haben gegen die deutsche Litteratur eine wunderliche Lage; sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Halse des Gefäßes sich nichts zueignen kann; mit dem besten Willen wissen sie nicht, was sie aus unsern Sachen machen sollen; sie behandeln alle unsere Kunstprodukte als rohen Stoff, den sie sich erst bearbeiten müssen. Wie jämmerlich haben sie meine Noten zum Rameau durcheinander entstellt und gemischt. Da ist auch gar nichts an seinem Fleck stehen geblieben."

aus der Übersetzung einen allgemeinen Begriff von dem fraglichen Werke, und versuchte die Rückübersetzung einiger Stellen, welche glücklich gelangen, indem der deutsche Übersetzer sich ganz nahe an seinen Text gehalten und zugleich Sinn, Wendung und Wort nachzubilden bemüht gewesen.

Einstweilen ruhte nun die Sache, bis im Jahr 1821 „Le Neveu de Rameau, dialogue" in Paris erschien, als Diderots hinterlassenes ungedrucktes Werk großes Aufsehen erregte, und als eine, dem Inhalt und der Form nach höchst seltsame Erscheinung zu mancherlei Betrachtungen und Wünschen Anlaß gab.

Während der Zeit hatte sich der Herausgeber des Dialogs, Hr. Vicomte de Saur, noch einen Gehülfen, Hrn. de Saint-Géniès, zugesellt und beide, nicht ohne Einfluß eines unterrichteten Deutschen, wendeten sich zu den Anmerkungen und übersetzten sie, änderten jedoch die Ordnung der aufgestellten Charaktere aus einer alphabetischen in eine dem Wert und der Würde der Personen und Gegenstände mehr angemessen scheinende Folge.

Durch dieses Umstellen jedoch wird die Vergleichung des Übertragenen mit dem Original sehr erschwert, und es wird nicht deutlich, was eigentlich dem Deutschen und was den Franzosen angehöre. Da wäre denn zu untersuchen: inwiefern sich die Übersetzer ans Original gehalten, sich von demselben entfernt, Gedanken entwickelt, Meinungen substituiert und sonst Veränderungen vorgenommen haben, um ihrer Nation das günstige Urteil eines Fremden über ihre vorzüglichsten Männer noch erst recht eingänglich und schmackhaft zu machen.

In eben dem Sinne lassen sich die Noten betrachten, welche sparsam eingeschaltet und am Schlusse mäßig nachgebracht werden. Sie sind bestimmt, wie gesagt wird, die Ideen des deutschen Verfassers über verschiedene bedeutende Punkte zu entwickeln und zu vervollständigen, wobei sich denn einige angenehme historische Data deutlich ergeben. Wir erhalten anschauliche Kenntnis, daß der Geist der Verneinung auch in Frankreich zu Hause sei: journalistische Kritiker zweifelten an der Persönlichkeit des Neffen, und wollten ihn nur für eine phantastische Erfindung gelten lassen. Glücklicherweise fand sich in Merciers „Tableau de Paris" eine geistreiche

36. Merciers „Tableau de Paris" ist die berühmte, 1781—1789 in 12 Bänden erschienene Schilderung der sozialen Zustände von Paris, eine Hauptquelle für die Vorgeschichte der großen Revolution.

Schilderung beider Rameaus, wo der Neffe völlig übereinstimmend mit dem Diderotischen auftritt; er ist gleich redselig, nur ist seine Frechheit fast noch gewissenloser, als man sie gekannt. Er spricht auf das schmählichste von seinem eigenen Vater, der ihn denn freilich auch auf das schonungsloseste behandelt hat. Eine Haupteigenschaft des Neffen, die Gefräßigkeit, wird von Mercier mit kräftigen Zügen gleichfalls gerügt.

Der andere Zweifel ward erregt, ob Diderot der Verfasser sei, oder ob man den Dialog als ein Machwerk ansehen müsse, welches unterzuschieben ein Neuerer die Kühnheit gehabt? Auch dieser Einwurf wird gründlich widerlegt und kommen einige gute Bemerkungen zur Sprache. Wir sehen uns ferner verschiedentlich aufgeklärt über Piron, über seine kleineren Stücke, wie auch die Metromanie. Gar manches andere dieser Art wird historisch bekräftigt und hier und da berichtigt, wie einem deutschen Leser angenehm sein wird, der sich um französische Litteratur zu bemühen geneigt ist.

Im ganzen wird ihm jedoch höchst merkwürdig und lehrreich erscheinen, wie diese guten jungen Männer, die mit Leidenschaft deutschen Schriftstellern zugethan sind, oftmals, indem sie manches nach eigenem Sinne vortragen, den Zwiespalt französischer und deutscher Denkweise unbewußt aussprechen. Es sind nun einmal gewisse Dinge, von denen sie nicht abgehen, andere, die sie sich nicht zueignen können; doch sucht ihr Urteil überall irgend eine Vermittlung. Die Gedanken der Frau von Staël kommen zur Sprache und werden teils aufgenommen, teils abgelehnt; im ganzen aber sieht man den Zweck, beiden Nationen einen wechselseitigen guten, obgleich bedingten Begriff mitzuteilen.

Im litterarischen Sinne jedoch werden die vorzüglichen und wohlwollenden Männer ihr Verdienst noch besonders dadurch steigern, wenn sie sich von dem Leben deutscher Schriftsteller, von Inhalt und Form ihrer Produktionen genauer zu unterrichten suchen, welches ihnen, in der gegenwärtigen Zeit, die so vieles ins klare setzt, nicht schwer werden kann. Behalten sie übrigens den guten Willen gegen uns und unsere Nation im ganzen, gegen die Einzelnen im besondern, so kann daraus ein wechselseitig nützliches und erfreuliches Verhältnis entstehen.

Über Kunst und Altertum. Vierten Bandes erstes Heft. 1823.

Gabriele von Johanna Schopenhauer.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 65—72.)

Ich las die drei Bände dieses mir längst vorteilhaft genannten Romans mit der größten Gemütsruhe zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blausten Himmel, in reinster, leichtester Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen Erzeugnisses mitbringen sollte. Was ich darüber auf einsamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, lasse ich hier ohne künstliche Ordnung, gemütlich wohlmeinend nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreisung, noch auf Urteil und Entwickelung kann es hier angesehen sein, der allgemeine Beifall hat uns hierin schon vorgegriffen.

Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse sehr anmutig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben sein, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epische, halbepische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit durch den Mann, bei überwiegendem Leiden durch die Frau vorgestellt wird. Diesmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugeteilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmut durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus notwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervorthun; aus dem Konflikt des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Über Kunst und Altertum. 2. Gabriele von Johanna Schopenhauer. Drei Bände. Leipzig 1819—1820. Johanna Schopenhauer, geboren am 9. Juli 1766, hatte sich nach langen Reisen seit 1806 in Weimar niedergelassen, und begann hier ihre schriftstellerische Thätigkeit, die besonders in den späteren Jahren ihres Lebens sehr fruchtbar war, mit der Lebensbeschreibung K. L. Fernows 1810, Novellen (1816) und dem Roman „Gabriele". Goethe gehörte zu den ständigen Teilnehmern an den Zusammenkünften, die bei ihr Sonntags und Donnerstags stattfanden. Vgl. Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. Leipzig 1885. 1, 115—212. v. B. merkt an, daß die Recension bei Döring (Goethes Briefe 1837) als Brief gedruckt ist; doch dürfte darauf bei der bekannten Unzuverlässigkeit von Dörings Angaben kein Gewicht zu legen sein, zumal da die Form der einer brieflichen Mitteilung durchaus widerspricht.

Jenes Ethisch-Allgemeine verkörpert sich nun im Kontrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals; aber vollständig und in sich selbst vermannigfaltigt soll es sein. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und weset in der vornehmeren ausgebildeten Welt, die handelnden Personen sind sämtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des freisten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmutige, bedeutende, notwendige Ortsveränderung; Reisen ins Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter, ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne. Dabei kam folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existieren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt: unbedingte Leidenschaft, für die dann bei unübersteiglichen Hindernissen nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigentümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen; sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch im Gang der Ereignisse das Natürlich-Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmutig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemütes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Stils. Ein heiteres Behagen teilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft, bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteisinn, bösem Willen, Neckerei, vielmehr anmutiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Prinzip, kein verhaßter Charakter, das Lobens- und Tadelnswerte mehr in seiner Erscheinung, in seinen Folgen, als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt.

Vom alten schroffen, durch Eigensinn und Wahn zuletzt der Verrücktheit nahen Vater bis zur jüngsten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als frische Versucherin auftritt, ohne Wiederholung das Ähnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragische Katastrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, seiner eigentümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Grazioso in dieser Tragödie und steht den thätigsten des Calderon nicht nach.

Eine gewisse Kränklichkeit giebt man der Hauptfigur, als ihrer Individualität angehörig, gerne zu, ja man fordert sie. Die schwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte.

Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet; sie leiden nur an der Seele; nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr

---

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Aphoristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

Mitten im Elemente der Konvenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannigfaltigkeit des Herkommens der Personen und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

Sitten und Arten der neusten Welt sind das durchwaltende Kostüm; sogar wird die neueste, zarteste, wirksamste Giftart eingeführt.

Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Übergang ins wahrhaft Große leicht, ja notwendig wird.

---

13. Grazioso. Die komische Person im spanischen Drama.

Nichts Phantastisches; sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche.

Das Problematische, ans Unwahrscheinliche grenzend, bevorwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt.

Und so sei eine reine freundliche Teilnahme treulich und dankbar ausgesprochen.

Marienbad, Ende Juni 1822.

Alexander Manzoni an Goethe.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 98—101.)

So sehr das litterarische Verbeugen und Danksagen außer Kredit gekommen, so hoff' ich doch, Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemütes nicht verschmähen; denn wenn

8. Alexander Manzoni an Goethe. Wie Goethe am Schlusse andeutet, bezieht sich dieser Brief auf seine Beurteilung des „Grafen von Carmagnola" (Bd. 31, S. 307 ff.). Da Goethe in seiner Vorrede zu Manzonis Werken und in der Ausgabe letzter Hand den Originaltext hinzufügt, geben auch wir ihn, und zwar in der genaueren Fassung, in der er im Goethe-Jahrbuch VIII, 9 f. erschienen ist: „Per quanto screditati sieno i complimenti e i ringraziamenti letterarj, io spero ch'Ella non vorra disgradire questa candida espressione d'un animo riconoscente: se, quando io stava lavorando la tragedia del Carmagnola, alcuno mi avesse predetto ch'essa sarebbe letta da Goethe, mi avrebbe dato il più grande incoraggiamento, e promesso un premio non aspettato. Ella può quindi immaginarsi ciò ch'io abbia sentito in vedere ch'Ella si è degnata di osservarla tanto amorevolmente, e di darne dinnanzi al Pubblico un così benevolo giudizio. — Ma, oltre il prezzo che ha per qualunque uomo un tal suffragio, alcune circostanze particolari l'hanno renduto per me singolarmente prezioso: e mi permetto di brevemente esporgliele, per motivare la mi doppia gratitudine. — Senza parlare di quelli che hanno trattato il mio lavoro con aperta derisione, quei critici stessi che lo giudicarono più favorevolmente, in Italia e anche fuori, videro quasi ogni cosa in un aspetto affatto diverso da quello in cui io l'aveva immaginata, vi lodarono quelle cose alle quali io aveva dato meno d'importanza, e ripresero, come inavvertenze e come dimenticanze delle condizioni più note del poema drammatico, le parti che erano frutto della mia più sincera et più perseverante meditazione. Quel qualunque favore del Pubblico non fu motivato generalmente che sul coro e sull' Atto quinto: e non parve che alcuno trovasse in quella tragedia ciò che io avevo avuto più intenzioni di mettervi. — Di modo che io ho dovuto finalmente dubitare che, o le mie intenzione stesse fossero illusioni, o ch'io non avessi saputo menomamente condurle ad effetto. Né bastavano a rassicurarmi alcuni amici dei quali io apprezzo altamente il giudizio, perchè la comunicazione giornaliera, e la conformità di molte idee toglievano alle loro parole quella specie di autorità che porta seco un estraneo, nuovo, non provocato, nè discusso parere. In questa nojosa ed assiderante incertezza, quel cosa poteva più sorprendermi e rincorarmi, che l'udire la voce del Maestro, rilevare ch'Egli non aveva credute le mie intenzioni indegne di essere penetrate da Lui, e trovare nelle sue pure e splendide parole la formola primitiva dei miei concetti? Questa voce mi anima a proseguire lietamente in questi studj, confermandomi nell' idea che per compire il meno male un' opera d'ingegno, il mezzo migliore è

während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten. Sie können sich daher denken, was ich fühlen mußte, zu sehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derselben vor dem Publikum ein so wohlwollendes Zeugnis geben zu können.

Aber außer dem Wert, welchen eine solche Beistimmung für einen jeden hätte, machten einige besondere Umstände sie für mich unschätzbar. Und so sei mir vergönnt, diese vorzutragen, um zu zeigen, wie meine Dankbarkeit doppelt sein müsse.

Ohne von denjenigen zu sprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, so sahen doch auch solche Kritiker, welche günstiger davon urteilten, beinahe alles und jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; sie lobten Dinge, auf die ich weniger Wert legte, und tadelten mich, als hätt' ich die bekanntesten Bedingungen einer dramatischen Dichtung übersehen oder vergessen, da ich doch eben in diesem Punkte die Frucht meines reinsten und beharrlichsten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunst des Publikums nur dem Chor und dem fünften Akt zugeteilt, und es wollte scheinen, als wenn niemand in dieser Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabsichtigte, so daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorsatz selbst nicht ein Wahn gewesen, oder mindestens, ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbst gelang es einigen Freunden nicht, mich zu beruhigen, ob ich schon deren Urteil höchlich zu schätzen habe; denn die tägliche Mitteilung, die Übereinstimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art

di fermarsi nella viva e tranquilla contemplazione dell' argomento che si tratta, senza tener conto delle norme convenzionali, e dei desiderj per lo più temporanei della maggior parte dei lettori. — Deggio però confessarle che la distinzione dei personaggi in istorici e in ideali è un fallo tutto mio, e che ne fu cagione un attaccamento troppo scrupuloso all' esattezza storica, che mi portò a separare gli uomini della realtà da quelli che io aveva immaginati per rappresentare una classe, un' opinione, un interesse. In un altro lavoro recentemente incominciato io aveva già ommessa questa distinzione, e mi compiaccio di aver così anticapatamente obbedito al suo avviso. — Ad un uomo avvezzo all' ammirazione d'Europa io non ripeterò le lodi che da tanto tempo gli risuonano all' orecchio, bensì approfitterò dell' occasione che mi è data di presentargli gli augurj i più vivi e più sinceri di ogni prosperità. — Piacciale di gradire l'attestato del profondo ossequio col quale ho l'onore di rassegnarmele

Milano 23. Gennajo 1821. Divmo Obbmo Servitore
Alessandro Manzoni.

von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes noch durchgesprochenes Gutachten haben muß.

In dieser peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern, als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht nicht unwürdig, von ihm durchschaut zu werden, geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden. Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Überzeugung zu befestigen, daß, ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen, das beste Mittel sei, festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die konventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Teils der Leser.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abteilung der Personen in geschichtliche und ideelle ganz mein Fehler sei, verursacht durch eine allzu große Anhänglichkeit an das genau Geschichtliche, welche mich bewegte, die realen Personen von denjenigen zu trennen, die ich ersann, um eine Klasse, eine Meinung, ein Interesse vorzustellen. In einer neuern Arbeit hatte ich schon diesen Unterschied aufgegeben, und es freut mich, dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu sein.

Vorstehender Brief, d. d. Mailand, den 23. Januar 1821 bezieht sich auf Kunst und Altertum, zweiten Bandes drittes Heft, Seite 35.

20. In einer neuern Arbeit. Im „Adelchi", über den sich Goethe später gerade in dieser Beziehung lobend aussprach. — 21 f. zuvorgekommen zu sein. Der Schluß des Briefes, den Goethe nicht übersetzt hat, lautet deutsch: „Einem Manne, der an die Bewunderung Europas gewöhnt ist, werde ich nicht die Lobsprüche wiederholen, die seit so langer Zeit zu seinem Ohre tönen, wohl aber will ich die Gelegenheit benützen, ihm die lebhaftesten und aufrichtigsten Segenswünsche darzubringen. Genehmigen Sie, die Versicherung der tiefen Ehrerbietung entgegenzunehmen, mit der ich die Ehre habe' u. s. w.

Notizen.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 159—188.)

(Rameaus Neffe von Diderot.)

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 159—161.)

In dem Jahre 1805 übersetzte ich Rameaus Neffen von Diderot aus dem Manuskript, welches der Verleger zurücknahm in Absicht das Original, wenn erst das Publikum durch die Übersetzung aufmerksam geworden, gleichfalls abdrucken zu lassen. Die Invasion der Franzosen im folgenden Jahre, der dadurch aufgeregte leidenschaftliche Haß gegen dieselben und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben, welches bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgeführt worden.

Als man aber im Jahre 1818 die sämtlichen Werke Diderots an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuskripts, welches nur durch eine deutsche Übersetzung bekannt sei, nach welcher man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich einige Stellen nicht unglücklich wieder ins Französische übertrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originalen Feder Diderots würdig, welches wohl ebensoviel heißen will.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weiteren Erfolg; endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau dialogue, ouvrage posthume et inédit par Diderot und machte wie billig sehr großes Aufsehen. Man hielt es eine Zeitlang für das Original, bis endlich die humoristische Schelmerei einer Zurückübersetzung entdeckt ward.

Ich habe bis jetzt noch keine Vergleichung anstellen können; Pariser Freunde jedoch, welche die Veranlassung gaben und den

1. Notizen. Unter diesem Titel sind am Schlusse des Heftes eine Anzahl der verschiedensten Dinge, bezüglich auf Kunst, Litteratur und Persönliches, vereinigt. — 3. (Rameaus Neffe von Diderot.) Der Titel ist aus dem Inhaltsverzeichnis auf dem Umschlag des Heftes entnommen. Der Aufsatz fehlt in allen früheren Ausgaben mit Ausnahme der Hempelschen, die ihn unter den „Biographischen Einzelheiten" bringt. Er deckt sich teilweise mit „Nachträgliches zu Rameau": der zweite und dritte Absatz bis „sehr großes Aufsehen" sind mit einigen kleinen Abweichungen hinübergenommen. Vgl. Bd. 29 unsrer Ausgabe und oben S. 23. — 10. dieselben. In Kunst und Altertum „dieselbe".

Unternehmer Schritt für Schritt begleiteten, versichern, daß die Arbeit wohl geraten sei und noch besser ausgefallen sein würde, wenn der junge talentreiche, feurige Übersetzer sich noch näher ans Deutsche gehalten hätte.

Ob der Name des werten Mannes schon bekannt sei, wüßte ich nicht zu sagen, auch halte ich mich nicht berechtigt ihn zu nennen, obwohl er sich mir durch freundliche Zuschrift eines Exemplars gleich nach Erscheinung des Werkchens entdeckt hatte.

Toutinameh, übersetzt von Professor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosegarten.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 161—166.)

Es wird mit Recht das Papageienbuch genannt; denn der Papagei spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen. Eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden; durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sei weniger gefährlich, ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt bei einbrechender Nacht den dämonisch-weisen Hauspapageien um Rat, welcher die List erdenkt, durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dies wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre grenzenlosen Märchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijaï eddin Nechschebi, im Jahr Christi

9. Toutinameh. Der genaue Titel lautet: „Touti Nameh. Eine Sammlung persischer Märchen von Nachschebi. Deutsche Übersetzung von C. J. L. Iken, Dr. phil. Mit einem Anhange von demselben und J. G. L. Kosegarten. Stuttgart 1822." In den Annalen 1820 sagt Goethe: „Touti Nameh von Iken zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Märchen, besonders nach der älteren Redaktion, wovon Kosegarten in dem Anhange uns Beispiele gab, erhöhte sich, oder vielmehr sie frischte sich an: lebendige Gegenwart des Unerforschlichen und Unglaublichen ist es, was uns hier so gewaltsam erfreulich anzieht. Wie leicht wären solche unschätzbare naive Dinge durch mystische Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu zerstören." — Über Goethes Beziehungen zu Iken (1789—1841), der übrigens nie Professor war, siehe Bd. 31, S. 256 Anm. Seine Übersetzung ist nicht nach dem Original, sondern nach der englischen von Franz Gladwin angefertigt. Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten, der Sohn des Dichters, lebte seit 1817 als Professor der orientalischen Sprachen in Jena. Er gewährte Goethe bei seinen Studien zum west-östlichen Divan manche Hülfe und führte ihn in die indische Sprache und Dichtung tiefer ein. — Nechschebis Tûtinâme wurde später nach der türkischen Bearbeitung von Rosen (Leipzig 1858) herausgegeben.

1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen indischen Ursprungs bearbeitet hatte; hievon giebt uns Professor Kosegarten im Anhange genugsame Kenntnis.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher, dasjenige, was uns aus dem alten mitgeteilt wird, mit dem neuen zu vergleichen; jenes hat große Fülle, echt orientalisch-poetische Vorstellungsarten, die Erzählung ist ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechselnd und vermannigfaltigt; wir finden die echten Eigenschaften einer wohl durchdachten, originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen, daß die östlichen Völker in zweihundert Jahren viel prosaischer geworden und sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem märchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe begnügen mochten. Indessen ist es wohl denkbar, daß diese Behandlungsweise dem Westländer fürs erste mehr zusage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wissen wir Herrn Iken vielen Dank, daß er dieses Werk vorläufig in die deutsche Litteratur eingeführt, Interesse dafür erregt und unsern jüngern talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen bisher unbekannten Geschichten nach eigener Weise hervorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächst den Almanachen und Taschenbüchern frischen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivierten Belobung des ältern Toutinameh und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umständlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchst notwendig sei; denn wer eine leidenschaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl ersonnene, bedeutende, gehaltreiche Märchen bereit halten, sondern er muß auch in der Ausführung so reich, exuberant, reizend und anregend sein, daß die Einbildungskraft, vor solcher Kraft staunend, nicht wüßte, wohin sie sich wenden, wie sie alles fassen solle. Wie uns ja eine schöne Person, herrlich geschmückt, noch schöner vorkommt und wir, zwischen Gestalt und Hülle schwankend, hin und her gezogen werden.

Und so giebt das alte Werk, obgleich nur in Prosa geschrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientalischen Reichtums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichnisse und Tropen, durch An- und Überhäufung verwandter Gegenstände. Das Meer, das, zum Geburtstag eines Königssohns geladen, mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichste Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannigfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen, daß es Nacht geworden sei, die lieblichsten Gleichnisse vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermanns Händen sein und Herr Professor Kosegarten uns baldmöglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersetzt geben, wornach uns die drei mitgeteilten Märchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

(Volksgesänge abermals empfohlen.)

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 166—168.)

Meine frühere Vorliebe für eigentümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mitteilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten teils einzeln, teils in Massen dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis ans Baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag teils daher abzuleiten sein, daß mich gar mannigfaltiges Interesse hin und wieder zog; aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahre Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden

19. (Volksgesänge abermals empfohlen.) Im ersten Druck ohne die Überschrift, die aus dem Inhaltsverzeichnis des Heftes entnommen ist. Über Goethes Verhältnis zur Volksdichtung siehe die Einleitung und W. v. Biedermann, Goethe und das Volkslied (Goethe-Forschungen. Neue Folge. Leipzig 1886. S. 303 ff.).

sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs oben mitgeteilten neugriechischen; man wird die kräftigen Kontraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildnis und einer zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Übergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Themas, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch, wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen, welchen Charakter wir nicht im allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach in den folgenden Heften durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen sein werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

3. die sechs oben mitgeteilten neugriechischen. Kunst und Altertum IV, 1, S. 54—64: Neugriechisch-epirotische Volkslieder (Werke III, 2, 203 ff.). — 15 ff. welchen Charakter ... vorführen wollen. Es erschienen in „Kunst und Altertum" IV, 1: Das Sträußchen, altböhmisch (S. 73), Klagegesang, irisch (S. 108), IV, 2: Charon, neugriechisch (S. 49, wiederholt V, 3 S. 5), IV, 3: Erbschafts-Teilung, serbisch (S. 66), V, 1: Der Tod des Kralewitsch Marko, serbisch (S. 89), V, 2: Die Aufmauerung Scutaris und Des Prinzen Mujo Krankheit, serbisch (S. 24 und 60), V, 3: Brasilianisches Liedchen (S. 130), VI, 1: Die pfiffige Spinnerin, Was sein soll schickt sich wohl, Die lustigen Weiber. Nach dem Serbischen (S. 141), VI, 2: Hochländisches Lied (S. 285), Gutmann und Gutweib, altschottische Ballade (S. 318). — 19 ff. den Freund ... übersetzt vorlegte. Es war Werner von Haxthausen, der als Arzt in einem Londoner Hospital die Lieder von griechischen Matrosen gesammelt hatte. Vgl. die Anmerkung Düntzers Bd. III, 2, 203. Fräulein von Jacob (an Kopitar 10. August 1824) führt folgende Stelle aus einem Briefe Goethes vom 2. August desselben Jahres an: „Die griechischen Gedichte hat mir Herr von H[axthausen] im Jahre 1815 in Wiesbaden zum Teil vorgelesen, wo ich ihn dann zur Herausgabe sehr ermunterte und teilzunehmen versprach. Da er mir in der Folge ganz aus dem Auge kam, rief ich ihn auf [die obige Bemerkung], worauf er sich wieder hören ließ, und zwar in einem Briefe, in welchem er sich ganz als Herausgeber solcher Gedichte legitimiert und qualifiziert." Sie hätten zu Michaelis voriges Jahr bei Cotta herauskommen sollen, infolge der Unentschlossenheit des werten Mannes sei es aber nicht geschehen.

Wiederholte Entschuldigung und Bitte

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 171 f.)

wegen unbeantworteter Briefe und mannigfaltiger Anträge auf Litteratur bezüglich muß ich hier notwendig anbringen.

Gerade zu vorstehenden Einzelnheiten bin ich durch gefällige Mitteilungen veranlaßt worden und kann nach meiner früheren Äußerung gar wohl auf eben diese Weise fortfahren, zum Vergnügen und Nutzen meiner Gönner und Freunde mit Heiterkeit beizutragen, wie es der Geist und die Gelegenheit giebt.

Was Teilnahme an litterarischen Unternehmungen betrifft, bitte ich zu bedenken, wie unmöglich es mir sei, darauf einzugehen; meine höchste Pflicht ist nun, meine Thätigkeit immer mehr ins Innere zu ziehen, mich mit geprüften, vieljährigen, gleichgesinnten Freunden immer enger zu verbinden, mit ihnen Gegenwärtiges zu arbeiten, das Vergangene nachzuholen, das Künftige vorzubereiten. Hierzu ermahnt ein nach dem andern herantretendes Jahr immer strenger und strenger. Möge das, was noch zu leisten ist, überall mit Wohlwollen empfangen werden.

(Selbstbiographie.)

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 172—174.)

Cellini sagt: Wenn ein Mann, der glaubt, etwas geleistet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigsten Jahre steht, so soll er seine Lebensbeschreibung beginnen, die ereignisvolle Zeit seiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge weiter fortfahren.

Cellini hat ganz recht; denn es ist keine Frage, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmutige Sinnlichkeit verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmut nicht ersetzen kann.

Hiebei ist aber noch ein bedeutender Umstand wohl zu beachten: wir müssen eigentlich noch nah genug an unsern Irr-

1. Wiederholte Entschuldigung und Bitte. Im Inhaltsverzeichnis des Heftes sind die Anfangsworte der Notiz als Titel angeführt. — 19. (Selbstbiographie.) Der Titel aus dem Inhaltsverzeichnis des Heftes. In den Werken führen die drei folgenden Aufsätze die gemeinsame Überschrift: „Entstehung der biographischen Annalen."

tümern und Fehlern stehn, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zustände wieder in uns hervorrufen, unsere Mängel mit Nachsicht betrachten und mancher Fehler uns nicht schämen mögen. Rücken wir weiter ins Leben hinein, so gewinnt das alles ein anderes Ansehn, und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterstücks auszurufen: Was soll denn das aber beweisen?

Wie man sich denn aber aus jeder gegründeten oder grundlosen hypochondrischen Ansicht nur durch Thätigkeit retten kann, so muß man den Anteil an der Vergangenheit wieder in sich heraufrufen und sich wieder dahin stellen, wo man noch hofft, ein Mangel lasse sich ausfüllen, Fehler vermeiden, Übereilung sei zu bändigen und Versäumtes nachzuholen.

Was wir zu diesem Zwecke versucht und vorgearbeitet, um ihn sicherer zu erreichen, was hiebei ein junger Zögling geleistet, davon gebe Nachstehendes nähere Kenntnis.

(Archiv des Dichters und Schriftstellers.)

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 174—178.)

Mehr als einmal während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Lessingischen Werke vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten erlebt, und freute mich des treuergebenen Bruders, der seine Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbstthätiger Litterator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse, und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdet sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte.

In solchem Falle ist dem Menschen wohl erlaubt, der einer ähnlichen Lage sich bewußt ist, auf sich selbst zurückzukehren und eine Vergleichung anzustellen, was ihm gelungen oder mißlungen

18. (Archiv des Dichters und Schriftstellers.) Titel aus dem Inhaltsverzeichnis. — 21. die dreißig niedlichen Bände. Von der Ausgabe erschienen die ersten vier Bände unter dem Titel „G. E. Lessings vermischte Schriften" 1771—1785, der 5. bis 30. als „G. E. Lessings sämtliche Schriften" 1791—1794 in Berlin in der Vossischen Buchhandlung. Der „treuergebene Bruder", Karl Gotthelf, erfuhr für seine Herausgabe manchen Angriff.

sei, was von ihm und für ihn geschehen und was ihm allenfalls zu thun noch obliege.

Und so hab' ich mich denn einer besondern Gunst des leitenden Geistes zu erfreuen: ich sehe zwanzig Bände ästhetischer Arbeiten in geregelter Folge vor mir stehen, so manchen anderen, der sich unmittelbar anschließt, mehrere sodann gewissermaßen in Widerspruch mit dem poetischen Wirken, so daß ich den Vorwurf zerstreuter und zerstückelter Thätigkeit befürchten müßte, wenn derjenige getadelt werden könnte, der, dem eigenen Triebe seines Geistes folgend, zugleich aber auch durch die Forderung der Welt angeregt sich bald hie, bald da versuchte und die Zeit, die man einem jeden auszuruhen vergönnt, mit vermannigfaltigtem Bestreben auszufüllen wußte.

Das Übel freilich, das daher entstand, war, daß bedeutende Vorsätze nicht einmal angetreten, manch löbliches Unternehmen im Stocken gelassen wurde. Ich enthielt mich, manches auszuführen, weil ich bei gesteigerter Bildung das Bessere zu leisten hoffte; benutzte manches Gesammelte nicht, weil ich es vollständiger wünschte; zog keine Resultate aus dem Vorliegenden, weil ich übereilten Ausspruch fürchtete.

Übersah ich nun öfters die große Masse, die vor mir lag, gewahrte ich das Gedruckte teils geordnet, teils ungeordnet, teils geschlossen, teils Abschluß erwartend, betrachtete ich, wie es unmöglich sei, in späteren Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen lassen, oder wohl gar solche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verschwunden war, so fühlte ich mich in wehmütige Verworrenheit versetzt, aus der ich mich, einzelne Versuche nicht abschwörend, auf eine durchgreifende Weise zu retten unternahm. Die Hauptsache war eine Sonderung aller der bei mir ziemlich ordentlich gehaltenen Fächer, die mich mehr oder weniger, früher oder später beschäftigten; eine reinliche, ordnungsgemäße Zusammenstellung aller Papiere, besonders solcher, die sich auf mein schriftstellerisches Leben beziehen, wobei nichts vernachlässigt, noch unwürdig geachtet werden sollte.

Dieses Geschäft ist nun vollbracht: ein junger, frischer, in Bibliotheks- und Archivsgeschäften wohlbewanderter Mann hat es

4 f. zwanzig Bände ästhetischer Arbeiten. Goethes Werke. Stuttgart und Tübingen 1815—1819. — 35 f. ein junger, frischer ... Mann. „Bibliothekssekretär Kräuter." In den Ausgaben sind diese beiden Worte eingeschoben. Im Sommer 1822 hatte Kräuter die Ordnung von Goethes Papieren vorgenommen.

diesen Sommer über dergestalt geleistet, daß nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Gesammeltes und Zerstreutes vollkommen geordnet beisammensteht, sondern auch die Tagebücher, eingegangene und abgesendete Briefe in einem Archiv beschlossen sind, worüber nicht weniger ein Verzeichnis nach allgemeinen und besondern Rubriken, Buchstaben und Nummern aller Art gefertigt vor mir liegt, so daß mir sowohl jede vorzunehmende Arbeit höchst erleichtert, als auch denen Freunden, die sich meines Nachlasses annehmen möchten, zum Besten in die Hände gearbeitet ist.

Den näheren ausführlichern Inhalt jenes bibliothekarisch-archivarischen Verzeichnisses lege ich nach und nach in diesen Heften vor, wobei ich manche an mich gelangte besondere Anfrage zu erwidern gedenke; was ich aber Größeres sogleich nach jener Leistung zu unternehmen gedrungen war, sagt nachstehender Aufsatz umständlicher.

(Lebensbekenntnisse im Auszug.)

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Erstes Heft. 1823. S. 178—181.)

So oft ich mich entschloß, den Wünschen naher und ferner Freunde gemäß über einige meiner Gedichte irgend einen Aufschluß, von Lebensereignissen auslangende Rechenschaft zu geben, sah ich mich immer genötigt, in Zeiten zurückzugehen, die mir selbst nicht mehr klar vor der Seele standen, und mich deshalb manchen Vorarbeiten zu unterziehen, von denen kaum ein erwünschtes Resultat zu hoffen war. Ich habe es demohngeachtet einigemal gewagt, und man ist nicht ganz unzufrieden mit dem Versuch gewesen.

Dieses freundliche Ansinnen dauert nun immer fort, indessen andere liebe Teilnehmende versichern, daß sie mehr würden befriedigt sein, wenn ich in einer Folge sowohl Arbeiten als Lebensereignisse, wie früher geschehen, darbringen wollte und künftig nicht, wie ich bisher manchmal gethan, treue Bekenntnisse sprungweis mitteilte. Auch hierüber scheint mir gerade bei dieser Gelegenheit eine nähere Erklärung nötig.

Schon im Jahr 1819, als ich die Inhaltsfolge meiner sämtlichen Schriften summarisch vorlegen wollte, sah ich mich zu

16. (Lebensbekenntnisse im Auszug.) Titel aus dem Inhaltsverzeichnis. — 34 f. Schon im Jahr 1819 ... wollte. Siehe Bd. 31, S. 237 ff.

tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen, und ich bearbeitete einen zwar lakonischen, doch immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereignisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr, sonderte sodann, was sich auf Autorschaft bezieht, und so entstand das nackte chronologische Verzeichnis am Ende des zwanzigsten Bandes.

Seit gedachtem Jahre habe ich von Zeit zu Zeit in ruhigen Stunden fortgefahren, sinnige Blicke ins vergangene Leben zu werfen und die nächste Zeit auf gleiche Weise zu schematisieren, wozu mir denn ausführlichere Tagebücher erwünscht und hilfreich erschienen; nun liegen nicht allein diese, sondern so viel andere Dokumente nach vollbrachter archivarischer Ordnung aufs klärste vor Augen, und ich finde mich gereizt, jenen Auszug aus meiner ganzen Lebensgeschichte dergestalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunsch nach fernerer Ausführung wenigstens gewisser Teile lebhaft errege, woraus denn der Vorteil entspringt, daß ich die gerade jedesmal mir zusagende Epoche vollständig bearbeiten kann und der Leser doch einen Faden hat, woran er sich durch die Lücken folgerecht durchhelfen möge.

Denn mich wegen einer teilweisen Behandlung zu rechtfertigen, darf ich mich nur auf einen jeden selbst berufen, und er wird mir gestehen, daß, wenn er sein eigenes Leben überdenkt, ihm gewisse Ereignisse lebhaft entgegentreten, andere hingegen, vor- und nachzeitige, in den Schatten zurückweichen; daß, wenn jene sich leuchtend aufdrängen, diese selbst mit Bemühung kaum aus den Fluten der Lethe wieder hervorzuheben sind.

Es soll also vorerst meine anhaltende Arbeit sein, eine solche Bemühung, insofern sie begonnen ist, fortzusetzen; insofern ich sie skelettartig finde, mit Fleisch und Gewand zu bekleiden und so weit zu führen, daß man sie nicht bloß sich zu unterrichten, sondern auch sich zu vergnügen lesen möge.

Über Kunst und Altertum. Vierten Bandes zweites Heft. 1823.

Phaëthon, Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band Zweites Heft. 1823. S. 5—34.)

5 Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden, durch-

Über Kunst und Altertum. 2. Phaëthon, Tragödie des Euripides. Die Spuren von Goethes Beschäftigung mit Euripides gehen in sehr frühe Zeiten zurück. Schon in „Götter, Helden und Wieland" giebt er seiner Verehrung für den großen Tragiker Ausdruck, den er damals wohl nur aus Brumoy (Théâtre des Grecs. Paris 1730) kannte, er liest ihn auf der Reise (an Frau von Stein 12. September 1780). In der „Iphigenie" wetteifert er unmittelbar mit jenem, auch für den Elpenor (Zarncke, Glückwunschschrift für August Hase 1880 und G. Ellinger, Goethe-Jahrb. VI, 262 ff.) und die Iphigenie in Delphi hat er aus den Dramen des Euripides Anregungen empfangen. Im Frühjahr 1799 liest er die Trauerspiele des Euripides (Tagebuch 3. April 1799). 1802 wendet er Wielands Ion-Übersetzung Aufmerksamkeit zu (Wieland an Böttiger, den 11. April 1802). Daß auch auf die „Helena" das gleichnamige euripideische Stück eingewirkt habe, erscheint unzweifelhaft (Erich Schmidt im Goethe-Jahrb. II, 85). In den Annalen 1821 heißt es: „Die Fragmente Phaetons, von Ritter Hermann mitgeteilt, erregten meine Produktivität. Ich studierte eilig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Göttling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung." Mit einer Schrift des berühmten Leipziger Philologen Gottfried Hermann, der de metris poetarum graecorum et latinorum (Lips. 1796), hatten sich Schiller und Goethe schon 1800 beschäftigt, dann verfolgte Goethe aufmerksam Hermanns Streit mit Creuzer, es entspann sich ein Briefwechsel zwischen ihnen (siehe W. v. Biedermann, Goethe und Leipzig 2, 275 ff.) und 1820 sahen sie sich in Karlsbad. Hermann sandte Goethe eine Anzahl seiner kleineren Arbeiten zu, darunter auch die Universitätsschrift „Euripidis Fragmenta Duo Phaethontis E Cod. Claromontano" (Lips. 1821), in der er zuerst den Ursprung der beiden Fragmente darlegte und dann seine Transskription mitteilte. Über den Inhalt des Stückes äußerte er sich nur ganz kurz: Klymene, die heimlich dem Sonnengotte den Phaëton geboren hatte, ist dem König von Äthiopien, Merops, vermählt und Phaëton wird für einen Sohn des Merops gehalten. Er kommt in Zweifel über seine Abstammung, erfährt von der Mutter seine Herkunft und soll den Sonnengott selbst darüber befragen. Hieraus folgt, wie andre Fragmente des Stückes zeigen, der verhängnisvolle Sturz des Phaëton. Sein verbrannter Leichnam wird der Mutter gerade gebracht, als Merops die Hochzeit des Sohnes zurüstet Die Worte des Dichters zeigen, daß eine Göttin oder die Tochter einer Göttin dem Phaëton zum Weibe bestimmt gewesen sei. Aber wer es sei, bleibt zweifelhaft. — Im Sommer 1821 beschäftigte sich Goethe mit der Wiederherstellung des Stückes (an Riemer 7. Oktober, an Schulz 28. November 1821). Am 7. Mai 1823 kündigt er die baldige Erscheinung des Phaëton Schulz an; die Aushängebogen hatte er schon am 6. April an Hermann geschickt. In Abschrift fügte er den Nachtrag bei, der noch in demselben Hefte von „Kunst und Altertum" (S. 152—158) erschien. Hier betonte er die Hülfe, die ihm Göttling (durch Übersetzung) und Riemer (durch Aufsuchen der übrigen Fragmente) geleistet hätten. Diese fand er in Musgraves Euripides (Lips. 1779 II, 462 ff.) beisammen. Im Jahre 1826 (an Zelter 21. Mai) wurde Goethe wieder in die Regionen des „Phaëton" geführt und versuchte in Gedanken einen neuen Aufbau des Stückes, ließ dann aber die Arbeit, als zu zeitraubend, liegen. Am 12. August zeigt er Zelter an, daß sich wieder eine gar hübsch erläuternde und eingreifende Stelle zum „Phaëton" gefunden habe. Im folgenden Jahre gab wieder ein Artikel in „Kunst und Altertum" (VI, 2, 79—84) Zeugnis von seiner Beschäftigung mit dem Drama. — Über Goethes Ergänzung hat U. v. Wilamowitz-Möllendorff in seiner Abhandlung über den „Phaëton" (Hermes 18, 396—434) folgendes Urteil ausgesprochen: „Goethe hat den Weg eingeschlagen, der allein zum Ziele führen

aus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben ins Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Lokalität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte, dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops, dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;
Die Glut des Königs aber, wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäßigt sie.
Dies Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
Eos, die glänzende, des Helios Rossestand.
Und zwar mit Recht; denn rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselscherz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der, Tag und Stunden regelnd, alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten Welt.
So sei ihm denn, dem Hausgott unserer Königsburg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüt.
Auch ich der Wächter ihn zu grüßen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Glut,
Die alles wieder bildet, was die Nacht entstellt.
So sei denn aber heute mehr als je begrüßt
Des Tages Anglanz! Feiert prächtig heute ja

kann, das Entwickeln der in den Bruchstücken angesponnenen Fäden. Allein die philologischen Berater gaben dem modernen Dichter nur eine des Antiken unwürdige Übersetzung und gingen ihm nicht mit dem zur Hand, was freilich für jede solche Rekonstruktion ein unerläßliches Erfordernis ist, mit der Kenntnis von der Manier des Euripides. Deshalb ist es Pflicht, die Goethesche Nachdichtung zu bewundern, aber sie nicht zu widerlegen." Vgl. auch Blaß, Dissertatio de Phaetontis Euripideae fragmentis Claromontanis. Kiel 1885.

1. Ovid, Metamorphosen I, 748—779, II, 1—408. — Nonnus, Dionysiaka XXXVIII. — 6 ff. Des Okeans, der Thetis Tochter u. s. w. Die Übersetzung ist von Göttling verfaßt. Siehe die vorige Anmerkung. V. 1—4 und 7. 8 nach Musgrave, Fragm. I. V. 5. 6 nach Musgrave, Fragm. XIII. XIV. — 28. Des Tages Anglanz. Nur dieser Anfang des Verses steht im ersten Druck. Auf der letzten Seite des Umschlags zu Kunst und Altertum IV, 2 ist bemerkt: „Seite 7 wäre die Lücke der letzten Zeile auszufüllen wie folgt:

Feyert prächtig heute ja."

Merops, der Herrscher, seinem kräftig einz'gen Sohn
Verbindungsfest mit gottgezeugter Nymphenzier;
Deshalb sich alles regt und rührt im Hause schon.
Doch sagen andre — Mißgunst waltet stets im Volk —,
Daß seiner Freuden innigste Zufriedenheit,
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëthon,
Nicht seiner Leuden sei. Woher denn aber wohl?
Doch schweige jeder. Solche zarte Dinge sind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier scheint der Dichter durch einen Widerspruch den Widerspruch der Erscheinung auflösen zu wollen; er spricht die Erfahrung aus, daß die Sonne das östliche Land nicht versengt, da sie doch so nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die südliche Erde, von der sie sich entfernt, so glühend heiß bescheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, sondern diesseits am Rande der Erde suchen wir den Ruheplatz der himmlischen Rosse; wir finden keine Burg, wie sie Ovid prächtig auferbaut; alles ist einfach und geht natürlich zu. Im letzten Osten also, an der Welt Grenze, wo der Ocean ans feste Land umkreisend sich anschließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächster Nachbar zu betrachten, entbrennt für sie in Liebe; sie giebt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entsprossenen Sohn eine einzige Bitte nicht versagen wolle. Indessen wird sie an Merops, den Herrscher jener äußersten Erde, getraut, und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaëthon herangewachsen, gedenkt ihn der Vater standesgemäß irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheiraten; der Jüngling aber, mutig, ruhm- und herrschsüchtig, erfährt zur bedeutenden Zeit, daß Helios sein Vater sei, verlangt Bestätigung von der Mutter und will sich sogleich selbst überzeugen.

Klymene. Phaëthon.

Klymene.

So bist du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht; doch einer Göttin soll ich nahn
Als Gatte, dies beklemmet mir das Herz allein.

Der Freie macht zum Knechte sich des Weibs,
Verkaufend seinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn! soll ich es sagen? Dieses fürchte nicht!

Phaëthon.

Was mich beglückt, zu sagen, warum zauderst du?

Klymene.

So wisse denn, auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und wessen?

Klymene.

Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der morgens früh die Pferde hergestellt erregt,
Geweckt von Eos, hochbestimmten Weg ergreift,
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.

Phaëthon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben, was erschreckt?
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Wert,
Wenn dies mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Klymene.

Befrag ihn selber! Denn es hat der Sohn das Recht,
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daß umarmend er mir zugesagt,
Dir einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, daß Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, so log die Mutter dir.

Phaëthon.

Wie find' ich mich zur heißen Wohnung Helios'?

Klymene.

Er selbst wird deinen Leib bewahren, der ihm lieb.

Z. 1. 2. nach Musgrave, Fragm. XV. — 2. Morgengift = Morgengabe, Mitgift. — 24. Erinner' ihn. Hier beginnt das erste der von Hermann mitgeteilten Fragmente. Hermann sagt, daß die Scene, zu der es gehört, nahe beim Anfang des Stückes gewesen zu sein scheine; deshalb sei es wahrscheinlich daß der folgende Chorgesang die Parodos darstelle.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit sprächst!

Klymene.

O glaub es fest! Du überzeugst dich selbst dereinst.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! Denn aus dem Palast
Nahn schon die Dienerinnen, die des schlummernden
Erzeugers Zimmer säubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländischen
Gerüchen des Palasts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erhoben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres sprach.

(Beide ab.)

Hier ist zu bemerken, daß das Stück sehr früh angeht; man muß es vor Sonnenaufgang denken und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum sehr viel zusammenpreßt. Es ließen sich hievon ältere und neuere Beispiele wohl anführen, wo das Dargestellte in einer gewissen Zeit unmöglich geschehen kann und doch geschieht. Auf dieser Fiktion des Dichters und der Zustimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatische Zeit- und Ortseinheit der Alten und Neuern

Das nun folgende Chor spricht von der Gegend, und was darin vorgeht, ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall singen, wobei es höchst wichtig ist, daß ein Hochzeitgesang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise, weckt mir den König nicht!
Morgenschlaf gönn' ich jedem,
Greisem Haupt zu allererst.
Kaum noch tagt es;
Aber bereitet, vollendet das Werk!

9. Erzeugers. Das Wort ist schlecht gewählt. Bei Euripides steht „πατρος“. —

Noch weint im Hain Philomele
75 Ihr sanft harmonisches Lied;
In frühem Jammer ertönt
„Itys, o Itys," ihr Rufen!
Syrinx' Ton hallt im Gebirg, 5
Felsanklimmender Hirten Musik;
80 Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen mutige Schar;
Zum wildaufjagenden Weidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus; 10
Am Uferrande des Meers
85 Tönt des melodischen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen
Den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag, 15
Aufziehn sie die Segel,
90 Aufbläht sich bis zum mittlen Tau das Segel.
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest 20
Mit Gesang zu begehn; denn den Dienern
95 Schwillt freudig der Mut bei der Herrschaft
Sich fügenden Festen —
Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen. 25
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
100 Den betend ich sonst ersehnt,
Daß mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sei vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten 30
Meinem Herrn den schönen Tag.
105 Drum tön, o Weihlied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon,
Her schreiten die Dreie verbunden! O schweig 35
Mein Mund in Ruh!

1. Noch weint. Vorher ist in Hermanns Fragment eine Lücke von vier Versen, in der nur zwei Worte (κἀστὶ γὰρ) erhalten sind. — 16. Aufziehn sie die Segel. Hiernach setzt Hermann wieder eine Lücke von vier Versen an, die aber in der Übersetzung nicht beachtet ist.

Denn Großes bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin giebt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süßen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entsprieße,
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dies Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder Mund.

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt sein könnte. Ein Vater, der seinem Sohne ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn, der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz, und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuten, daß, wenn der Vater zu Gunsten des Ehestands gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentiert habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen:

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermutung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vorteil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaëthon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

28. denn wenn ich Gutes sprach. Diese Worte bilden den Schluß des ersten, von Hermann mitgeteilten Fragments. — 34. Musgrave, Fragm. II.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen, daß der Sohn in seine Fußstapfen trete; da könnten wir denn diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaëthon.

Es sei gesagt! Den Reichen ist es eingezeugt,
Feige zu sein; was aber ist die Ursach' deß?
Vielleicht daß Reichtum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen sein, auf diese Scene folgte notwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuten, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Kostüm seiner Fabel eingeflochten.

Indes nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaëthon weg, seinen göttlichen, eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit, er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufstürmen, ganz nah da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hindernis, uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse und machte mit der vorhergehenden einen Kontrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen wie sich selbst, der himmlische muß ihn abhalten, sich ihm gleichzustellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes. Wir nehmen an, daß Phaëthon hinabgehend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werter, göttlicher Mut und verlangt das Übermäßige, seine Kräfte weit Übersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht folgendes schließen: Die Anerkennung ist geschehen, der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

6. Musgrave, Fragm. V. — 20. welchen. In den früheren Drucken „welchem".

Phöbus.

Den Thoren zugesell' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt sich mutmaßen, daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch ins Politische spielt, da Ovid nur menschliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaëthon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drei aber wohl. Ein einziger Vorstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweiter auch ist not gemeinem Heil.

Wir vermuten, daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sei verhandelt worden. Der Sohn, ungeduldig zuletzt, mag thätlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o mein Sohn! Den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt.

Es scheint, Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaëthon.

Den schlanken Bogen hass' ich, Spieß und Übungsplatz.

Der Vater mag ihn sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen.

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen

2 ff. Fragm. III. — 9 ff. Fragm. IV. — 17 ff. Fragm. VI. — 24. Fragm. XI. — 25. ihn. Im ersten Druck „ihm". — 28 f. Fragm. XII.

läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So siehst du obenum den Äther grenzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

Ferner:

So fahre hin! Den Dunstkreis Libyens meide doch!
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicherweise durch ein Bruchstück benachrichtigt, wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sei und also einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend, rührte die Zügel Phaëthon
Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, sie flogen zu des Äthers Höh.
Der Vater aber, schreitend nah dem Seitenroß,
Verfolgte warnend: Dahin also halte dich!
So hin! Den Wagen wende dieserwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Lokal nach könnten gar wohl die früh schon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zugesehen, ja sodann, als die Erscheinung an ihnen vorbeistürmt, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergiebt sich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung, wie die heilige Ehstandsfeier nun vor sich gehen soll. Erschreckt wird aber die Menge durch einen Donnerschlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen scheint. Sie erholen sich, obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Katastrophe, daß Phaëthon, von dem Blitze Zeus' getroffen, nah vor seiner Mutter Hause niederstürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch sonderlich gestört werde, deutet abermals auf

7 f. Fragm. VII. — 14 ff. Fragm. VIII.

einen enggehaltenen lakonischen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Universum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicherweise meistens erhalten ist.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den toten Phaëthon.)

Erinnys ist's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den toten Sohn! —
O rasch! Ihr hört ja, wie, der Hochzeit Feiersang
Anstimmend, mein Gemahl sich mit den Jungfraun naht.
Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden stahl!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschließen mir alleinig angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weiß.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir,
Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süßen Verein den Jungfrauen
Herrliche Kypris! Allein dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier.
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Den du hüllst in ätherischen Schleier,
Daß er leise vereint.
Ihr beide führt
Unserer Stadt großmächtigen König,
Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
Palast zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o gesegneter noch als Könige,

9. Erinnys ist's. Anfang von Hermanns zweitem Fragment. — 19 ff. O Helios ... weiß = Musgrave, Fragm. X. — 20. Apollon = ἀπολών, Zerstörer.

Der die Göttin heimführt
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
180 Hoch sich preisen hört!

Merops.

Du geh voran uns! Führe diese Mädchenschar
Ins Haus und heiß' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht, Hymnen singend, um das Haus und Hestias
185 Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet sein muß — — — — —
— — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

190 O König! Eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den schnellen Fuß; denn wo des Goldes Schätze du,
Die herrlichen, bewahrest, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegendringt.
An leg' ich rasch das Auge; doch nicht Flammen sieht's,
195 Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile selbst hinein, daß nicht Hephästos' Zorn
Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palast
Aufloht am frohen Hochzeittage Pha-thons!

Merops.

Was sagst du? Sieh denn zu, ob nicht vom flammenden
200 Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Rein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weiß meine Gattin, oder weiß sie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

11. Gewidmet sein muß. Nach diesem Verse sind, nach Hermann, die vier folgenden weggeschnitten. Nach Goethes (oder Göttlings) Zählung fehlen nur zwei Verse.

Merops.

So geh' ich; denn es schafft aus unbedeutendem
205 Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.
Doch du, des Feuers Herrin, o Persephone,
5 Und du, Hephästos, schützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! Wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
210 Zum Äther auf? Soll ich in dunkelem Schacht
10 Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam geheim.
215 Nicht mehr verborgen bleibt Zeus' Wetterstrahl,
15 Nicht die Glut mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.
O Gottgebeugte! Welch ein Jammer stürzt auf dich?
Tochter Okeans,
Eile zum Vater hin!
220 Fasse sein Knie
20 Und wende den Todesstreich von deinem Nacken!

Merops.

O Wehe! — Weh!

Chor.

O hört ihr ihn, des greisen Vaters Trauerton?

25 **Merops.**

O weh! — Mein Kind!

Chor.

225 Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Thränen nicht mehr schauen kann.

30 Nach diesen Wehklagen erholt man sich, bringt den Leichnam aus dem Palast und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wissen nötig; wie denn vermutlich die von Vers 143—149 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

35 — — — — — — — Doch der Liebste mir
Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

Fürnstein, deutscher Naturdichter.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Zweites Heft. 1823. S. 79—84.)

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neununddreißig Jahr alt und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studierenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständnis er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nötigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen; immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lektüre.

Vor ohngefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich, in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz, sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freien mit einem Buche in der Hand, oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu Hause

1. Fürnstein, deutscher Naturdichter. So lautet der Titel im Inhaltsverzeichnis. Der Aufsatz selbst ist überschrieben „Deutscher Naturdichter". Goethes Notizen von seiner Marienbader Reise 1822 enthalten unterm 3. August den Bericht über seine Bekanntschaft mit Fürnstein: „Ich fuhr mit Polizeirat Grüner nach Falkenau ... Wir kehrten ein bei dem Bergmeister Ignatius Lößl ... Man legte auch Gedichte eines Naturmenschen vor, Namens Fürnstein, auf dessen seit dem siebenten Jahr kontraktem Körper sich ein sehr guter Kopf ausgebildet hat. Seine Arbeiten tragen völlig den Stempel der sogenannten Naturdichter, deren sich in Deutschland mehrere hervorthaten, worüber ich nächstens zu Aufmunterung solcher meist in ökonomischer, oft in körperlicher Hinsicht sehr zu beklagenden Menschen Einiges zu sagen denke. Da er die Gegenwart sehr gut erfaßt, habe ich ihm aufgegeben, den Hopfenbau zu besingen, dessen Ausbreitung, Anmut und Nützlichkeit ihm stets vor Augen und vor dem Geiste steht; wir wollen sehen, wie er sich herausziehet." Wie Goethen Fürnsteins Schicksal auch später noch am Herzen lag, bezeugen mehrfache Erwähnungen in Briefen an Grüner, Knebel, den Grafen Sternberg und mündlich zu Eckermann. Er ließ dem Unglücklichen auch den Aufsatz, der von ihm handelte, zukommen, um ihm ein Vergnügen zu machen und seine Gönner zur Herausgabe auserlesener Gedichte, an die Goethe früher selbst gedacht hatte, zu veranlassen. — 18. traulich. Druckfehler statt „treulich"?

ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

Übrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnsteins selten getrübt; er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugnis.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt, wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Kubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Mut, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden sein können.

— — —

Über solche Talente sagten wir schon an einem anderen Ort folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Produktion, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt."

Von unserem Fürnstein kann man noch hinzufügen: Alle seine Produktionen schmückt eine gewisse Anmut, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder ins Gewöhnliche zurückweisen solle, und dazu erschien mir nichts Wünschenswerteres, dem Individuum Zusagendes, den Charakter der Nation Ehrendes, als Gewerbs- und Handwerkslieder.

16 f. an einem anderen Orte. Vorrede zum „deutschen Gil Blas" S. 20.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrichs des Achten und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst, dem guten Manne ein gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert, ein unübersehbarer Garten in der Nähe, ein weitverbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er thätig beginnt und alles, was zu thun ist, eins nach dem andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt und diese Reben den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter sonnigem, günstigen Himmel und wird von einem jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedichte die aufsteigenden nennen; sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin. G.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand
Eilet in die Felder!
Seht, schon grünt das Wiesenland,
Und das Haar der Wälder;
Weste wehen sanft und lau:
Auf, beginnt den Hopfenbau! —

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weise,
Und die Keime pflückt dabei,
Euch zur Leckerspeise!
Schneidet, was veraltet ist,
Daß er frisch und kräftig sprießt!

19 f. sanft darüber hin. In „Kunst und Altertum" folgt ein Aufsatz von Riemer über Naturdichter im allgemeinen, der irrtümlich in den nachgelassenen Werken Goethes abgedruckt wurde. Danach sind drei Gedichte von Fürnstein mitgeteilt, deren erstes, nach v. B.s Vorgang, hier einen Platz finden mag, da Goethe sich darauf bezieht und es auf seine Anregung entstanden ist.

Gebt dann Fichtenstangen hin,
  Daß die schlanken Reben
Rankend um dieselben ziehn
  Und empor sich heben!
So zum Stärkern wird gesellt,
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn sich Unkraut mehrt,
  Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen stört
  Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laster Samen streut.

Wenn die Reben unser Thal
  Üppig dann umkränzen,
Dran im Abendsonnenstrahl
  Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dies Gewand
  Unsre Fluren schmücken,
Weil wir mit geschäft'ger Hand
  Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben sie
Reichen Lohn für unsre Müh!

Wo die heiß're Sonnenglut
  Nicht die Flur durchdringet
Und das edle Traubenblut
  Nicht zur Reife bringet,
Dort der menschliche Verstand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
  Preise unsre Reben,
Die alljährlich, wie ihr wißt,
  Uns den Hopfen geben,
Weil nur dessen würz'ge Kraft
Geist und Dauer ihm verschafft.

Drum, Bewohner Falkenaus,
Brave Flurgenossen,
Pfleget eures Hopfenbaus
Ferner unverdrossen!
Laßt uns Müh und Fleiß nicht scheun!
Wohlstand bringt uns sein Gedeihn.

Justus Möser.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Zweites Heft. 1823. S. 129—134.)

Gern erwähn' ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Korrespondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, wert, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht, im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Mösers hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Äußerungen eines solchen Geistes

7. Justus Möser. Schon in „Dichtung und Wahrheit" (am Schluß des dreizehnten Buches) hat Goethe Justus Möser charakterisiert, und hervorgehoben, daß ihm und seinen Genossen Möser unendlich imponiert und den größten Einfluß auf sie gehabt habe. Er ist gemeint, wenn Goethe von den geistreichen Köpfen spricht, die für den Harlekin ein Wort einlegten, und später bieten Mösers „Patriotische Phantasieen" den Anlaß zu dem ersten grundlegenden Gespräche zwischen Goethe und den weimarischen Prinzen (Dichtung und Wahrheit 15. Buch). Als im Jahre 1819 der Buchhändler G. Parthey Goethe bat, die empfehlenden Worte, die er in seiner Lebensbeschreibung über Möser gesagt hatte, einer neuen Ausgabe der Werke Mösers vordrucken zu dürfen und zugleich den Dichter ersuchte, irgend eine neue Äußerung hinzuzufügen, lehnte dieser das letztere ab, weil er von jenen Studien zu weit abgekommen sei, und es bei der jetzigen Zeit, wo selbst gegen Möser ein gewisser Gegensatz sich offenbare, bedenklich sein würde, sich über die von dem trefflichen Manne behandelten Gegenstände zu äußern. — Daß mit den „empfehlenden Worten" nicht, wie Strehlke (Goethes Briefe II, 32) annimmt, der obige Aufsatz gemeint ist, zeigt schon das Datum des Briefes an Parthey (24. November 1819) und die ausdrückliche Angabe Goethes, daß seine Äußerung durch die bevorstehende Herausgabe des dritten Teils der „Osnabrückischen Geschichte" veranlaßt sei. — 10 f. durch die Korrespondenz, die ich mit seiner Tochter geführt. Auch sie knüpfte sich an die „Patriotischen Phantasieen", die von der Tochter, Frau v. Voigts, gesammelt und herausgegeben waren. Goethes erster Brief, in dem er in den herzlichsten Worten seinen Dank für das Buch aussprach, ist in die nachgelassenen Werke (Ausgabe letzter Hand 60, 228) aufgenommen. Ihr Briefwechsel mit Goethe ist von Abeken in den Reliquien von Justus Möser (Berlin 1837) herausgegeben. Die Briefe Goethes an Frau von Voigts sind in Justus Mösers sämtlichen Werken, herausgegeben von Abeken, 1843 (10, 242—246) abgedruckt. — 17 ff. im nächsten Jahre ... uns geschenkt werden. Herbert von Bar gab aus Mösers Nachlaß den dritten Teil der „Osnabrückischen Geschichte" mit Urkunden in Berlin 1824 heraus.

und Charakters gleich Goldkörnern und Goldstaub denselben Wert haben wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Überzeugungen beizufügen.

„Über den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt und so mancher Schluß zum Nachteil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren oder ihn um so geschwinder wiederzufinden. So sagten sie z. E. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnishülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützerweise verstreuet hätte, um ihren Kindern oder ihrem Gesinde einen Denkzettel zu geben und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die zusammen genommen beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlnen Blick hineinzuthun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was dergleichen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit einem Worte, sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Tierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten."

---

6. Über den Aberglauben unserer Vorfahren. In den Westphälischen Beiträgen 1790 Nr. 38 steht ein Aufsatz Mösers, betitelt „Etwas zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unsrer Vorfahren" (Mösers vermischte Schriften hrsgeg. von Nicolai. Berl. 1797. I, 331; Mösers sämtliche Werke. Berl. 1858. V, 37). Er stimmt in Einzelheiten mit Goethes Citat überein, nicht aber im Wortlaut.

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden; die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiose Vorstellungen zur Hilfe. In der politischen spielt Reineke Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vorteil versteht und ohne weitere Rücksichten auf seine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden.

Origenes sagt, seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verstoßener Engel.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; beide erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehn, je mehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprung gleich Asträen zurückgekehrt zu sein; der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, seine Rechte durchzusetzen.

Dem Poeten schadet der Aberglaube nicht, weil er seinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrseitig zu gute machen kann.

---

9. Origenes (185—254), einer der gelehrtesten Kirchenschriftsteller, hat angeblich 6000 Werke verfaßt, unter denen sein großes Bibelwerk „Ἑξαπλα“ das hervorragendste ist. — 26. Asträ a. Nach der griechischen Sage eine Jungfrau göttlicher Herkunft, die unter den Menschen lebte, bis sie im ehernen Zeitalter zum Himmel entwich, an dem sie nun als Sternbild glänzt.

Und so stehe denn hier ein Gedicht als wahres Muster, wo die tiefsten sittlichen Gefühle unter psychischer Form sich in Aberglauben verwandeln, durch dessen Darstellung der Dichter sich selbst so vorsätzlich als ungläubig Schauder zu erregen trachtet.

Bannfluch.

Zu Phaëthon des Euripides.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Zweites Heft. 1823. S. 152—158.)

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgeteilten Fragmente wirkten, wie alles, was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichsten Produktionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restaurieren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer in Jena und Weimar behülflich durch Übersetzen und Aufsuchen der noch sonst mutmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen wie so vielen andern abgezogen, und ich entschließe mich daher, zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also aus einer Göttlingischen Übersetzung der von Ritter Hermann mitgeteilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken, die der Musgraveschen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Teil S. 415 hinzugefügt sind und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drei verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesamt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einigermaßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstücken.

5. Bannfluch. Aus Byrons „Manfred". Abgedruckt Werke III, 2, 221. — 6. Zu Phaethon des Euripides. Vgl. die Anmerkungen zu S. 43. — 24. der Musgraveschen Ausgabe. Euripidis Tragoediae et Epistolae ex Editione Josuae Barnesii nunc recusa. Accedunt Fragmenta ex recensione Samuel s Musgrave, M. D.

Anfang und Ende sind glücklicherweise erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls. 5

Der Prolog macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird. 10

Klymene, Phaëthon. Dem Jünglinge widerstrebt's, eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu heiraten, weil er nicht untergeordnet sein will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes, sei; der kühne Jüngling will es sogleich erproben. 15

Chor der Dienerinnen. Frischeste Morgenfrühe eines heitern Sommertags; Gewerbsbewegung über Land und Meer; leise Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeschäftigkeit.

Herold. Der die Menge beiseite weist.

Merops, Phaëthon. Zarteste Situation, deren Ausführung 20 sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Interesse ist verschieden, ohne sich gerade zu widersprechen; der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen 25 Versuch zu machen, nicht verraten werde.

Chor der Festleute sammelt und ordnet sich, wie der Zug vorschreiten soll; dies gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und charakteristischer Bewegung.

Von hier aus begeben wir uns gern zu dem Rastorte des 30 Helios.

Helios, Eos. Die unruhige, schlaflose Göttin treibt den Helios, aufzufahren; er versagt sich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit schönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen; wir werden erinnert an den ersten Gesang des Chors. 35

Helios, Phaëthon. Heftig schnelle Verhandlung zwischen Vater und Sohn; letzterer bemeistert sich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palast des Merops.

Chor der Festleute, mitten in dem Vorschreiten der Festlichkeit, Donnerschlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Klymene, nächste Dienerinnen. Phaëthons Leichnam wird gefunden und versteckt.

Chor der Vorigen. Hat sich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops. Eben diese Funktionen fördernd.

Diener. Brandqualm im Hause verkündend.

Nächste Dienerinnen. Jammer des Mitwissens.

Klymene, Leichnam. Es geschieht die Bestattung.

Ein Bote. Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet, was zu wissen nötig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchst Wünschenswerten entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen; ich wünsche Glück denen, die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Altertum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist.

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäßeste Weise ergötzt und belehrt.

Die tragischen Tetralogien der Griechen,

Programm von Ritter Hermann. 1819.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Zweites Heft. 1823. S. 158—165.)

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

25. Die tragischen Tetralogien der Griechen. Goethe an Hermann 6. April 1823: „Auch muß ich vermelden, daß vor kurzem mir das höchst schätzbare Programm über die Tetralogien der Alten [de compositione tetralogiarum tragicarum] in die Hände gelangt, wodurch ich veranlaßt worden, einige neuere Beispiele solcher unzusammenhängend gesteigerter theatralischer Darstellungen ins Gedächtnis zurückzuführen und an dasjenige, was Euer Hochwohlgeboren behaupten, unmittelbar anzuknüpfen."

Es kann nicht geleugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber bei nochmaliger Steigerung dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemut zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweiten Klytämnestra und Ägisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Muttermörder durch das Athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deshalb eine große städtische ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen sein.

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmütig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes grenzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß bei unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vorteil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er giebt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Tri-, oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig sein, das zweite durch Chor und Gesang Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen, das dritte darauf durch Äußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen

und entzücken, da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen sein durfte, als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichnis zu unseren Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener ersten Art an Schillers Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte; der Stoff war nicht zu übersehen und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und nach, selbst gegen seinen Willen, in mehrere Teile. Der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige, heitere Satyrstück, das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrtum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indes zarte himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig Unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben und uns die italienische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drei Akten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drei Abteilungen erschienen zwei Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst: das erste heroisch, das zweite ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Akt der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

22 f. die italienische ... Zuschauermasse. Vgl. Goethes Äußerung über das italienische Theaterpublikum im Tagebuch vom 7. Oktober 1786: „Auch fang ich nun an zu begreifen, wie Euripides von der reinen Kunst seiner Vorfahren heruntersteig und den unglaublichen Beifall erhielt. Man muß nur sehen, wenn man Augen hat, und alles entwickelt sich." — 24 ff. So sahen wir ... vollkommen genugthuend. Die Sitte, zwischen die einzelnen Akte der Oper Balletts von ganz unabhängigem Inhalt einzuschieben, war schon damals, ebenso wie heute, in Italien durchaus feststehend. In Neapel (9. März 1787) erwähnt Goethe ausdrücklich bei den in der Fastenzeit aufgeführten geistlichen Opern das Fehlen dieser Balletts.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu; denn wir sahen in etwas mäßigern Verhältnissen Goldonische dreiaktige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abteilungen vollkommene zweiaktige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit einander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Akt der Komödie die bekannt-beliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Ebenso ließ man sich nach dem glänzenden Finale dieses Singaktes den zweiten Akt des prosaischen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine musikalische Abteilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Akt des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauspieler, kompromittiert durch seine sangreichen Vorgänger, nahm nun alles, was er von Talent hatte, zusammen und leistete, durch die Überzeugung, seinen Zuschauer im besten Humor zu finden, selbst in guten Humor versetzt, das Erfreulichste, und der allgemeine Beifall erscholl beim Abschluß auch dieser Pentalogie, deren letzte Abteilung gerade die Wirkung that wie der vierte Abschnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hause zu schicken.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Pandin.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Zweites Heft. 1823. S. 171—176.)

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters November-heft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sämtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Übertragung mich um so mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden,

1 ff. wir sahen ... vorgetragen wurden. Goethe erwähnt Aufführungen zweier Goldonischer Stücke, die er in Italien gesehen, der „Baruffe Chiozzotte" (Venedig, 10. Oktober 1786) und der „Locandiera" („Frauenrollen, auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt"). — 22 f. Spanische Romanzen, übersetzt von Beauregard Pandin. Beauregard-Pandin ist der Schriftstellername von Karl Friedrich von Jariges (1763—1826). Nach Reisen durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Portugal ließ er sich 1804 in Weimar nieder, wurde hier wegen seiner scharfen Theaterkritiken ausgewiesen und lebte seitdem in seiner Vaterstadt Berlin. Die Romanzen erschienen in Berlin 1823. — 25. des Gesellschafters. „Der Gesellschafter", die bekannte von Friedrich Wilhelm Gubitz seit 1817 in Berlin herausgegebene Zeitschrift.

da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sei ein Gedicht, aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestieren, und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnötig sein dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sei dieses oder jenes, eigentümlich bezeichnen und, wo nicht den ganzen Charakter, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sei es mir, daß ich nach deutscher und nordischer Weise etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sei, auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigt wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee, wie sie unmittelbar in die Erscheinung, ins Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß, insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, notwendig für Phantasterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß; selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestiert, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Wert mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern

18. Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt u. s. w. Vgl. Sprüche in Prosa (Loeper) Nr. 63, 228, 565, 566.

Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre, das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quijote von Cervantes. Das, was im höheren Sinne daran zu mißbilligen sein möchte, verantworte der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwei Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß derjenige, der auch darin wef't und wirkt, sich immer gequetscht findet; die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödlich, sondern man muß am Ende lächeln, und man wünschte sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich sie nennen will, eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf; beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen grenzen durchaus ans Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis ins Absurde, ohne deshalb den erhabenen Ursprung zu verleugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie, sie hat zugleich etwas Schelmisches neben dem Großen, und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber entweder durch irgend eine Vermittelung und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Sicherung meines litterarischen Nachlasses.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Zweites Heft. 1823. S. 181—186.)

Obgleich der Winter und besonders ein strenger wie der vergangene solchen Arbeiten, wo man Papiere und Dokumente an vielen Orten zusammensuchen soll, keineswegs förderlich sein kann, so ist doch selbst in dieser Jahreszeit jenes Geschäft nicht unterbrochen, sondern so weit vorwärts geführt worden, daß den Sommer über ein bedeutender Vorschritt möglich ist.

Das Hauptsächlichste vorerst aber wird sein, die bereits schematisch von der Zeit an, wo die ausführlichern Bekenntnisse aufhören, bis auf den heutigen Tag niedergeschriebene Chronik im ganzen näher zu bearbeiten und im einzelnen epochenweise dergestalt auszuführen, daß mir selbst, wenn mir die Arbeit fortzusetzen vergönnt ist, oder auch einem Dritten, der sie nach mir unternähme, in die Hände gearbeitet sei; wie ich denn jetzo die Jahre 1807, 1808 und 1809 in dieser Art versuchsweise vorgenommen. Dieses Geschäft wird nunmehr, da wir an die Kostbarkeit der Zeit und an die Möglichkeit so mancher Zufälligkeiten ernstlich erinnert sind, lebhafter betrieben werden.

Ferner wird diesen Sommer eine große Masse, sowohl von abgesendeten als eingegangenen Briefen durchgesehen und, wie sie den Jahren nach schon verwahrt sind, geheftet, insofern dies noch nicht geschehen ist. In Bezug auf die Chronik erhalten sie doppelten Wert und sichern Einfluß, so daß besonders von 1797 an sich kaum eine Lücke finden wird. Wir hoffen, im nächsten Stücke von Kunst und Altertum unseren Freunden hievon schon nähere Rechenschaft geben zu können.

---

1. Sicherung meines litterarischen Nachlasses. Die Notiz bezieht sich auf die drei im vorhergehenden Hefte enthaltenen, auf die Ordnung der Papiere und den Plan der Annalen bezüglichen Mitteilungen (siehe oben S. 38 ff.). — 17 ff. da wir ... erinnert sind. Durch die schwere Krankheit vom Februar 1823. — 25 ff. Wir hoffen ... zu können. Das folgende Heft von „Kunst und Altertum" bringt auf S. 151 einen Artikel „Sicherung meines Litterarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer echten vollständigen Ausgabe meiner Werke". Vgl. auch Goethe an Boisserée 27. Januar 1823.

1824.

Goethes Beitrag zum Andenken Lord Byrons.

(Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch, geführt während eines Aufenthalts zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822, von Thomas Medwin. Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen 1824. S. 333—339.)

Weimar, den 16. Juli 1824.

Man hat gewünscht, einige Nachrichten von dem Verhältnis zu erlangen, welches zwischen dem leider zu früh abgeschiedenen Lord Noel Byron und Herrn von Goethe bestanden. Hiervon wäre kürzlich so viel zu sagen.

Der deutsche Dichter, bis ins hohe Alter bemüht, die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dies als das sicherste Mittel eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des

2. Goethes Beitrag zum Andenken Lord Byrons. Der Aufsatz wird in der Übersetzung von Medwins „Gesprächen" durch folgende Worte eingeführt: „Die hohe Bewunderung, welche Lord Byron in Deutschland zu teil wurde, mag aus der folgenden Mitteilung entnommen werden, die ich eben als einen Tribut zu seinem Andenken von dem berühmten und ehrwürdigen Goethe erhalte, der in dem hohen Alter von fünf und siebzig Jahren noch alle Wärme seines Gefühls und alles Feuer seines Genius bewahrt." Diese Worte sind aus der Originalschrift: „Journal of Conversations of Lord Byron: Noted during a Residence with his Lordship at Pisa in the years 1821 and 1822. By Thomas Medwin Esq. London 1824" übertragen. Dort leiten sie die englische Wiedergabe des Aufsatzes ein, der außerdem im Anhang S. 291—295 unter dem Titel „Goethes Beitrag zum Andenken Lord Byrons" abgedruckt ist. Er weicht nur an zwei Stellen von der deutschen Ausgabe des Buches ab: im dritten Absatz heißt es (sinnlos): „der geniale Dichter eine leidenschaftliche Lebensweise, durch inneres Mißbehagen" und im zehnten Absatz „rein" statt „fein". Außerdem sind noch zahlreiche Entstellungen durch Druckfehler entstanden. Zum dritten Mal wurde der Aufsatz in demselben Jahre im „Morgenblatt" Nr. 239 vom 5. Oktober gedruckt unter „Korrespondenz-Nachrichten" mit der Vorbemerkung: „Folgendes ist uns aus London über das Verhältnis des Lord N. Byrons und Herrn von Goethes, als aus den besten Quellen entnommen, zugekommen", datiert 16. Juli. Die Abweichungen dieses Druckes (M) sind unter dem Texte angegeben. Allerdings sind sie meistens auf Flüchtigkeit zurückzuführen. Von Byrons Unterredungen mit Medwin ist in Goethes „Gesprächen mit Eckermann" mehrfach die Rede (24. Februar 1825, 26. März 1826). In den Ausgaben der Werke führt der Aufsatz die Überschrift: „Lebensverhältnis zu Byron". Hier ist der ursprüngliche Titel wieder eingesetzt. Vgl. Bd. 31, S. 304 Anm. — 7. Nachrichten. M: Nachricht.

Lords bald nach dessen erstem Erscheinen aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch auf einander folgender Produktionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die diesseitige frohe Teilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter durch eine leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen ein so geistreiches als grenzenloses Hervorbringen sich selbst, und seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Dasein einigermaßen verkümmert.

Der deutsche Bewunderer jedoch, hiedurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben und Dichten in aller seiner Excentricität, die freilich um desto auffallender sein mußte, als ihresgleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und uns die Elemente zu Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen.

Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweideutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraschend, gleichfalls durch Vermittelung, das Originalblatt einer Dedikation des Trauerspiels Sardanapalus in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob solche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutsche, mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung

1. bald nach dessen erstem Erscheinen. Nicht richtig; denn Byrons erstes Werk, die „Hours of Idleness", erschien 1807, während Goethe erst 1816 auf ihn aufmerksam wurde. — 8 f. durch eine leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen. M: eine leidenschaftliche Lebensweise durch inneres Mißbehagen. — 11. an seinem hohen Dasein. M: an sein hohes Dasein. — 15. um desto. M: um so. — 21. darlegte. M: darlegt. — 24 ff. das Originalblatt ... könnte. Die Dedikation lautete: „To the illustrious Goethe a stranger presumes to offer the homage of a literary vassal to his liege lord, the first of existing writers, who has created the literature of his own country, and illustrated that of Europe. The unworthly production which the author ventures to inscribe to him is entitled Sardai apalus." Aus Versehen blieb die Widmung im ersten Druck des Stückes fort. Goethe erhielt erst 1826 das Originalmanuskript derselben (Eckermann, Gespräch vom 26. März 1826) durch Professor Benecke in Göttingen. Vgl. Goethes Briefe an Benecke vom 12. November 1822, 3. April und 27. Juli 1826. Für „Trauerspiels" hat M Trauerspiel, für „Stücke" Stück.

nur als Äußerung eines trefflichen hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten; auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als bei mancherlei Verspätung Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographierten Faksimile zu höchst wertem Andenken.

Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen; wie denn das Trauerspiel Werner ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirne führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutschen Dichtergreise zutrauen, daß er, einen so gründlich guten Willen, welcher uns auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hochgefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete, mit Klarheit und Kraft auszusprechen, von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen Zeitgenossen durchdrungen, von welchem teilnehmenden Gefühl für ihn er belebt sei. Aber die Aufgabe fand sich so groß und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat; denn was soll man von einem Erdgebornen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Person und fein von Sitten, im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm und auf einem kleinen Blatte wenig eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte, als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannigfaltigen Kräfte an erhabengefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern,

5 f. eines lithographierten. M: des lithographierten. — 9 f. wie denn ... führt: „To the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated.“ — 17. für ihn er. M: er für ihn. — 29. Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern. Das Gedicht ist hier gleichlautend mit Werke III, 1, 94 f. abgedruckt. Unterzeichnet ist es „Weimar, den 22. Juni 1823“. In der Ausgabe letzter Hand (IV, 182) ist es von folgender Bemerkung begleitet, die sich zugleich auf unsern Aufsatz bezieht: „An Lord Byron. Dieser merkwürdige Mann hatte manches Freundliche schriftlich und mündlich durch Reisende begrüßend nach Weimar gelangen lassen, welches ich durch jene Strophen zu erwidern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweise in Livorno, eben als er für Griechenland sich einzuschiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn noch zu einer schriftlichen Erwiderung vom 24. Juli 1823, die mir unschätzbar bleibt; wie denn das Nähere dieser Verhältnisse in den Beilagen zu Kapitän Medwins Unterhaltungen, dem ich auf Anfrage das Allgemeinste mitteilte, zu finden ist. Das Umständlichere, zugleich mit Abschriften der Originale, wird früher oder später bekannt werden.“

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem jeden schon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Gesendete gerade noch traf, um es im Augenblicke seiner Abfahrt, den 24. Juli 1823, mit einem reinen, schön gefühlten Blatt erwidern zu können, als wertestes Zeugnis eines würdigen Verhältnisses, unter den kostbarsten Dokumenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns nun ein solches Blatt erfreuen und rühren und zu der schönsten Lebenshoffnung aufregen mußte, so erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten, schmerzlichsten Wert, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichterwelt über seinen Verlust für uns leider ganz insbesondere schärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Überzeugung, daß seine Nation aus dem teilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunungswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.

---

4. wo ihn das herzlich Gesendete gerade noch traf. M: wo ihn das herzlich gesandte noch traf. — 5. Augenblicke. M: Augenblick. — 5 f. mit einem reinen, schön. M: mit einem rein-schönen. — 10. zu der schönsten Lebenshoffnung. M: zu den schönsten Lebenshoffnungen. — 18. erhebt uns. M: erhebt sich. — 21. alle Schalen und Schlacken. M: alles Schaale, alle Schlacken. — 25. Herrlichkeit. M: Feierlichkeit.

Über Kunst und Altertum. Vierten Bandes drittes Heft. 1824.

Bei Gelegenheit des Schauspiels Die Philosophen von Palissot.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Drittes Heft. 1824. S. 71—75.)

Aus dem Artikel „Rameaus Neffe" in den „Anmerkungen über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog 'Rameaus Neffe' erwähnt wird" (Bd. 29 unsrer Ausgabe): „Dieses Stück wurde zum ersten Mal — als ihr schönstes Erbteil angeboren ist." Abweichend: und dem Orte ihres Lebens, statt: und an dem Orte; sondern an einem Andern, statt: an einen Andern; wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen, statt: vorwerfen. Am Schluß die Bemerkung:

Geschrieben und gedruckt im Jahre 1805.

Aber und Abermals erprobt 1823.

Nekrolog des deutschen Gil Blas.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Drittes Heft. 1824. S. 86—90.)

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf bei dem Tode des vor kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief, wie aus dem heitern, wohlgeschriebenen Bekenntnis desselben uns allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projektreichen, unbesonnen-unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so

17. Nekrolog des deutschen Gil Blas. Vgl. Bd. 31, S. 337 und oben S. 14.

langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verleugnen, noch weniger ablegen, so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vorteile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt; denn es hing von ihm ab, die erlöste, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Übeln geplagten Körper durch eine Badekur von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, seinen noch kränkern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls teilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er, seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dies mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichen Wege nicht für unverständig zu achten sein; allein er wählte, durch ein Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6. Juni 1822 als zweiundsechzigjähriger Fuhrmann auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", über Jena und Bürgel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbündeln in den größten Schmerzen, indes der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und kampieren unter freiem Himmel, da kein altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme, der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Karawane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall teure Zeche.

Von Freiberg sodann anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Grenze Böhmens, wird nach leidlicher Mautvisitation eingelassen und muß nun den schlimmen Weg des Nickelsberges hinunter haudern Kein Labsal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entstellt, fast geblendet, die Glieder gelähmt, in Teplitz an, ermannt sich aber schnell und sieht sich nach seiner Weise überall um und schreibt sogleich ein Tagebuch.

32. haudern, eigentlich schüttern, rütteln, dann übertragen in einem Wagen unbequem und langsam fahren Vgl. Goethe an Kestner 25. Dezember 1773: „ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter."

Am 10. Juni war er in Teplitz angelangt; dort findet er einen Wohlmeinenden, der ihm eine Stelle für seinen Sohn ins öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofthore steckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung seines neuen wirtlichen Freundes am 20. Juni gegen Mittag.

Nun ruhen seine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken, mit denen wir begonnen. Er findet seinen Tod nach der Weise, wie er gelebt hat, und sein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Drittes Heft. 1824. S. 91—92.)

Ein geprüfter, anerkannter Dichter der besten Art fühlt sich humoristisch geneigt, zum Ostwinde gesellt jene leidigen Nebel zu

15. Die Verlobung. Vgl. D. Nat.-Litt. Bd. 144. Dort ist auch (114, 2, 73—121) „Die Verlobung" abgedruckt. Sie erschien zuerst im „Taschenkalender für Damen auf das Jahr 1823". Tieck wandte sich in dieser seiner zweiten Novelle gegen Frömmlertum, Mysticismus und Aberglauben, die sich in jener Zeit wie im Leben auch in der Dichtung ungehörig ausbreiteten. Von diesem Standpunkte aus waren darin auch Pustkuchens falsche „Wanderjahre" angegriffen. Die Stelle (a. a. O. S. 105, Z. 10—24) fand Goethes ganzen Beifall, er las sie bereits, nachdem Teichmann sie ihm gebracht hatte, vor seiner Krankheit zu Beginn des Jahres 1823 (A. v. Goethe an S. Boisserée 14. März 1823). Er erkannte Tiecks freundliches Eintreten auch durch das Xenion „So ist denn Tieck aus unsrer Mitten" (Werke III, 1, 295 f.) an, und meldete ihm das Erscheinen der kurzen Anzeige seiner Novelle durch einen herzlich zustimmenden Brief vom 21. Januar 1824, in dem es heißt: „Merkwürdig ist es immer, daß von den zerstückelten Gliedern unseres anarchischen Litteratur- und Kunstwesens gar manche sich zu der frömmelnden Fahne sammeln, welche freilich die Schwachen am Geiste und an Talenten sektenartig in Schutz nimmt ... Wenn denn aber, wie man sich nicht verbergen darf, gegen dieses nur seicht und immer seichter sich verbreitende Gewässer nicht zu wirken ist, so halt' ich's doch für gut, ja für nötig, von Zeit zu Zeit ein öffentliches Zeugnis zu geben, daß man anders denkt, wie es denn auch in Ihrer Novelle ganz am rechten Platze geschehen." — 18. zum Ostwinde gesellt. v. Loeper (Goethes Werke, Hempel 3, 265) sieht hierin eine Gleichstellung der Novelle in ihrer dem Obskurantismus feindlichen Tendenz mit Rückerts „Östlichen Rosen"; Düntzer dagegen (Werke III, 1, 295) nimmt an, es sei eine Hindeutung auf Pustkuchens Wohnort, auf die Moorgegenden, aus denen der Höhenrauch nach dem nördlichen Deutschland dringt. Beide Deutungen erscheinen etwas künstlich. Man braucht nur einen Vergleich von Tiecks Novelle mit dem Ostwind anzunehmen, dessen reinigende Wirkung Goethe auch sonst hervorhebt. Werke II, 127:

„Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet."

zerstreuen, welche die sinnig-geistigen Regionen Deutschlands zu obskurieren bei dem niedrigsten Barometerstand sich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz, den Horizont zu reinigen, so hat er doch wenigstens das düstere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abschneien oder sich selbst verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menschenverstandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür aufs herzlichste, bemerken aber zugleich, daß er, uns diese Wohlthat erzeigend, auch gegen sich selbst eine schöne Pflicht erfüllt; denn er konnte sich wohl sagen:

Tunc tua res agitur, paries dum proximus ardet.

Rameaus Neffe

in Bezug auf Kunst und Altertum Teil IV. Heft 1. S. 159

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Drittes Heft. 1824. S. 145—150.)

An vorbemeldeter Stelle, so wie an manchen andern Orten, ist umständlicher ausgesprochen, daß ich obgenannten Dialog von Diderot aus einer Kopie des Original-Manuskriptes übersetzt, daß die Ausgabe des französischen Werkes aber unterblieben, doch von Zeit zu Zeit diese Lücke in der französischen Litteratur bemerkt worden, bis endlich ein paar muntere junge Köpfe, im Jahre 1821, eine Rückübersetzung unternahmen und sie eine Zeitlang für das Original gelten ließen.

Nun aber erhalt' ich unter dem 27. Juli 1823 von dem Buchhändler Briere in Paris, als Herausgeber der sämtlichen Diderotischen Werke, ein Schreiben, aus welchem ich folgende Stelle mitteile:

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots hab' ich" u. s. w.

Von hier an stimmt der Aufsatz mit dem „Rameaus Neffe" (Ausgabe letzter Hand 46, 65 ff.) überein. Er schließt mit den Worten: „daß ein solches Juwel, als das schon anerkannte und noch allgemein anzuerkennende, sich doch endlich wiedergefunden hat". Doch sind folgende Abweichungen anzumerken: „Pfeffels st. Pfessel; Diderots

2. bei dem niedrigsten Barometerstand. Als Barometerstand der Zeit ist hier die Höhe der geistigen und sittlichen Bildung gemeint. — 11. Tunc tua res agitur. Horaz, Epist. I, 18, 84. — 12. Rameaus Neffe. Fehlt in allen früheren Ausgaben. Siehe oben S. 23 und 33.

Werke st. Das Werk; keinen Gebrauch von Ihrer Übersetzung, sondern einen Abdruck nach einer Kopie gemacht; Varideuil (Druckf.) st. Vandeuil; nunmehr abgedruckt fehlt; hintergangen wurde st. hintergangen worden; ist es noch ungewiß st. sei es noch ungewiß; an den Herzog von Gotha, bei welchem ich es doch nie gesehen, aber an den Prinzen Heinrich gesendet worden. Ich antwortete dem guten Manne folgendermaßen: Hochgeehrtester Herr! u. s. w.; vom Erhabenen nicht mehr zu unterscheiden ist.

Sicherung meines litterarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer echten vollständigen Ausgabe meiner Werke.

S. IV. 1. 172. IV. 2. 184.

(Über Kunst und Altertum. Vierter Band. Drittes Heft. 1824. S. 151—156.)

Es ist aus jenem Archiv meiner teils schon vor vielen Jahren gedruckten, teils noch ungedruckten Papiere in diesem letzten halben Jahr so viel im einzelnen durchgesehen, berichtigt, vollendet und im ganzen geordnet, auch durchaus zum Druck vorbereitet und abgeschlossen, daß sich davon drei gute Bände werden füllen lassen.

Über den näheren Inhalt dieser möge nun den Freunden einige vorläufige Nachricht nicht unwillkommen sein.

Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen und die Jenaer Litteratur-Zeitung werden einen dieser Bände ausmachen. Erstere wurden geschrieben vor meinem Götz von Berlichingen im Jahre 1772 und 73, letztere in den Jahren 1804, 5 und 6. Es liegt also zwischen beiden ein Zeitraum von einigen dreißig Jahren, die bloß den Studien und eigenen Produktionen gewidmet worden.

Die Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen haben einen eigenen Charakter. Wild, aufgeregt und flüchtig hingeworfen, wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergießungen meines jugendlichen Gemüts nennen als eigentliche Recensionen. Es ist auch in ihnen so wenig ein Eingehen in die Gegenstände als ein gegebener, in

10 ff. Sicherung meines litterarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer echten vollständigen Ausgabe meiner Werke. Vgl. die beiden von Goethe angezogenen Aufsätze S. 38 und 71. — 22 ff. Recensionen ... ausmachen. Sie bilden den Hauptinhalt des 3. Bandes der Ausgabe letzter Hand — 24 f. vor meinem Götz von Berlichingen, d. h. vor der zuerst im Druck erschienenen Fassung des Dramas von 1773; die erste Form stammt bekanntlich aus dem Jahre 1771.

der Litteratur begründeter Standpunkt, von wo aus diese wären zu betrachten gewesen, sondern alles beruhet durchaus auf persönlichen Ansichten und Gefühlen. Die dem Urteile sich anbietenden Gegenstände sind mannigfaltiger Art und geben, obgleich nur flüchtig berührt, ein treues Bild vom Charakter der damaligen Litteratur. Und da nun ferner meine ganze jugendliche Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaftlich ausläßt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Recensionen offen vor Augen, und demnach möchten sie auch für alle diejenigen, die mir und meinen Leistungen einen näheren Anteil schenken, nicht ohne einiges Interesse sein.

Die hier sich anschließenden Recensionen für die Jenaer Litteratur-Zeitung sind von den eben erwähnten in mancher Hinsicht sehr verschieden Die Gegenstände sind bedeutender, das Urteil ist befestigt, die Art und Weise der Ansicht und Behandlung, alles ist anders, wie denn eine Reihe von dreißig Jahren vieles verändert und erweitert hatte. Es findet sich unter diesen Recensionen die Beurteilung der Gedichte von Voß, Hebel, Grübel und des Knaben Wunderhorn, wie auch einiger Leistungen im dramatischen Fach und im Fach der Romane, und sonach wird der Leser mehr oder weniger Bekanntem hier abermals begegnen.

Mitteilungen ins Morgenblatt ferner werden einen zweiten Band füllen. Es sind dieses Aufsätze über Gemälde von Ruysdael, über altdeutsche Gemälde, über Shakespeare, das deutsche Theater, und was Schiller und Iffland in dieser Hinsicht gewollt und geleistet, und was sich sonst noch Ähnliches und Verwandtes hinanschließen möchte.

Ein dritter Band endlich wird meine im Jahre 1797 gemachte Reise nach Frankfurt, Stuttgart und der Schweiz enthalten und demnach einen schönen Punkt aus meinem Leben umfassen.

Alles, was sich nun auf dieser Reise sowohl unterwegs in freier Natur, als auch in den Städten, wo ich länger verweilte, mir Bemerkenswürdiges dargeboten, und welche Ideen und Ansichten durch alle die mannigfaltigen Gegenstände der Natur und

23 f. Mitteilungen ins Morgenblatt . . . füllen. Die Aufsätze aus dem „Morgenblatt" wurden in verschiedene Bände verstreut. — 29 ff. Ein dritter Band . . . umfassen. Erst der dritte Band der nachgelassenen Werke brachte 1833 die Schweizerreise von 1797. Siehe die Einleitung zu Bd. 23 unsrer Ausgabe.

der menschlichen Beschäftigungen, Einrichtungen und vielfachen Künste in mir rege geworden, davon geben Tagebücher, Briefe und einzelne Abhandlungen kürzere oder ausführlichere Nachricht, je nachdem Zeit und Umstände mir günstig oder hinderlich waren und die Fülle der Gegenstände eine weitere Ausführung gestattete oder nicht. Entschieden auf die Gegenwart gerichtet, faßte ich alles augenblicklich auf und reihete das Geschriebene Tag für Tag aneinander; und so wird es nun auch wohl bleiben und zur Herausgabe kommen müssen, ohne an eine künstlerische Ordnung weiter zu denken, die auch in diesem Fall nicht einmal rätlich und thunlich wäre. Tägliche Bemerkungen, Briefe, Aufsätze, alles wechselt mit einander ab und bildet so ein buntes, wunderliches, sehr verschiedenartiges Ganze. Auch kleine Gedichte stehen am gehörigen Ort und scheinen hier erst ihre volle Bedeutung zu gewinnen.

Unter den manchen Briefen, die ich aus den Städten, wo ich auf einige Zeit bleibenden Fuß faßte, an meine Weimarischen Freunde zurückschrieb, werden besonders die Briefe an Schiller nicht unwillkommen sein. Die Poesie hatte uns für Nähe und Ferne mit einander verbunden, und so blieben wir im fortwährenden Austausch unserer neusten Leistungen, Vorsätze und Ideen.

Möge allen diesen guten Dingen demnächst eine freundliche Aufnahme zu teil werden.

Über Kunst und Altertum. Fünften Bandes erstes Heft. Stuttgart 1824.

Cain. A mystery by Lord Byron.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Erstes Heft. 1824. S. 93—101.)

Nachdem ich über genanntes Werk fast ein Jahr lang das Wunderbarste mir hatte vorsagen lassen, nahm ich es endlich selbst zur Hand, da es mich denn zum Erstaunen und Bewundern aufregte; eine Wirkung, die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geist ausüben wird. Gern sprach ich

13 f. Auch kleine Gedichte . . . gewinnen. Bd. 23, S. 102: Der Edelknabe und die Müllerin; S. 125: Amyntas; S. 157: Der Junggesell und der Mühlbach; S. 163: Euphrosyne; S. 179: Im stillen Busch den Bach hinab. — 23 ff. Über Kunst und Altertum. Cain. A mystery by Lord Byron. Erschienen in London 1823. Vgl. Bd. 31, S. 304 Anm. und Bd. 32, S. 72. Die Übersetzung der Stellen aus dem Artikel des Moniteurs ist vom Kanzler von Müller verfaßt. Siehe Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Stuttgart 1870. S. 82.

darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu sagen; allein je tiefer man in das Werk eines solchen Geistes hineindringt, desto mehr empfindet man, wie schwer es sei, es in sich selbst, geschweige für andere zu reproduzieren, und vielleicht hätte ich, wie über so viel anderes Treffliche, geschwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzose, Fabre d'Olivet, übersetzt gedachtes Stück in reimfreie Verse und glaubt es in einer Folge von philosophisch-kritischen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun ist mir zwar diese seine Arbeit nicht zu Gesicht gekommen; allein der Moniteur vom 30. Oktober 1823 nimmt sich des Dichters an, und indem er über einzelne Teile und Stellen völlig in unserem Sinne sich ausdrückt, so weckt er unsere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geschehen pflegt, wenn wir unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen endlich eine ansprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden lassen. Wir hören den Sachwalter selbst, indem er sich folgendermaßen ausspricht.

„Jene Scene, welche sich bis zu Kains Verfluchung durch Eva hinaufsteigert, zeugt unseres Bedünkens von der energischen Tiefe der Byronschen Ideen; sie läßt uns in Kain den würdigen Sohn einer solchen Mutter erkennen.

„Der Übersetzer fragt hier, woher wohl der Dichter sein Urbild genommen. Lord Byron könnte ihm antworten: aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille seine Kleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geschichte so viele Charaktere, beherrscht von grenzenlosen Leidenschaften, aufstellt.

„Wer irgend das menschliche Herz scharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade seine mannigfachen Regungen sich verirren können, besonders bei den Frauen, die im Guten wie im Bösen gleich schrankenlos erscheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, sich, wenn es gleich eine erst entstandene Welt und die allererste Familie galt, an der Wahrheit

7 ff. Ein Franzose ... widerlegt zu haben. Cain, mystère dramatique de lord Byron, traduit en vers français et réfuté dans une suite de remarques philosophiques et critiques, et précédé d'une lettre à lord Byron sur les motifs et le but de cet ouvrage; par Fabre d'Olivet. Paris 1823. — 11. 30. Oktober 1823. Alle früheren Drucke haben das falsche Datum, den 23. Oktober 1823. Die Kritik steht auf Seite 1277 f. Sie ist unterzeichnet L. C. Die Übersetzung ist völlig getreu; aber es fehlt der erste und die letzten fünf Absätze, und nach „das Meisterstück seiner Schöpfung“ ist eine größere Stelle ausgefallen.

versündigt oder sie nach Belieben überboten zu haben. Er schildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen sie in ihrer Schönheit und ursprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfrische zu malen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünschung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meisterstück der Vollkommenheit und Unschuld; schon hatte sie vom Versucher jene vergifteten Gärungsstoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu so viel besserem Zwecke bestimmt hatte, für immer entadelt wurden; schon war jene reine, süße Selbstzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen, und eine vom Feinde des Menschengeschlechts aufgeregte Neugierde, zu unseligem Ungehorsam hintreibend, betrog die Absichten des Schöpfers und entstellte das Meisterstück seiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wütenden Verwünschungen gegen seinen Mörder Kain, erscheint höchst konsequent mit sich selbst, so wie sie nun einmal geworden Der schwache, aber schuldlose Abel, in welchem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner Mutter um so lieber werden, als er ihr minder schmerzlich das demütigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Kain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke, die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Grenzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner Sohn ist. Einem so kräftigen Genie, wie Lord Byron, kam es zu, dies Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumalen; so mußte er es behandeln, oder gar nicht.“

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und, was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord Byron einen Kain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Übersetzung in vielen Händen; es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens noch Anpreisens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der über alle Begriffe das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem un-

begrenzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Überlieferung; indem er nun das erste Menschenpaar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine geheimnisvoll veranlaßte Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Kains, als des Repräsentanten einer ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißmutigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Ursohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen, und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger, solches mit einem ganz unbekannten Zustande zu vertauschen. Schon hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittlenden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschensohne aufgebürdet worden.

Diese der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in seiner Seele auf und ab und können durch die gottergebene Sanftmut des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwester-Gattin nicht beschwichtigt werden. Um sie aber bis ins Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wundersam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröstlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter, obgleich nicht schlimmer, als er war, und da er im Familienwesen alles findet, wie er's verlassen hatte, so wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nötigen will, ganz unerträglich. Mehr sagen wir nicht, als daß die Scene, in welcher Abel umkommt, auf das köstlichste motiviert ist; und so ist auch das Folgende gleich groß und unschätzbar. Da liegt nun Abel! Das ist nun der Tod, von dem so viel die Rede war, und das Menschengeschlecht weiß ebenso wenig davon als vorher.

Vergessen aber dürfen wir nicht, daß durchs ganze Stück

eine Art von Ahnung auf einen Erlöser durchgeht, daß der Dichter also sich auch in diesem Punkte, wie in allen übrigen, unsern Auslegebegriffen und Lehrweisen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verstummten Kain flucht, die unser westlicher Nachbar so trefflich günstig heraushebt, bleibt uns nichts zu sagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schlusse zu nähern.

Hier äußerte nun eine geistreiche, in Hochschätzung Byrons mit uns verwandte Freundin: Alles, was religiös und sittlich in der Welt gesagt werden könne, sei in den drei letzten Worten des Stücks enthalten.

Die drei Paria.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Erstes Heft. 1824. S. 101—111.)

Bemerkenswert ist es, daß in neuerer Zeit der Paria-Kaste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt, wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen bis in den Flammentod sich selbst zur Göttin erhoben.

Von dem deutschen Paria in einem Akte und seinen Verdiensten haben wir soeben Rechenschaft erstattet; er schildert den gedrücktesten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die französische Tragödie Paria in fünf Akten hat dies mehr als tragisch-grausame Motiv von der energischen Seite ge-

9 ff. Alles, was religiös ... enthalten. Der Schluß lautet: Cain: O Abel! — Adah: Peace be with him! — Cain: But with me! — 12. Die drei Paria. Der Aufsatz in „Kunst und Altertum" beginnt mit einer ausführlichen Beurteilung des Beerschen „Paria" von Eckermann. Siehe dessen Gespräche mit Goethe unterm 24. Februar 1824: „Heute um ein Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuskripte vor, die er für das erste Heft des fünften Bandes von 'Kunst und Altertum' diktiert hatte. Zu meiner Beurteilung des deutschen 'Paria' fand ich von ihm einen Anhang gemacht, sowohl in Bezug auf das französische Trauerspiel, als seine eigene lyrische Trilogie, wodurch denn dieser Gegenstand gewissermaßen in sich geschlossen war." Goethes Nachwort ist durch einen Strich von dem Vorhergehenden getrennt. Siehe auch Gotth. Weisstein, Inedita von Goethe (Gegenwart 1878, Nr. 29. — 16 ff. wie eine Bajadere ... erhoben. Goethes Ballade „Der Gott und die Bajadere" (Werke I, 167). Goethe geht, indem er die Bajadere hier als Glied eines verworfenen Geschlechts zu den Parias rechnet, von einer falschen Vorstellung aus. Denn die Bajaderen werden allgemein mit Auszeichnung behandelt und es ist ihnen jede Berührung mit der unreinen Kaste aufs strengste untersagt. — 20. Von dem deutschen Paria. Michael Beers Trauerspiel in einem Akt „Der Paria" wurde 1824 in Weimar aufgeführt. Goethe sandte durch Nees von Esenbeck den Komödienzettel an den Verfasser. Über diesen siehe D. Nat.-Litt. Bd. 161, S. 197 ff. — 23. Die französische Tragödie Paria. Kasimir Delavignes „Le Paria" (1821).

nommen. Ein Pariavater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieser, zu Jünglingsjahren herangereift, thatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn also des schönsten Surrogates aller versagten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das heimische Kriegsheer und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Braminen Herrschaft zu zerstören droht, thut sich hervor, siegt, und der Oberbramin wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieses geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widersteht. Der Alte selbst, der es vorteilhaft findet, bei sinkendem Ansehn mit dem Tüchtigen in Verwandtschaft zu stehen, begünstigt die Neigung, und ein Eheband wird beschlossen. Hier tritt nun in dem Gewissen des wackern Helden das traurige Bewußtsein gewaltsam hervor, und indem er sich und seine Wünsche bekämpft, erscheint unseligerweise der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältnis unwiederbringlich. Mehr sagen wir nicht, weil ein jeder, der Litteratur zu schätzen weiß, dies sehr schön gedachte, wohl durchgeführte Stück selbst gelesen hat oder es zu lesen begierig sein wird.

Nach dieser doppelten, ins Tragische gesteigerten Ansicht des traurigsten Zustands wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indischen Legende gebildet, zu Anfang des vorigen Heftes abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria, der seine Lage nicht für rettungslos hält; er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird.

Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeschlossene Kaste eine selbsteigene Gottheit, in welcher das Höchste dem Niedrigsten eingeimpft, ein furchtbares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beseligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen sich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist.

---

23 f. das Gedicht ... abgedruckt ist. Kunst und Altertum IV, 3, 1—11: Des Paria Gebet, Legende, Dank des Paria, in den Werken (unsre Ausgabe I, 174 ff.) unter dem einheitlichen Titel „Paria" zusammengefaßt. — 35. da fehlt im ersten Druck.

Frithiofs Saga.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Erstes Heft. 1824. S. 139—149.)

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165. 1822. eine neue Behandlung jener kühnen, frischen, nordischen Überlieferung, welche der geniale Tegnér unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helvig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jedermann zugänglich, und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Biörn, zwei kühne Seehelden, werden tief im Winter durchs Eis ans Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiofs Braut Ingeborg sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld, von unbezwinglichem Verlangen getrieben, die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn; aufgeregt, beweist er seine Kraft, und aus der rohen tierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im Schlitten aufs Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

---

1. Frithjofs Saga. Die bekannte altnordische Sage von Fridhthjofr und der schönen Ingebjörg erhielt, nachdem sie schon früher durch Samsöe und Sötoft bearbeitet worden war, durch Esaias Tegnér ihre endgültige poetische Einkleidung. (Zuerst in Bruchstücken in der „Iduna", vollständig erschienen in Stockholm 1825.) — 3. Morgenblatt Nr. 165. 1822. Der Aufsatz „Frithiof (Fragment einer nordischen Heldengeschichte)" erschien in den Nummern 165—169, vom 11.—16. Juli 1822. — 6. Frau von Helvig. Amalie v. Imhof (1776—1831), geboren in Weimar, wo sie seit 1790 dauernd lebte und ihr schönes Dichtertalent unter Schillers und Goethes Leitung glücklich ausbildete. 1803 vermählte sie sich mit dem schwedischen Obersten v. Helvig, folgte ihm nach Stockholm, lebte aber seit 1810 wieder in Deutschland. Im Jahre 1820 weilte sie in Weimar. Ihre Übersetzung der „Frithjofssage" erschien 1826. Siehe ihre Biographie von Henr. v. Bissing (Berlin 1889).

IV.

Nun ruft die Jagd ins Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schoß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn, den König zu ermorden; ein weißer Vogel rät ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heerestraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sei; sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof schlägt's aus, bekennt, daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze, wieder aufs Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgeteilte Romanze giebt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Walhallasaal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seien, dürfen wir unsern mit dem Norden befreundeten Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser aufs eiligste das ganze Werk vollenden und die werte Übersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinne und Ton vollständig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen, wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegenkommt.

VI.

Die Königswahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotschaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürst Ring ist tot; bevor nun steht
Die Königswahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Die Knaben schaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht,
Und heben wohl das Schwert zu zwein,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein schlank
Mit ems'gem Sinn
Und schaut errötend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond in Blut! —
Heil dir, du ehrner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat;
Des Landes Wall bist du im Krieg,
Deß Stimm' im Rat.

So sammelt sich bei Schildgetön
Die Schar im Feld
Zum offnen Ting; der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königssohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis;
„Ein Kind ist's dort,
Das Männer nicht zu führen weiß
Mit Fürstenwort!"

Doch Frithiof auf das Schildrund schwang
Das Kind sogleich:
„Schaut! — von der Eiche, die da sank,
Grünt hier ein Zweig!

„Erkennt im holden Kindesbild
Den Stamm so hehr!
Er fühlt so leicht sich auf dem Schild,
Wie Fisch im Meer.

„Ihm schützen will ich vor Gefahr
Sein Reich und Land
Und setz' ihm einst Rings Kron' aufs Haar
Mit eigner Hand.

„Forsete, Baldurs hoher Sohn!
Ich rufe dich
Zum Zeugen: weich' ich je davon,
Zerschmettre mich!"

Der Knab' indes auf blankem Stahl
Saß stolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne schaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raschen Mut
Zur Erde sprang.

Da laut rief's aus der Schar vom Ting,
All gleich gesinnt:
„Dich küren wir! Werd einst wie Ring,
Du Schildeskind!

„Und bis du groß, soll dieser dir
Zur Seite stehn.
Jarl Frithiof, dir vermählen wir
Die Mutter schön."

Doch der schaut finster drein und spricht:
„'s ist Königswahl,
Nicht Hochzeit heut — die feir' ich nicht
Nach fremder Wahl.

„Zum Zwiesprach muß ich jetzo gehn
In Baldurs Hain
Mit meinen Nornen; denn sie stehn
Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schildjungfraun
Hab' ich im Sinn,
Die unterm Baum der Zeiten baun
Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
Und klarem Blick —
Nur Er, der mir die Braut geraubt,
Giebt sie zurück."

Küßt drauf die Stirn dem Königssohn,
Und stumm entlang
Der Heide fern entschwand er schon
Mit stillem Gang.

Biographische Denkmale

von Varnhagen von Ense.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Erstes Heft. 1824. S. 149—154.)

Mit vielem Vergnügen hab' ich diese glückliche Arbeit durchgelesen; sie erinnert an Plutarchs Zusammenstellung ähnelnder Lebensweisen, jedoch beziehen sich die drei hier aufgeführten Per-

25 f. Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense. Der hier besprochene Band ist der erste, 1824 erschienene. Ihm folgten bis 1830 noch vier weitere. Den vierten besprach Goethe in „Kunst und Altertum" VI, 1, 1827.

sonen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg wie der Baron von Neuhof sind eigentlich höchst mannigfaltige Variationen desselben Themas. Zwischen dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wären sie als Condottieri, als kühne Miethelden aufgetreten; zwischen dem siebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, sittlicher, und selbst der Eigennutz nimmt einen edleren Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, strebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie, bald da, bis er Gelegenheit findet, der Republik Venedig große Dienste zu leisten, die sie denn auch durch Vertrauen so wie durch Ehrendenkmale und ein reichliches Auskommen bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverän, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, setzt sich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht, und uneigennützig-großartig zieht er sich ins eigene Enge zurück mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen, selbständig und unabhängig zu sein und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nötig, um für einen vollkommnen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier, sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen gewagten Versuchen abschrecken, behauptet die ihm eingebornen königlichen Formen bis ins tiefste Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im übrigen darf man von dem Ganzen sagen: die Weltübersicht ist rein und sicher, der Vortrag ernst und einfach; Andere mögen anderes daran rühmen.

8. Graf Schulenburg, Johann Matthias (1661—1747), kämpfte abwechselnd in deutschen, polnischen, italienischen Diensten gegen Türken, Schweden, Franzosen. Seit 1715 stand er im Dienste der Republik Venedig, in dem er sich besonders durch seine Verteidigung Korfus (1716) berühmt machte. — 13. Graf Bückeburg, Friedrich Wilhelm Ernst, Graf zu Lippe-Schaumburg-Bückeburg (1724—1777), durch weite Reisen und Kriegszüge gebildet, ein Schüler Friedrichs des Großen, der dessen militärische Prinzipien zuerst in Portugal, dann in seinem eignen kleinen Lande anzuwenden suchte. An seinem Hofe wirkte von 1771—1776 Herder als Prediger. — 19. Theodor, Baron von Neuhof (1686—1756), zuerst in französischen und schwedischen Kriegsdiensten, dann mehrere Jahre als Abenteurer Europa durchziehend, 1732 Resident Kaiser Karls VI. in Florenz. Hier knüpft er Beziehungen zu den Korsen an; um ihre Insel zu befreien, verbindet er sich mit der Pforte und dem Bey von Tunis und wird am 15. April 1736 als König Theodor I. von Korsika gekrönt. Die Genuesen vertreiben ihn, er kehrt 1738 zurück, muß aber vor den Franzosen, die jenen zu Hülfe kommen, von neuem fliehen. Verschiedene weitere Versuche, die Herrschaft von neuem zu erlangen, sind erfolglos, und er geht 1749 nach England, wo er bis 1756 in Schuldhaft gehalten wird. Kurz nachdem er durch eine Subskription daraus befreit ist, stirbt er.

Mich aber berührte das Werk ganz eigentümlich, da jene drei Helden gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebenseintritt heran, zwei in meine Tage hinein verharrten und wirkten.

Schulenburg starb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las also hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her bis ins Jünglingsalter heran als Weltmärchen im allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburgs ereignete sich ohngefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz frische Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerksame Reisende zurückbrachte, befanden sich zwei große Blätter, eins von Pitteri mit Fertigkeit des Grabstichels nach Franz Rusca gearbeitet, (einem Bildnismaler, der den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand), das andere, jenes in Korfu ihm errichtete statuarische Denkmal vorstellend, bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein Wohlgebildeter, frei Gewachsener, kühn Beweglicher sich sehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff später in meinen Lebensgang ein; er ward mir durch Zeitgenossen in aller seiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie sollte aber ein so wundervoller Mann bei seinem Leben nicht wunderlich erscheinen!

Theodors Tod fiel mit dem Erdbeben von Lissabon, das mir so viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zusammen; auch er mußte im Tagsgespräch eher seltsam als bedeutend erscheinen, und niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach seinem Tode die Wirkungen, zu denen er den ersten Anstoß gegeben

2. gleichzeitig mit meinem Vater. Goethes Vater lebte von 1710 bis 1782. — 5. Schulenburg starb 1748. Diese Zahl ist falsch, er starb vielmehr am 14. März 1747. — 9 ff. Der Tod Schulenburgs ... gewidmet war. Die italienische Reise von Goethes Vater fällt jedenfalls etliche Jahre vor den Tod Schulenburgs. — 17. jenes in Korfu ihm errichtete Denkmal. Im Jahre 1717 von der Republik Venedig zur Erinnerung an seine Verteidigung der Insel aufgestellt. — 22 ff. Graf Bückeburg ... bekannt. Das „Eingreifen" ist nur als ein äußerliches „Ineinanderfallen" der Lebenszeit zu verstehen. Direkte Beziehungen zwischen Goethe und dem Grafen Wilhelm haben nie bestanden; doch hat Herder sicherlich viel von dem eigenartigen Manne berichtet. Eine kurze Erwähnung des Grafen findet sich im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit". — 26 f. Theodors Tod ... nah zusammen. Über das große Erdbeben von 1755 und seine Wirkung auf Goethe siehe „Dichtung und Wahrheit", erstes Buch.

hatte, über die ganze Welt sich aufrollen würden. Denn Pasqual Paoli nahm sein Geschäft auf, die unbändigen Korsikaner von der Einwirkung Genuas zu befreien, da denn bald darauf die Lust, sich selbst zu regieren, auf die nordamerikanischen Kolonien überging, und als es dort so wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sei daher im allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart grenzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite besonders, daß er meine frühsten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vorteil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.

Junger Feldjäger, in französischen und englischen Diensten, während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806 bis 1816.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Erstes Heft. 1824. S. 161—169.)

J. C. M., Sohn eines würdigen Pfarrers im Weimarischen, ein gutmütiger, aber unruhiger, ja wilder Knabe von lebhaften Geistesfähigkeiten, wird von seiner Mutter (den Vater hat er in früher Jugend verloren) für die väterliche Laufbahn bestimmt. Der Tod derselben setzt seinen wissenschaftlichen Vorbereitungen auf dem Gymnasium zu Weimar ein Ziel. Er erlernt die Barbierkunst, eine gerichtliche Sektion verleidet ihm alle Chirurgie. Er entweicht aus dem Hause seines Lehrherrn und läßt sich im Jahr 1806 in Erfurt unter das französische Militär aufnehmen. Marschiert durch die Niederlande nach Boulogne, zurück nach Mecheln. Aufenthalt in Frankreich. Angenehmer Aufenthalt bei einer Edeldame zu St. Miar. Fahnenweihe in Villefranche. Gascogne. Bayonne.

Einmarsch in Spanien (1808). Kann wegen Kraftlosigkeit

1 f. Pasqual Paoli (1726—1807), der unermüdliche Verteidiger der Freiheit Korsikas gegen Genuesen und Franzosen. Vgl. Bd. 31, S. 142, Z. 23 Anm. — 15 f. Junger Feldjäger, in französischen und englischen Diensten, während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806 bis 1816. Die Autobiographie erschien 1826 mit einer Vorrede Goethes, in demselben Jahre ein zweites Buch desselben Verfassers unter dem Titel: „Des jungen Feldpredigers Kriegskamerad", ebenfalls von Goethe eingeführt. — 18. J. C. M. = Johann Christian Mämpel.

der Armee nicht folgen, bleibt zurück; verirrt sich und hat deshalb in Gesellschaft zweier Kameraden lebensgefährliche Abenteuer zu bestehen. Stäbchen der Alkalden und ihre Wunderkraft. Ankunft in Madrid. Treffen bei Moya. Gefecht vor Valencia. Rückzug über Madrid bis Miranda Ankunft der großen Armee. Geht mit derselben vorwärts. Treffen bei Burgos. Valladolid. Musterung. Treffen bei Benavente. Verfolgung der Feinde bis Corunna 1809. Die Spanier überfallen das Hospital. Grausamkeit derselben.

Leon. Rückmarsch bis Medina del Rio seco. Valderos. Streifzüge gegen die Guerillas. Abenteuer. Marsch nach Sagunt. Schlacht bei Alba de Tormes. Zerstörung des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid. Vorfälle während der Belagerung von Rodrigo. Aufenthalt im Hospital zu Salamanca Grausamkeit der Krankenwärter.

Eroberung von Almeida 1810. Treffen bei Bussaco. Langes Verweilen am Tajo unfern Lissabon. Rückzug nach Spanien (1811). Almeida von den Engländern belagert. Heimlicher Abzug der darin liegenden französischen Besatzung und Sprengen der Wälle. Er wird gefangen genommen. Behandlung und Abenteuer während seiner Gefangenschaft. Er nimmt englische Kriegsdienste.

Einschiffung und Fahrt nach England, Aufenthalt daselbst. Abfahrt. Sturm. Gibraltar. Malta. Aufenthalt daselbst. Versetzung nach Sicilien 1812. Messina. Charakterzüge von Sicilianern. Palermo. Abfahrt nach Spanien.

Alicante. Französischer Überfall. Tibi. Die Calabresen. Zurückgeschlagener Überfall der Franzosen. Vorrücken nach Valencia. Überfall von Tarragona. Rückzug. Einschiffung auf einem Kavallerieschiff. Einschiffung der Pferde. Gefahr auf dem Meere. Port Mahon. Sicilien. Englische Kriegszucht. Lebensgefahr beim Baden.

Matrosenstrafen. Palermo. Einbruch in das Geldmagazin. Das Campo santo. Diebstähle. Brand einer Fregatte. Rachsucht der Sicilianer. Man spielt Liebhaberkomödien. Geisterbeschwörung. Weiberverkauf. Fest der heiligen Rosalie. Fahrt nach Milazzo. Stromboli. Landung in Neapel.

Einzug des Königs in Neapel (1815). Vesuv und andere Sehenswürdigkeiten bei Neapel. Fahrt nach Genua. Gaeta. Galeerensklaven. Unglück eines englischen Kochs. Hochzeit. Der Pfaff auf dem Fasse. Einschiffung (1816) und Sturm. Gibraltar.

Portsmouth. Quarantäne. Matrosenstreit. Abfahrt nach Deutschland. Landung in Embden. Reise nach der Heimat. Ankunft in Weimar.

Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmütig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.

Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur; mit allem, was kommt, findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmütig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Notwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Kameraden wünschen.

Nun aber sagen wir, ohne Furcht, mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mitteilungen wissen wir nach dem ganzen Werte zu schätzen; aber ein solcher Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Notwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohldurchdachten Plan Belehrung, Unterhaltung, Freude zu erwarten, kein bedeutender Gewinn fürs Leben ist zu hoffen; denn alles, was im notgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren, und im Hintergrunde zeigen sich gegen geringen Vorteil Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod.

Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Teile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufriedenstellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet wie an der Hand des hinkenden Teufels in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird, wie denn an Gegensätzen solcher Scenen auch in diesem Dekurs kein Mangel ist.

35. Dekurs vom lat. decursus, Verlauf.

Das Vergangene wie das Entfernte mag ich mir nicht lieber heraufrufen, als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeiten. Das Augenblickliche, was wir von öffentlichen Dingen doch nur im allgemeinen und oft aufs unsicherste durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugnis giebt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Absicht, sondern gedrungen durch unwiderstehliche Notwendigkeit beiwohnte.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Mürat, auch er tötete und wüstete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behenden Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängnis. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt, die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht, mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Indem ich nun unter diesem Lesen und Betrachten die spanisch-portugiesische Landkarte, mehr als je geschehen, studierte und mir von dem verwickelten, zerschnittenen Kriegsschauplatz einen deutlichen Begriff zu machen suchte, so ahnete ich nicht, daß dieses Bemühen eine Vorarbeit sein sollte, wodurch ich mir höheren Genuß und weiteren Überblick bereitete. Diese sind mir nun ganz unerwartet zugeteilt worden durch ein Werk, von welchem ich wenigstens allgemeine Anzeige zu thun getrieben bin.

Don Alonzo, ou L'Espagne, Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy. IV Tomes. Paris 1824.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Erstes Heft. 1824. S. 169—185.)

Ein merkwürdig historischer Roman! —

Diese Art Schriften standen sonst nicht im besten Ruf, weil sie gewöhnlich die Geschichte in Fabel verwandelten und unsere historische, mühsam erworbene reine Anschauung durch eine irregeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen einen andere Wendung gegeben, man sucht der Geschichte nicht sowohl durch Fiktionen als durch die Kraft dichterischen Bildens und Darstellens zu Hülfe zu kommen und sie dadurch erst recht ins Leben einzuführen. Dieses ist nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, sie durchaus rein historisch porträtiert, ihrem Charakter gemäß handeln läßt, die Gestalten der Umgebung sodann nicht sowohl erfindet als zeitgemäß zu bilden versteht, so daß die sittlichen Eigenschaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen symbolisiert, diese aber durch allen Verlauf und Wechsel so durchgehalten werden, daß eine große lebendige Masse von Wirklichkeiten sich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meister in diesem Fache; er benutzte den Vorteil, bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverschollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunstreich aufzustellen und so seinen kleinen halbwahren Welten Interesse und Beifall zu verschaffen.

Der nun auftretende Gallier ist schon kühner, er webt und wirkt in den neuesten Zeiten. Wenn er also namhafte Personen porträtiert, so kann ihm die Tagsgeschichte gleich nachkommen,

1 f. Don Alonzo, ou L'Espagne. Der Aufsatz wurde später als „Vorwort" zu der deutschen Übersetzung des Buches wieder abgedruckt (B): „Don Alonso oder Spanien. Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit von N. A. v. Salvandy. Aus dem Französischen. Nebst der Vorrede des Verfassers und einem einleitenden Vorwort von J. W. v. Goethe." Breslau, im Verlage von J. Max und Komp. 1826. Erster Band. S. I—XII. Beide Drucke stimmen im allgemeinen überein, die im ersten in der Ursprache gegebenen Stellen sind im zweiten ins Deutsche übersetzt. Wir folgen darin dem zweiten Druck, während die Ausgaben der Werke, mit Ausnahme der Hempelschen, die erste Fassung enthalten. Der Verfasser ist der bekannte französische Staatsmann Narcisse Achille de Salvandy (1795—1856). Goethe las den Roman Anfang Januar 1824 und rühmte später seine „Pietät und milde Religiosität ohne Frömmelei" (Unterhaltungen mit Kanzler von Müller S. 78 und 82). Vgl. Goethes Brief an Karl August vom 19. Januar 1824 (Briefwechsel II, 226). — 4. B Don Alonso, ein merkwürdiger u. s. w. — 21. vereinigt B vereiniget.

und was die erfundenen betrifft, so lassen sich diese auch an der Gegenwart prüfen; denn wie unsere Zeitgenossen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein so großes Werk wie Alonzo seinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine sehr schwierige Arbeit, die unseres Amtes nicht ist; früher oder später, im Original oder Übersetzung, wird das Werk allgemein gelesen werden. Wie reich sein Inhalt sein müsse, ergiebt sich aus folgendem Verzeichnis der von vornherein handelnden Personen, das um so nötiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerksames wiederholtes Lesen uns eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann. Daher wird jeder Leser gern, wie der Zuschauer eines personenreichen Schauspiels, diesen Anmeldezettel öfters zu Rate ziehen.

Alonzo.

Historischer Roman.

Personen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzose, Reisender, tritt 1820 an der Westseite über die spanische Grenze.

Don Geronimo, Alkalde von Urdax, zugleich Wirt einer geringen Herberge.

Donna Urraca, dessen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studierender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt; einstweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Prokurator, ein Dominikaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnisvoll.

Intendant eingezogner Güter.

Konstitutioneller General, Bruder von Donna Urraca, Vater von Pajita.

Madame Hiriart, Wirtin zu Ainhoa.

---

11. kreuzen. B durchkreuzen. — 19. Reisender fehlt in B. — 25. di. B de. — 27. Pajita. B Paquita. So auch zwei und sechs Zeilen später. — 31. eingezogner. B eingezogener.

Personen des Manuskripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Karl III beginnt (1788).

Don Louis, entlassner Offizier.
Donna Leonor, dessen Gemahlin.
Alonzo.
Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquise von C. } Kinder.
Pablo.
Fray Isidoro, Inquisidor von Mexiko.

Karl IV., König von Spanien.
Maria Luise, Königin von Spanien.
Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.
Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

Enriquez, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.
Antonio, Vetturin, Grazioso. Siehe oben in der Einleitung.
Fray Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.
Commissarius zu Salamanka, Hauswirt des studierenden Alonzo.
Donna Engrazia, Hauswirtin.
Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.
Mariana, Dienstmagd.

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

1. beginnt. B beginnet. — 2. B Don Louis B., entlaßner Offizier. — 6. Marquise. B Markisin. — 7. B Fray Pablo. — Doktor Don Mathias, später Kastellan der Markisin Maria von C. — 8. B Don Isidoro, Inquisidor von Mexiko, nachher Erzbischof. — 12. Godoy. B Don Manuel de Godoy. — 15. Grazioso. Siehe oben S. 29, Z. 13 Anm. — 18 ff. Commissarius . . . Dienstmagd fehlt in B. Statt dessen heißt es dort: „Fortunatus, Baccalaureus zu Salamanca, späterhin abwechselnd Räuber, Bandit, Gerichtsdiener, königlicher Kammerdiener von Einfluß. Elvire, früher Schauspielerin, jetzt in ihrem Alter Besitzerin einer Garküchenbude zu Madrid, Mutter Fortunatos. Kriegskommissarius zu Salamanca, Hauswirt des studierenden Alonso. Margarita, Dienstmagd. Gitana oder Zigeunerin, geheimnisvoll. Bartolomeo de Darroca, Schafhirt aus Arragonien, später Anführer einer bewaffneten Bande, Gatte der Gitana."

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R., Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeoffizier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vornehmer Wüstling, Bruder des Don Carlos. 5

Der Graf von D.

Donna Matea, seine Gemahlin.

Aldouza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Kadix. 10

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Osorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf von X., Günstling des Günstlings.

Sor Maria de los Dolores, Äbtissin, Witwe des Bruders vom Marquis von C. 15

Kondukteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo di Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Österreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimnisvoller Offizier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in Amerika belohnt. 20

Der Prälat Isidoro. Siehe oben.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Teils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke, da er nach Amerika in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Teilnehmer schon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung. 25 30

5. Don Jayme T. B Don Jaïme, Komtur. — 12. Margarita, ihr Kammermädchen fehlt in B. Statt dessen steht dort: „Ramon, Page der Maria de las Angustias und Geliebter der Ines". — 13. Nach von L. in B „Gemahl der Maria de las Angustias". — 14. Der Graf ... Günstlings fehlt in B. — 16. Nach Marquis von C. in B „Fray Cayetano, Pater Provinzial des Dominikanerordens". — 18. B Hidalgo von Xativa, Advokat, aus. — 19. Nach gesinnt in B „Don Estevan, überspannter junger Student, sein Sohn". — 20 ff. Don Lope ... Siehe oben fehlt in B. — 21. Hiemit. B Hiermit. — 26. unseren. B unsern.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung, vorstehendes Verzeichnis auszuziehen, um die Schwierigkeiten, auf die man beim Lesen des Werks gerät, überwindlicher zu machen. Sie bestehen aber darin, daß vier Personen, was ihnen begegnet ist, erzählen: der Reisende, der Verfasser des Manuskripts von Ainhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vorteil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn von dem Tode Karl des III. (1788) an bis auf den nächstheutigen Tag durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hinter einander —, sondern über einander geschoben vorgelegt, worin wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer beim Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich seine freie Übersicht über die laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir sehen, wie er als Dichter und Redner einen jeden für seine Partei und wider die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt und mithin die Darstellung der wild-widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird zum Beispiel anfangs von jedermann auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen; wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer zum günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines solchen Werkes die französischen Journale nicht schweigen konnten, läßt sich denken. Der „Constitutionnel" rühmt es unbedingt, das „Journal des Débats" ergreift eine der mißwollenden Kritik nicht fremde Manier, den Autor herabzuwürdigen; denn es fordert von dem, der eine solche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenschaften, versichert, das Werk sei schlecht, weil es diese Bedingungen nicht erfülle; im einzelnen sei es lobenswürdig, das Ganze aber müsse kassiert und umgeschrieben werden.

14. worin. B worein. — 19. über die laufenden. B der laufenden.

Nachdem aber nun der Recensent eine ganze Strecke vorwärts geschritten, so wird er zuletzt wie Bileam seinen Fluch mit Segnungen abzuschließen vom guten Geiste genötigt. Wir teilen die merkwürdige Stelle mit:*)

„Dies Buch regt sehr zum Nachdenken an. Ich kenne keines, das ein treffenderes Gemälde spanischer Sitten lieferte und das eine vollständigere Ansicht von dem Zustand dieses Landes und von den Ursachen gäbe, die es — vielleicht für immer — von dem Fortschritt der Civilisation Europens fern gehalten haben. Herr von Salvandy verdankt seinen eigenen Beobachtungen sehr viel; doch erkennt man leicht, daß er auch schätzbare Mitteilungen über manche Partien des großen Kampfs, der in der spanischen Halbinsel stattgefunden, erhalten hat und daß er mit Umsicht Gebrauch davon gemacht. Wenn er in der kunstreichen Verwickelung seines Gegenstandes und in dem Prunk seiner Schreibart jene überschwängliche Kraft der Jugend offenbart, so läßt er anderseits einen Verstand durchblicken, der durch die großen Streitfragen, welche den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft erschüttern, frühzeitige Reife erhalten und folglich sehr geeignet ist, dieselben zu entwickeln und zu beurteilen."

Ein solches Zeugnis, das der Parteischriftsteller einem von der Gegenseite zu erteilen genötigt ist, finden wir freilich aller Ehren wert und acceptieren es aufs höflichste; doch sagen wir zugleich: so schön und bedeutend auch die zugestandenen Eigenschaften sind, so hat der Mann doch das Beste vergessen, den-

*) Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connois pas qui offre une peinture plus vraie des moeurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignements précieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

2. wie Bileam. 4. Mos. 23. — 3 f. Wir teilen die merkwürdige Stelle mit, in Kunst und Altertum: „wir teilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Übersetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen könnte".

jenigen Vorzug, worauf die übrigen alle beruhen. Er übersieht nämlich

die Pietät,

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüt und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsre Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise beiseite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sei Fundamentum omnium virtutum Hierüber uns diesmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz; deshalb sagen wir nur kürzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultiviert, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Tiere, und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gegengewicht; sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon sagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig sagen; deswegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

„Die Jugend muß durchaus etwas haben, wofür sie begeistert ist. Dies Gefühl ist die Triebfeder aller edlen Hand-

9 ff. Pietas gravissimum ... virtutum. Cicero, pro Plancio cap. 12, 29.

lungen; es ist der Sitz einer heiligen Nacheiferung, die das Dasein erweitert und erhöht. Wer in das Leben eintritt, ohne diesen schuldigen Zoll begeisterter Verehrung zu entrichten, der wird durchs ganze Leben hingehen, ohne daß ihm seinerseits je etwas derart zu teil werden wird."* 5

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserm Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultat der Lebensweisheit gelangt sein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werks gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüt mit seinem Zustande versöhnen. 10

„Ich glaube, daß es wirklich die erste Pflicht auf dieser Erde ist, die Laufbahn zu ermessen, die der Zufall uns angewiesen hat, unsere Wünsche auf dieselbe zu beschränken und den höchsten und süßesten Genuß in dem Gefühl zu suchen, das aus überwundenen Schwierigkeiten und bezwungenem Seelenschmerz entspringt. Vielleicht wird sogar die Würde, das Gelingen, das innigste Glück des Lebens nur um diesen Preis errungen. Aber um zu dieser edeln Entsagung zu gelangen, ist Kraft, eine unermeßliche Kraft erforderlich."**) 15 20

—

Über die Parodie bei den Alten.

(Goethes nachgelassene Werke. Bd. VI. 1833. S. 5—10.)

Wie schwer es ist, sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten, besonders wenn die Aufgabe so gestellt ist, daß 25

*) La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui agrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

**) Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos voeux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense. 30 35

22. Über die Parodie bei den Alten. Die Datierung des Aufsatzes ist durch zwei Briefe an Zelter vom 26. Juni und 25. August 1824 gegeben, in denen dieselben Gedanken wie hier, teilweise sogar mit denselben Worten ausgesprochen sind. Auch die Chronologie der Entstehung Goethischer Schriften (im 20. Bande der nachgelassenen Werke) setzt ihn in das Jahr 1824.

man sich in höhere, uns unerreichbare Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen, teils vergeblichen, teils auch wohlgelungenen Versuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich, mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohl gelungen sei. Ich will hier nur an den Euripidischen Herkules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegengesetzt hatte.

In jenem Bestreben — es sind nunmehr gerade funfzig Jahre — bin ich immer fortgeschritten, und auf diesem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemütsart, die aus der Hand des Poeten alles für bar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlösungs- und Antizipationsschein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war ich daher, zu lesen und zu hören, daß über den herrlich überschwänglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrenposse sei gegeben worden. Wie mir aber gelang, mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurechtzulegen, sei hier gesagt, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als geselliges Volk gerne sprachen, als Republikaner gern sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß dieselbe ihnen eine Art Bedürfnis geworden war. Dieses Element war dem dramatischen Dichter höchst willkommen, der auf einer fingierten Bühne die höchsten menschlichen Interessen vorzuführen und das Für und Wider verschiedener Parteien durch Hin- und Wiederreden kräftig auszusprechen hatte. Bediente er sich nun dieses Mittels zum höchsten Vorteil seiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen, obgleich imaginären Ernste, so war es ihm für das Lustspiel beinahe noch willkommener; denn indem er die niedrigsten Gegenstände und Handlungen durch hohes Kunstvermögen ebenfalls im

6ff. Ich will hier nur ... entgegengesetzt hatte. In „Götter, Helden, Wieland" (1774), wo er die moderne Darstellung des Herkules in Wielands „Alceste" verspottet hatte.

großen Stil zu behandeln wußte, so brachte er etwas Unbegreifliches und höchst Überraschendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenlosen wendet sich der Gebildete mit Abscheu weg; aber er wird in Erstaunen gesetzt, wenn es ihm dergestalt gebracht wird, daß er es nicht abweisen kann, vielmehr solches mit Behagen aufzunehmen genötigt ist. Aristophanes giebt uns hievon die unverwerflichsten Zeugnisse, und man kann das Gesagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künstliche Rede des gebildeten Ulysses hinweist, der doch den Fehler begeht, nicht zu denken, daß er mit dem rohesten aller Wesen spreche; der Kyklope dagegen argumentiert mit voller Wahrheit aus seinem Zustande heraus, und indem er jenen ganz entschieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunst in Erstaunen gesetzt, und das Unanständige hört auf, es zu sein, weil es uns auf das gründlichste von der Würde des kunstreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns also bei jenen als Nachspiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Possen- und Fratzenstück nach unserer Art, am wenigsten aber eine Parodie und Travestie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verse verleiten könnten.

Nein! bei den Griechen ist alles aus einem Stücke, und alles im großen Stil. Derselbe Marmor, dasselbe Erz ist es, das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geist, der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und ins Gemeine verschleppt, woran wir immer ein Symptom sehen, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist, sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen teilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwert nach in gleicher Linie mit den tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz,

8. aus dem Kyklops des Euripides. Über Goethes Beschäftigung mit Euripides vgl. oben S. 43.

die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise giebt, die durch alles, was von den Griechen ausgegangen, hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern, finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus' Zeiten, hat sich soeben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Fittiche sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig; denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Stil gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Kressida; auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenstände einander gegenübergesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das griechische Gedicht im hohen Stil, sich selbst darstellend, nur das Notdürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Urüberlieferungen sich gründend; das englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes ins Romantisch-Dramatische.

6 ff. Ein mächtiger Adler ... bemerken lassen. Diese Stelle steht fast wörtlich ebenso in dem Briefe an Zelter vom 25. August 1824. — 23 ff. Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung ... durchschaubar vorgetragen werden. In dem angeführten Briefe an Zelter: „Ebenso merkwürdig ist die Vergleichung der Ilias" u. s. w., ganz übereinstimmend, nur am Schluß „wurden" statt „werden". Zelters Nachricht, daß er Shakespeares „Troilus und Kressida" kennen gelernt habe, gab Goethe Anlaß zu brieflichen Bemerkungen über die Parodie der Alten und Shakespeares, aus denen der Aufsatz erwachsen ist.

Hiebei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten, schon zur Prosa herabgezogenen, nur halb dichterischen Erzählungen nicht verleugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original, als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen ebenso gründlichen Ernst, ein ebenso entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen werden.

1825.

Über Kunst und Altertum. Fünften Bandes zweites Heft. 1825.

Serbische Lieder.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Zweites Heft. 1825. S. 35—60.)

Schon seit geraumer Zeit gesteht man den verschiedenen eigentümlichen Volksdichtungen einen besondern Wert zu, es sei nun, daß dadurch die Nationen im ganzen ihre Angelegenheiten auf große Staats- und Familienverhältnisse, auf Einigkeit und Streit, auf Bündnisse und Krieg bezüglich überliefern, oder daß

Über Kunst und Altertum. 3. Serbische Lieder. Im Oktober 1823 überbrachte Vuck Karadžic, der Erneuerer der serbischen Sprache und Dichtung, eingeführt durch Jakob Grimm (siehe dessen Briefe an Goethe vom 1. Oktober 1823 und 8. Mai 1824) Goethe eine wörtliche Übersetzung vorzüglich schöner serbischer Lieder aus der von ihm herausgegebenen Sammlung, die Goethe schon beim ersten Erscheinen (Wien 1814—1815) zugleich mit einer deutschen Übertragung erhalten hatte, außerdem die von ihm verfaßte Grammatik und das Lexikon seiner Sprache (Wien 1818). Goethe dankte sehr erfreut am 20. Dezember 1823 und veröffentlichte eines der Lieder in „Kunst und Altertum" V, 1. Von zwei Seiten her wurde im folgenden Jahre seine Aufmerksamkeit auf die Schätze der serbischen Volksdichtung hingelenkt. In diesem Jahre ließ Jakob Grimm in Berlin eine deutsche Übersetzung der serbischen Grammatik von Karadžic erscheinen und fügte eine Einleitung hinzu, aus der Goethe seine Kenntnis von serbischer Geschichte und Sprache schöpfte. Außerdem erhielt er aber in diesem Jahre zahlreiche metrische Übertragungen serbischer Lieder, die Fräulein Therese Albertine Luise von Jacob, durch gründliche Studien und feines poetisches Verständnis dazu befähigt, aus der von Karadžić veröffentlichten ersten Sammlung aus eignem Antrieb deutsch wiedergegeben hatte. Therese von Jacob, geboren 26. Januar 1797 in Halle, war früh mit slavischer Sprache und Dichtung bekannt geworden, da ihr Vater von 1806—1816 an russischen Universitäten lehrte. Seit 1816 lebte sie wieder in Deutschland und kam durch die Übersetzung der serbischen Lieder mit Goethe in Beziehungen. Am 23. Mai 1824 war bereits ein ganzes Heft metrisch treuer Übersetzungen in Goethes Händen und er forderte die Dichterin wiederholt auf, in ihren Bemühungen fortzufahren. Am 30. Juli 1824 berichtete er Knebeln davon. Er ließ sich das vollständige Manuskript, ehe es zum Druck abging, senden, damit er nach seinem Ausdrucke „sich den Wert der Gedichte noch tiefer einprägen, und unterdessen seine Gedanken darüber sammeln könne, um zuletzt sich in Einklang mit der Verfasserin gegen das Publikum zu erklären" (Talvj an Kopitar 10. August 1824. Der Schriftstellername der Therese von Jacob ist Talvj). Zu einem Vorbericht für die Ausgabe der Übersetzung traute er sich nicht genug Kenntnisse zu und beschränkte sich auf eine vorläufige motivierte Empfehlung (an Talvj 8. September 1824). — Der Briefwechsel Goethes mit Therese von Jacob ist im Goethejahrbuch 1891 S. 33 ff. abgedruckt; wesentliche neue Thatsachen für Goethes Beschäftigung mit serbischer Volksdichtung ergeben sich nach der früheren Publikation von Miklosich daraus nicht. — Den Aufsatz über die serbische Poesie empfahl er Zelter besonders (11. April 1825). Vgl. auch die späteren Aufsätze über serbische Litteratur.

die Einzelnen ihr stilles häusliches und herzliches Interesse vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt man sich in Deutschland ernstlich und gemütlich damit, und ich leugne nicht, daß ich unter diejenigen gehöre, die ein auf diese Vorliebe gegründetes Studium unablässig selbst fortsetzten, auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern suchten, wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieser Sinnes- und Gesangesart verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Komponisten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hiebei gestehen wir denn gerne, daß jene sogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch schmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Musik nicht anzupassenden Tönen einherfließen, sich meist in weicher Tonart ergehen und so das Gemüt in eine Lage des Mitgefühls versetzen, in der wir, einem gewissen allgemeinen, unbestimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Äolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genusse gern verweilen und uns in der Folge immer wieder sehnsüchtig darnach zurückbestreben.

Sehen wir aber endlich solche Gedichte geschrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Wert beilegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen und uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigentümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Überlieferung darbringen, wenn sie uns die Lokalitäten, woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse klar und auf das Bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer späteren Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modifizierten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen, kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannigfaltigem, was in dieser Art neuerlich mitgeteilt worden, nennen wir nur die neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die serbischen, obgleich alter-

2. Bereits ein halbes Jahrhundert. Man kann den Beginn der Beschäftigung mit den Volksliedern im Jahre 1773 bei Herders „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" ansetzen. — 35. die neugriechischen. Sechs neugriechische Lieder waren in „Kunst und Altertum" VI, 1 in Goethes Übersetzung abgedruckt.

tümlicher, gar wohl sich anschließen oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche Nationalgedichte sind einzeln, außer Zusammenhang nicht füglich anzusehen, noch weniger zu beurteilen, am wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, giebt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse; das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigentümliche, das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben. In Masse muß man deshalb dergleichen Gedichte vor sich sehen, da alsdann Reichtum und Armut, Beschränktheit oder Weitsinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit sich eher gewahren und beurteilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unser Geschäft ungesäumt an. Wir gedenken von serbischen Liedern zunächst zu sprechen.

Man erinnere sich jener Zeiten, wo unzählbare Völkerschaften sich von Osten her bewegen, wandernd, stockend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomadenleben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Lokale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten; allein es ist schwer, sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich; wir finden es bald ausgedehnt, bald zusammengedrängt, zersplittert oder gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weiter und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so halte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad

12f In Masse muß man deshalb dergleichen Gedichte vor sich sehen. Vgl. damit Goethes Äußerung in dem früheren Aufsatz über „Volksgesänge" (oben S. 36, Z. 32 ff.): „Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken." Ähnlich wie oben äußert er sich in seinem Briefe an Talvj vom 11. Mai 1824 und an Zelter vom 6. Juni 1824.

gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erstern Flusses hinauf, des andern hinunter, hat sie diese nördliche Grenze gewonnen, so erlaube sie sich dann, südwärts ins Gebirg und darüber weg, bis zum Adriatischen Meer, ostwärts bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venetianern, zu den Ungarn und sonstigen wechselnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaisertum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; späterhin bleibt mehr oder weniger dasselbe Verhältnis zum türkischen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen und, um ihren Besitz zu sichern, auf den nächsten und ferneren Höhen so Schlösser als befestigte Städte erbauten, so bleibt das Volk immer in kriegerischer Spannung; ihre Verfassung ist eine Art von Fürstenverein unter dem losen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Ersuchen wohl Folge leisten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten hält man viel, ja ausschließlich auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geistlichkeit verwahrt liegen oder in den Schatzkammern der einzelnen Teilnehmer.

Überzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, so sehr sie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein historischer Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen sei, so entsteht die Frage, inwiefern die Chronologie derselben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Faktum gesetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht sei — eine Frage, die ohnehin bei mündlich überlieferten Gesängen sehr schwer zu beantworten sein möchte. Ein altes Faktum ist da, wird erzählt, wird gesungen, wieder gesungen; wann zum ersten oder zum letzten Mal, bleibt unerörtert.

Und so wird sich denn auch jene Zeitrechnung serbischer Gedichte erst nach und nach ergeben. Wenige scheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355, sich auszusprechen, sodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die türkische Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt sieht man, in den neusten Tagen, Türken und Christen

friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bei schon bedeutender Kultur durch abergläubisch barbarische Gesinnungen aus; es finden sich Menschen-
5 opfer, und zwar von der widerwärtigsten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Skutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint, als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher
10 Schutz- und Trutzgebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sei nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältnis steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Herkules, dem persischen Rustan auftreten, aber
15 freilich in scythisch höchst barbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwinglichste aller serbischen Helden, von grenzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundertundfunfzig Jahre und wird selbst dreihundert Jahr alt; er stirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht,
20 wie er dazu kommt.

Die frühste dieser Epochen sieht also ganz heidnisch aus. Die mittleren Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost dessen, der sich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation
25 ist eines poetischen Aberglaubens; gar manches Ereignis wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Tote spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vögelbotschaften werden die wackersten Menschen verschüchtert.

30 Über alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalswesen, in der Einöde hausend, Berg und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl erteilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauen-
35 gestalt erscheinend, als Jägerin höchst schön gepriesen, endlich sogar

31 ff. Durchaus waltet . . . als wohlthätig. Talvj an Kopitar 2. Juni 1825: „Goethes Aufsatz wird Sie wahrscheinlich so wenig befriedigt haben als mich. Er enthält auch durchaus nichts Bedeutendes. Die wunderliche Ansicht von der Wila, die durchaus mit der Eule zusammenhängen soll, habe ich ihm schon einmal mündlich auszureden gesucht: ich sehe, er ist wieder darauf zurückgekommen.“

als Wolkensammlerin geltend, im allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her, wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amselfelde, 1389, welche durch Verrat verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerny Georg sind wohl auch noch dichterische Denkmale übrig geblieben; in der allerneusten Zeit schließen sich die Stoßseufzer der Sulioten unmittelbar an, zwar in griechischer Sprache, aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die sich nicht in sich selbst zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht ins Gleichgewicht zu setzen geeignet sind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, sondern in ganzer Masse an sich herannehmen, genießen und schätzen kann, sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander; zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmutig; gewandte Erklärung von einer oder von beiden Seiten überrascht und ergötzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt.

Alles, was es auch sei, ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements Immer bleiben die Empfindungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen; dagegen erweist sich auch wohl der Jüngling flüchtig ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst

S. Czerny Georg, der Führer der Serben in ihrem Aufstande gegen die Türken 1804—1812, der schließlich (1817) zur Befreiung Serbiens von der türkischen Herrschaft führte. — 9 f. Stoßseufzer der Sulioten. Auf den Kampf der tapfern albanesischen Sulioten gegen die Türken, dem damals ganz Europa mit Spannung folgte, hatte Goethe schon früher einmal hingewiesen. Siehe Bd. 31, S. 385.

erkannt, und es ist schon gewagt, die Mannigfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in folgendem zu Anregung der Aufmerksamkeit zu thun uns nicht versagen.

5 1. Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unendlicher Schönheit. 2. Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3. Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schläft so süß; sie scheut sich, ihn zu wecken. 4. Scheiden zum Tode; 10 wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5. Sarajewo durch die Pest verwüstet. 6. Verwünschung einer Ungetreuen. 7. Liebesabenteuer; seltsamlich: Mädchen im Garten. 8. Freundesbotschaft, der Verlobten gebracht durch zwei Nachtigallen, welche ihren dritten Gesellen, den Bräutigam, vermissen. 9. Lebensüberdruß über ein 15 erzürntes Liebchen; drei Wehe sind ausgerufen 10. Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11. Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht, ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12. Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13. Besorgt um den Geliebten, will 20 das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen. 14. Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau. 15. Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16. Das Mädchen schilt den Wankelmut der Männer. 17. Vertraulich-frohes Gespräch des 25 Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verrät. 18. Fluch dem Ungetreuen. 19. Wohlwollen und Sorge. 20. Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21. Unterschied von Geschenk und Ring. 22. Hirsch und Wila. Die Waldgöttin tröstet den liebekranken Hirsch. 23. Mäd- 30 chen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24. Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25. Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26. Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27. Gebundenes Mädchen, Kapitulation um Erlösung.

3 f. wie wir gleichwohl ... versagen. Die Lieder erschienen fast alle in den „Volksliedern der Serben" von Therese v. Jacob, nur Nr. 29, 31, 12, 45, 51 ist dort nicht aufgenommen. Talvj an Kopitar 2. Juni 1825: „Die kurze Charakteristik, die er [Goethe] von den kleinern Liedern giebt, ist nach den Nummern meines Manuskripts geordnet. Sie erscheinen gedruckt in andrer, beßrer Reihenfolge." Diese hatte Goethe in einem vom 2. September 1824 datierten Plan der Übersetzerin vorgeschlagen.

28. Zwiefache Verwünschung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29. Vorzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30. Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31. Welches Gewerbes wird der Gatte sein? 32. Liebesfreuden verschwatzt. 33. Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34. Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen zögert. 35. Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36. Im Schnee geht das verlassene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37. Drei Mädchen wünschen: Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beste Teil erwählt. 38. Schwur, zu entbehren, Reue deshalb. 39. Stille Neigung; höchst schön. 40. Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41. Hochzeitanstalten, Überraschung der Braut. 42. Eilig, neckisch. 43. Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44. Herzog Stephans Braut hintangesetzt. 45. Welches Denkmal dauert am längsten? 46. Klein und gelehrt. 47. Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den gerüsteten Gemahl. 48. Tödliche Liebeskrankheit. 49. Nah und versagt. 50. Wen nahm sich das Mädchen zum Vorbild? 51. Mädchen als Fahnenträger. 52. Die gefangene, bald befreite Nachtigall. 53. Serbische Schönheit. 54. Locken wirkt am sichersten. 55. Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nötige zu melden, hat seine besondere Schwierigkeit.

Die slavische teilt sich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und südlichen. Dem ersten gehört das Russische, Polnische, Böhmische, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die serbische Mundart ist also eine Unterabteilung des südslavischen Dialekts; sie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menschen und darf unter allen südslavischen für die kräftigste geachtet werden.

Über ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation selbst ein Widerstreit; zwei Parteien stehen gegen einander, und zwar folgendermaßen.

Die Serben besitzen eine alte Bibelübersetzung aus dem neunten Jahrhundert, geschrieben in einem verwandten Dialekt, dem Altpannonischen. Dieser wird nun von der Geistlichkeit und allen,

25. Die slavische. In Kunst und Altertum „die serbische", aus Versehen.

die sich den Wissenschaften widmen, als Sprachgrund und Muster angesehen; sie bedienen sich desselben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünstigen ihn; dagegen halten sie sich entfernt von der Sprache des Volks, schelten diese als abgeleitet von jenem und als Verderb des echten, rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber diese Sprache des Volkes genauer, so erscheint sie in ursprünglicher Eigentümlichkeit, von jener im Grunde verschieden und in sich selbst lebendig, allem Ausdruck des thätigsten Wirkens und ebenso poetischer Darstellung genügend. Die in derselben verfaßten Gedichte sind es, von denen wir sprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Teil der Nation gering geschätzt werden; deswegen sie auch niemals aufgeschrieben, noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit, sie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich schien, deren Ursache uns aber jetzt erst, da sie gehoben ist, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältnis zu dieser Litteratur zu reden, so muß ich vorerst gestehen, daß ich keinen der slavischen Dialekte, ohnerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch studiert und also von aller Originallitteratur dieser großen Völkerschaften völlig abgeschlossen blieb, ohne jedoch den Wert ihrer Dichtungen, insofern solche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon sind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggesang der edlen Frauen Asan Aga übersetzte, der sich in des Abbate Fortis Reisen, auch von da in den Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Französischen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen sodann von Gedichten sämtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor mir; weder einen

24 ff. Schon sind es funfzig Jahre ... Originals. 1775 übertrug Goethe den „Klaggesang", aber nicht aus dem Französischen, sondern nach der in demselben Jahre in Bern erschienenen Übertragung des „Viaggio in Dalmatia" vom Abbé Fortis (1771). Daß ihm nicht die „Notizen der Gräfin Rosenberg" (Les Morlaques) als Quelle dienen konnten, geht schon aus dem Erscheinungsjahr ihres Buches, 1788, hervor; außerdem enthält es den Klaggesang gar nicht. Über die Ahnung des Rhythmus vgl. Suphan im Goethe-Jahrbuch II, 129 f. und im allgemeinen Miklosich, Über Goethes „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Phil.-hist. Kl. 103. Bd. 1883. S. 413 ff. Vgl. Werke II, 47 Anm. und III, 2, 247 und Goethe-Jahrbuch III, 131 ff. Dort ist auch nachgewiesen, daß der Hinweis auf die Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg als Quelle unrichtig ist.

Hauptbegriff konnt' ich fassen, noch die Abteilungen charakteristisch sondern.

Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mitteilung aus obengemeldeter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfaches Saiteninstrument, Gusle genannt, begleitet, waren sie in dem niedern Kreise der Nation erhalten worden; ja, es ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte, dergleichen Lieder zu diktieren, daß dieses Gesuch abgeschlagen wurde, weil die guten, einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen, im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Gesänge einigermaßen hochschätzen könne. Sie fürchteten vielmehr, daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungünstig zu vergleichen und dadurch den roheren Zustand ihrer Nation spöttisch kundzugeben gedenke. Von dem Gegenteil und einer ernstlichen Absicht überzeugte man sie durch die Aufmerksamkeit der Deutschen auf jenen Klaggesang und mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die längst ersehnte Mitteilung, obgleich nur einzeln, hin und wieder erlangen.

Alles dieses war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann, Namens Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit seiner Muttersprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volkspoesie lieb gewonnen hätte. Er benahm sich mit dem größten Ernst in dieser Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine serbische Grammatik an den Tag und zugleich serbische Volkslieder, hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich sie mit einer deutschen Übersetzung, auch jener Trauergesang fand sich nunmehr im Original; allein wie sehr ich auch die Gabe wert hielt, wie sehr sie mich erfreute, so konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Überblick gelangen. In Westen hatten sich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwicklung schien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Osten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeschiedenheit eine Zeit lang entfernt von Westen und Norden.

14. zu fehlt in Kunst und Altertum. — 35. ich hatte mich nach Osten geflüchtet. Die Beschäftigung mit den Vorstudien zum „Divan".

Nun aber enthüllt sich diese langsam reisende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab sich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtelschen Offizin drei Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben gesprochen wurde, sodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieses Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werten Mannes Aufenthalt in Deutschland denselben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothekar Grimm in Kassel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische; er übersetzte die Wukische Grammatik und begabte sie mit einer Vorrede, die unsern obigen Mitteilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Übersetzungen, die in Sinn und Silbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Professor Vater, der gründliche und zuverlässige Forscher, nahm ernstlichen Teil, und so rückt uns dieses bisher fremd gebliebene und gewissermaßen zurückschreckende Studium immer näher.

Auf diesem Punkt nun, wie die Sachen gekommen sind, konnte nichts erfreulicher sein, als daß ein Frauenzimmer von besondern Eigenschaften und Talenten, mit den slavischen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die serbische entschied, sich mit aufmerksamster Thätigkeit diesem Liederschatz widmete und jener langwierigen Säumnis durch eine reiche Leistung ein Ende machte. Sie übersetzte ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Masse der vorliegenden Gedichte und wird in einem Oktavband so viel derselben zusammenfassen, als man braucht, um sich mit dieser ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die das, was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umständlicher darlege, um einen wahren Anteil dieser verdienstvollen neuen Erscheinung allgemein zu fördern.

8 f. Bibliothekar Grimm, Jacob. Am 8. Mai 1824 hatte er seine Serbische Grammatik selbst an Goethe gesandt. — 12 f. bedeutende Übersetzungen. Unmittelbar vor dem Aufsatz steht in Kunst und Altertum Grimms Übersetzung der „Aufmauerung Scutaris"; schon 1818 waren in Försters „Sängerfahrt" neunzehn von Grimm übersetzte serbische Lieder erschienen, und Kunst und Altertum IV, 1, 3 brachte „Erbschaftsteilung. Serbisch" von Grimm, den ersten, bereits am 1. Oktober 1823 Goethe übersandten Beitrag Grimms zur serbischen Dichtung. — 15. Professor Vater. Der bekannte Sprachforscher Johann Severin Vater in Halle. — 19. ein Frauenzimmer, Fräulein v. Jacob, siehe S. 111 Anm. — 2[illegible] ff. An einer Einleitung ... zu fördern. Die Bitte der Übersetzerin, die Vorrede zu schreiben, hatte Goethe abgelehnt, weil er nicht genug Kenntnis von der Sache habe (Talvj an Kopitar 6. Oktober 1824).

Die deutsche Sprache ist hiezu besonders geeignet; sie schließt sich an die Idiome sämtlich mit Leichtigkeit an, sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen, und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Produktionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Übersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache dies von sich rühmen darf; denn müssen wir es zwar höchst dankenswert achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen, was wir selbst innerhalb unseres Kreises Originelles hervorgebracht, so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affektation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen und die Waren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten ins Besonderste zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beispiele vor uns, Wuk Stephanowitsch übersetzte uns zuliebe mehrere derselben wörtlich; Grimm auf seinem Wege war geneigt, sie im Silbenmaße darzustellen; auch Vatern sind wir Dank schuldig, daß er uns das wichtigste Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitsch im Auszuge prosaisch näher brachte, und so verdanken wir denn auch der raschen, unmittelbar einwirkenden Teilnahme unserer Freundin schnell eine weitere Umsicht, die, wie wir hoffen, das Publikum bald mit uns teilen wird.

---

31. teilen wird. Hierauf folgt in Kunst und Altertum unmittelbar „Des Prinzen Mujo Krankheit", übersetzt von Fräulein v. Jacob.

Einzelnes.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Zweites Heft. 1825. S. 164—179.

Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. Die vier starken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggelesen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfasser. In meinen Jahren ist es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bei uns vorübergegangenen verblichenen Gespenster auf einmal sich frisch zusammennehmen und in lebenslustigem Gange vor uns vorüberziehen. Verschollene Namen erscheinen auf einmal in charakteristischer Gestalt; zusammenhängende Thaten, die sich im Gedächtnis meist um eine Figur versammelten und dadurch ihres Herkommens, ihrer Folgen verlustig gingen, schließen sich vor- und rückwärts faßlich an, und so scheint der Unsinn des Weltwesens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darstellung dieses Werks in dem litterarischen Konversationsblatt war hierauf höchst angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leser finden; man muß sich aber ein Gesetz machen, nicht nach neuster Art momentsweise zerstückt zu lesen, sondern Tag für Tag sein Pensum zu absolvieren, welches so leicht wird bei der schicklichen Abteilung in Kapitel und der Versammlung in Massen, wodurch wir uns unzerstreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu raten, die sich höherer Staatskunst und also dem diplomatischen Fache widmen, so würde ich ihnen es als Handbuch anrühmen, um sich daraus zu vergegenwärtigen, wie man unzählige Fakta sammelt und zuletzt sich selbst eine Überzeugung bildet. Diese Überzeugung kann freilich nicht historisch werden, denn man wird ihr irgend einmal kritisch widersprechen; wie sie aber praktisch wird, so zeigt sich aus einem glücklichen Erfolg, daß man recht gedacht hat.

---

1. Einzelnes. Unter diesem Titel sind eine Reihe von Reflexionen und kürzeren Bemerkungen über neu erschienene Bücher vereinigt, die alle unter sich in innerem und äußerem Zusammenhang stehen. Die ersten sind bei den „Sprüchen in Prosa" abgedruckt. — 3. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. Die ersten vier Bände erschienen 1823—24, zwei weitere folgten 1825 nach. Im Gespräch mit dem Kanzler von Müller äußerte sich Goethe am 11. Oktober 1824 über das besprochene Buch Raumers. Er lobte daran gerade das Nüchterne, das Freihalten von allen philosophischen Ansichten. „Ich ziehe Raumern hundertmal dem Johannes von Müller vor", sagte er. — 15. in dem litterarischen Konversationsblatt, Oktober 1824, Nr. 226, 227, 232, 233, 237 und 238.

Wachlers Handbuch der Geschichte der Litteratur, neuste Ausgabe, giebt mir die angenehmste Unterhaltung. Da man sich denn doch in einem langen Leben mit allseitiger Litteratur beschäftigte, so scheint es beim Lesen dieses Werks, man lebe zum zweiten Male, freilich um vieles bequemer.

Wie wenig von dem Geschehenen ist geschrieben worden, wie wenig von dem Geschriebenen gerettet! Die Litteratur ist von Haus aus fragmentarisch, sie enthält nur Denkmale des menschlichen Geistes insofern sie in Schriften verfaßt und zuletzt übrig geblieben sind.

Und doch bei aller Unvollständigkeit des Litterarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei.

Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberatung als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind, und wir uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referieren lassen; so ist es ein Glück, auch aus der Vorzeit richtig Referierende zu finden. Für mich sind von Raumer und Wachler in den neusten Tagen dergleichen geworden.

Die Frage, wer höher steht, der Historiker oder der Dichter, darf gar nicht aufgeworfen werden; sie konkurrieren nicht mit einander, so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.

Die Pflicht des Historikers ist zwiefach; erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Bei sich selbst muß er genau prüfen,

1. J. F. L. Wachlers Handbuch der Geschichte der Litteratur erschien zuerst in Frankfurt 1804, dann umgearbeitet in vier Bänden in Frankfurt 1822—1824. — 6 ff. Wie wenig ... übrig geblieben sind. In andrer Form steht dieser Gedanke auch unter den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" (Ausgabe letzter Hand 22, 235): „Litteratur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben, vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben." In dieser Gestalt ist der Spruch in die Ausgaben der Werke übergegangen — 14 ff. Da wir denn doch ... Referierende zu finden. Derselbe Vergleich mit einem Gerichtshof, auf die Forschung angewandt in einem der Sprüche „Aus Makariens Archiv" (Ausgabe letzter Hand 23, 262).

was wohl geschehen sein könnte, und um des Lesers willen muß er festsetzen, was geschehen sei. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Kollegen ausmachen, das Publikum muß aber nicht ins Geheimnis hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir hoch vergnügt, wenn wir uns an irgend einer Hauptseite unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntschaft treten alsdann erst Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geschieht, sogleich zurückschaudere, sondern daß man gerade das Übereinstimmende recht fest halte, und sich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deshalb vereinigen zu wollen.

Eine solche freundlich-belehrende Unterhaltung ist mir durch Stiedenroths Psychologie geworden. Alle Wirkung des Äußern aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht ebenso. Der Entelechie, die nichts aufnimmt ohne sich's durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisiert nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werter Gesell und Gefährte und soll nicht von unserer Seite kommen.

---

16. Stiedenroths „Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen" erschien in Berlin 1824—1825 in zwei Bänden. Eine üb raus anerkennende Kritik des ersten Bandes von Goethe erschien in den Heften „Zur Morphologie" 1824 (Werke 35, 22 ff.). — 20. Entelechie, Bezeichnung der Aristoteliker für die Seele, indem sie darunter dasjenige Prinzip verstanden, wodurch der Körper, der an sich nur die Fähigkeit zu leben und zu empfinden besitze, wirklich lebe und empfinde, so lange es mit ihm verbunden sei. Vgl. Goethes Anwendung des Ausdrucks Bd. 16, 137, Z. 14 und an Zelter 19. März 1827. — 21 f. mit dem Genie ... gar nicht fort. Stiedenroth definiert das Genie (I, 233) als „die das Mittlere übersteigende Produktivität der Phantasie". — 23 f. „das Kind idealisiert nicht; denn aus nichts wird nichts. Es müssen erst Daten gegeben werden." Stiedenroth I, 180. — 27. Hier folgen in Kunst und Altertum eine Anzahl Sätze, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den litterarischen Anzeigen stehen: über psychologische Beobachtungen an Kindern, über die Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen, über das Allgemeine und das Besondere in der Poesie. Sie sind bei den „Sprüchen in Prosa" zu finden.

Windischmann, über etwas, das der Heilkunst not thut.

Der Verfasser hat seinen Lesern die Ein- und Übersicht dieses Werkes nicht leicht gemacht: der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pausen fort, weder Bücher noch Kapitel, noch Marginalien weisen uns zurechte; hat man sich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, so erstaunt man, zu bemerken, daß es ganz in ägyptischem Sinne geschrieben sei, daß man nämlich ein Priester sein müsse, um sich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geschichte freilich belehrt uns eines Andern; denn so sagt Wachler im ersten Teile, Seite 132:

„Die Medizin, lange ausschließliches Eigentum der Priester, namentlich der Asklepiaden in Thessalien, fing allmählich an, ihre enge Verbindung mit dem religiosen Überglauben aufzugeben, als sie zum Teil von jonischen Philosophen in den Kreis ihrer Untersuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog sie in das Gebiet der Staatskunst und Gesetzgebung und berücksichtigte besonders die Diätetik. Unter seinen Schülern übten mehrere als Periodeuten die Heilkunde aus; der Krotoniate Alkmaion und Empedokles stellten Forschungen über Zeugungstheorie und einzelne Teile der Physiologie an, und das geschah auch von einigen Philosophen der neueren Eleatischen Schule und von Anaxagoras. So näherte sich die Alleingültigkeit der medizinischen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an, ihre Erfahrungen auf Grundsätze zurückzuführen, und es entstanden die empirische Schule in Knidos und die philosophische in Kos.

„Aus dieser Schule in Kos ging der Schöpfer der wissenschaftlichen Medizin hervor, Hippokrates von der Insel Kos,

1 f. Windischmann, über etwas, das der Heilkunst not thut. Leipzig 1824. Über Goethes Beziehungen zu Karl Joh. Hier. Windischmann (1775—1839), zuletzt Professor der Philosophie in Bonn, siehe Goethe-Jahrbuch II, 270 ff. Dort ist allerdings die obige Notiz übersehen. Die von Windischmann mit seinem Briefe vom 30. März 1824 übersandte Schrift wird wohl die hier besprochene sein. Sie war bestimmt, die wunderbaren Heilungen, durch die der Fürst Hohenlohe damals Aufsehen erregte, spekulativ zu begründen. Das entsprach der philosophischen Anschauung Windischmanns, in der die Schellingsche Naturphilosophie sich mit einer mystischen Naturbetrachtung, mit Theosophie und aufrichtigem Katholicismus mischte. Doch hatte Goethe ihn wegen seiner warmen Rede auf Johannes v. Müller und seiner „ruhigen, teilnehmenden, freundlichen" Anzeige der „Farbenlehre" lieb gewonnen. — 12. Wachler im ersten Teile des oben genannten Handbuchs.

ein Asklepiade, der berühmteste unter sieben gleichnamigen Männern dieses Geschlechts. Er bildete sich auf weiten Reisen und durch Studium der Philosophie u. s. w." Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

Heinroths Anthropologie.

Die vielen Vorzüge, die man diesem Werk auch zugesteht, zerstört der Verfasser selbst, indem er über die Grenzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeschrieben sind. Auch wir sind allerdings überzeugt, daß der Anthropolog sein Menschenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müsse, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und sich andächtig vernehmen läßt.

In unsers Busens Reine wohnt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommsein —

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umsehe und bemerke, wo denn die Menschen sich hinwenden, um ihren Abend zuzubringen, so findet sich immer, daß man dahin geht, wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man beim geselligen Gespräch und Spiel immer gewiß ist, seine Partie zu finden.

---

7. Heinroths Lehrbuch der Anthropologie erschien in Leipzig 1822. Der Verfasser war dort Professor der psychischen Therapie an der Universität und sandte es Goethen am 29. Oktober 1822. Diesem gab das Buch „Aufschlüsse über seine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen" (Annalen 1822); welcher Art dieselben waren, zeigt sein Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" (Bd. 34, 31). — 15. In unsers Busens Reine. Aus der im Jahre 1823 gedichteten Marienbader Elegie V. 79—83 (Werke II, 100); doch steht dort statt wohnt „wogt" und statt Frommsein „fromm sein".

In diesem Sinne hab' ich mich mit dem litterarischen Konversationsblatt befreundet, das freilich nur als Konversationsheft bei mir einzutreten verpflichtet ist. An Zerstreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich lese, will ich mich sammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien durch abgerupfte Märchen hingehalten sein.

Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die seinigen und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge.

In der zweihundertundvierzigsten Nummer des diesjährigen Konversationsblattes erschien mir besonders willkommen der dort eingelegte Brief; er war mir so rührend als aufmunternd. Gleichgestimmt mit dem Verfasser, sprech' ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichste, was wir durch Mitteilung älterer Briefe gewinnen, ist, uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist

1. In diesem Sinne. Die drei folgenden Absätze sind die Überleitung zu dem Artikel über das Konversationsblatt. In den „Sprüchen in Prosa", wo sie bisher standen, waren sie nicht an ihrem Platze. v. Loeper weist darauf hin, daß schon das Wortspiel „grüßend begrüßt" auf sein Verhältnis zum Konversationsblatt deutet. — 1 f. litterarisches Konversationsblatt. Erschien von 1820—1826 als Fortsetzung des von A. v. Kotzebue gegründeten „Litterarischen Wochenblattes" in Leipzig. 1827 wurde es durch die noch heute bestehenden „Blätter für litterarische Unterhaltung" abgelöst. — 5 f. wie jener Sultan von Indien durch abgerupfte Märchen hingehalten sein. Vgl Goethe an Göttling 27. Januar 1829: „Ew. Wohlgeboren verzeihen, wenn ich, nach Art der Sultanin Scheherazade, meine Märchen stückweise zu überliefern anfange." — 7. v. Loeper bezieht diesen Absatz auf das Verhältnis zu Schiller; doch ist an der Stelle, wo er zuerst erscheint, kein Anhalt für diese Annahme gegeben. Statt „Er" steht in späteren Ausgaben „der Freund". — 14. In der zweihundertundvierzigsten Nummer. Dieser Abschnitt führt, von den übrigen getrennt, in den Werken die Überschrift „Litterarisches Konversationsblatt'. — 14 f. des diesjährigen Konversationsblattes. 1821, nicht 1825, wie die Gesamtausgaben in Klammern hinzufügen. — 15 f. der dort eingelegte Brief. „Über das neueste Heft von Goethes 'Kunst und Altertum'. Schreiben an einen Freund", datiert vom 28. August 1824. Der Verfasser geht von Goethes Äußerung über die Pietät (siehe oben S. 105) aus, bespricht die mitgeteilten Briefe Schillers und Goethes, und handelt dann von seiner eignen Jugend, die in die Zeit jener Briefe falle. Er habe damals Schiller, Goethe, Schlegel und die Philosophen der Zeit neben einander, in Geist und Gedanken vollkommen eins und einig erblickt, seitdem sei ihm aber so manches auseinandergerückt und in Kontrast getreten, und er komme sich älter vor, wenn er auf jene Zeit blicke, die ihn und so viele zum Schwärmer gemacht habe und weit hinter ihm liege. Der Brief schließt mit einem Segenswunsch für Goethe.

nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person.

Wenn nun dieses aber für alle Zukunft gilt, so bedeuten solche Dokumente doch am meisten ein- für allemal demjenigen, der solche Zeit mit verlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zustand zurückgesetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum so lebhaft wieder hinstellen könnte.

Man lese gedachten Brief und sehe, wie ein damals Jüngerer, nun in Jahren gleichfalls Herangekommener jene gleichzeitigen älteren Männer am besten versteht und sich selbst überzeugt, wie er nach und nach in eine hohe Kultur hineingewachsen sei.

Dieser unbekannte Freund erhöht meinen Mut bei dem schwierigen Geschäft einer Redaktion meines Briefwechsels mit Schiller. Ich werde sie auch um seinetwillen beeilen, und ihm zuliebe lass' ich meine Briefe von 1802 in diesem Hefte abdrucken. Er wird sie nun mit den Schillerischen von diesem Jahre verschränken und sich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar gestärkt finden.

Zugleich ersuch' ich ihn, das Vorspiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu lesen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beigewohnt hätte.

Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum.

(Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, V. Band, herausgegeben von G. H. Pertz. 5. und 6. Heft. 1825. S. 554—557.)

Nähere Nachricht vom Verfasser: s. Nachträge. Besitzer: das großherzogl. Weimarsche Archiv. Bekannt und citiert: s. Nachträge Format: Quart. Größe: 8 rheinische Zoll hoch, 6 rheinische Zoll 2 Linien breit. Blätterzahl: 271. Materie: Papier. Wasserzeichen kann für eine Krone gelten. Band neu, Pergament, wohl erhalten. Erhaltung: vollkommen. Defekte:

1[illegible]. in diesem Hefte S. 119—159. Es fehlen die Briefe vom 20. Februar, 16. März, 5. Juli (zum Teil) und 16. Dezember. — 24. Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum. Nicolaus Hottenbach oder Hortenbach, geboren gegen 1450 in Siegen, seit 1466 im Benediktinerstift St Peter zu Erfurt, wo er bis zu seinem Tode 1495 verblieb. Sein „Chronicon ecclesiasticum", wie er es nannte, sollte eine Geschichte des Benediktinerordens sein, schildert aber vorzugsweise die Schicksale des Ordens in Thüringen und bietet reiches Material zur politischen Geschichte dieses Landes.

als solche können die weißen Blätter und Seiten nicht gelten, die hie und da sich finden und deren einige ausgeschnitten, die andern aber in der Reihe foliiert sind. Auf solche leere Blätter, 73 und 74, ist von späterer Hand die Geschichte des Grafen Gleichen in lateinischer Sprache eingeschrieben mit zwei lateinischen Noten von noch späteren Händen. Durchgeschrieben ist es. Rand: innerer 7 Linien, äußerer 1 Zoll, oberer 1½ Zoll, unterer 2 Zoll. Linien: höchst zart vertikal zu beiden Seiten den Rand bezeichnend, horizontal, nur zwei auf einer pagina, um die Schrift im allgemeinen zu regeln. Nadelstiche: zu sehen, aber ganz leise. Einfassung: keine. Buchstaben: Initiale ausgezeichnet wie die sämtlichen Namen, doch mit einer gewissen fließenden Leichtigkeit. Schrift: sehr klein und unleserlich, obgleich vom Anfang bis zu Ende sehr egal, in sich als Quadrat zusammengefaßt, aber doch mit Spießen ins Kurrent übergehend. Hand: durchgehends auf eine bewundernswürdige Weise gleich; der Tintenwechsel kaum zu bemerken. Abbreviaturen: wenig, mitunter eigene. Interpunktion: fast keinen Punkt, nur häufige Kolons. Randschrift: vielfach; ältere, neuere, mit rot- und schwarzer Tinte geschrieben. Auch protestantische darunter im Gegensatze katholischer Überzeugungen: „Fabulae monachales! Nugae!“ Inhalt: nicht abgeteilt, aber durch Zirkel werden bedeutendere Epochen und überall die Namen entschieden ausgezeichnet. Dagegen weder Buch noch Kapitel, noch irgend sonst eine Unterabteilung. Bezeichnung merkwürdiger Stellen auf mancherlei Weise. Bilder fehlen ganz. Jahrzahl: die Chronik fängt an 480, endigt 1494, welches man als Datum des Abschlusses um desto sicherer erkennen kann, weil von fremder Hand 1521 Weniges nachgebracht ist. Musikalische Noten: keine. Sonstige Manuskripte: in Erfurt befindet sich eins; es wird gestritten, welches von beiden Original oder Kopie sei. Mehrere Werke in einem Bande: dieses macht den Band allein für sich.

Erster Nachtrag.

Aus Zedlers Lexikon.

Sighen (Nikolaus von) war ein Mönch im 15. Jahrhundert, welcher um das Jahr 1490 in dem Benediktinerkloster auf dem Petersberge zu Erfurt lebte. Seine Schriften, welche er verfertigte, sind folgende:

1. Das Chronicon Petrense, wie es insgemein genennt wird, welches einen starken Folianten ausmacht, auch von demjenigen, was sich in Erfurt zugetragen, Nachricht erteilet und in vorgedachtem Benediktinerkloster im Manuscripto noch aufbehalten wird. Es ist ebendasjenige, dessen sich der Herr Regierungsrat Johann Moritz von Gudén in Erfurt bei Verfertigung seiner Erfurtischen Historien bedienet.

2. Wird ihm auch die Kontinuation des Chronicon Schaffnaburgensis zugeschrieben, wie solches nurerwähnter Herr Regierungsrat von Gudén in einem Programma, welches er als Rektor Magnificus bei dem Tode des Prälaten Adami im Jahr 1681 anschlagen lassen, zu erweisen gesuchet.

Falkensteins Thüringische Chronik, I. Teil, p. 11 und 81 (woraus Obiges wörtlich ausgezogen ist).*)

Zweiter Nachtrag.

Da aber in der Vorrede zu Gudenus, Historia Erfurdensis, eine just hierher bezügliche Stelle folgendermaßen lautet: „Secutus ego potissimum duo: Petrense alterum circa annum Christ. MCCCXC a Nicolao de Sighen, istius Cenobii Monacho, prudenter conscriptum, id quod Reverendissimi Abbatis Adami Gratia obtinui", so erhellt noch nicht, daß der Erfurter Kodex in Folio gewesen, wie denn auch schon früher behauptet worden, der Weimarische sei das Original, der Erfurter die Kopie.

Jena, den 4. November 1820.

Die Erbschaft.

Ein Lustspiel von Herrn von Mennechet.

(Goethes nachgelassene Werke 9. Band. 1833. S. 159 f.)

Der Hauptzweck des Verfassers scheint gewesen zu sein, unter dem Deckmantel eines Lustspiels gute Lehren zu verbreiten: man stellt uns das Unglück des Reichtums, die Verderbtheit des Luxus

*) Man vergleiche damit Fabricii Bibliotheca med. et infimae latinitatis, Tom. VI, cur. Christ. Schoetgenii, p. 605 seq.

24. Ein dritter Zusatz von Vulpius, vom 17. November 1820, folgt unmittelbar darauf. Darin ist erwähnt, daß der Schreiber der Chronik Nikolaus Hortenbach geheißen haben soll. — 25. Die Erbschaft. Nach M. Bernays' Mitteilung nennt v. B. den Titel: L'Héritage, comédie en cinq actes et en vers. Paris 1825.

vor und sucht dagegen die Anmut einer mehr als alle Schätze kostbaren Mittelmäßigkeit anzupreisen.

Das goldene Schnitzwerk verfluchen, Strohdächer zu Ehren bringen, das war von jeher die Mission der Hofpoeten; und sehnsüchtige Seufzer nach Einsamkeit dienten den großen Herren zur Erholung. —

Auch finden wir Antithesen des Gymnasiums. Ein tugendhafter Freund des Landlebens und ein gar bösartiger Städtebewohner figurieren löblich gegen einander.

Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806—1816. Eingeführt durch J. W. von Goethe. Erstes Bändchen. Leipzig 1826, bei Friedrich Fleischer.

(S. V—X.)

Wie sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind und uns mit Geschichte von Jugend auf im allgemeinsten und allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß giebt, weshalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Dokumente der Art auch übrig geblieben, aufs angelegentlichste begehren.

Wie verschiedenen Wertes aber dergleichen Nachlässe sein mögen in Rücksicht der Personen, der Zeit, der Ereignisse, so dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten sein.

Alle Menschen, die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten. In diesem Sinne nun kommt mir das gegenwärtige Büchlein lesens- und bemerkenswert vor.

Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur; mit allem, was kommt, findet er sich ab, ist gehorsam, brav, aus-

7. Antithesen des Gymnasiums. Die Gymnasien Athens waren nicht nur körperlichen Übungen geweiht, sondern auch der Lieblingsaufenthalt der Philosophen, vor allen die drei berühmtesten, Akademie, Lykeion und Kynosarges. — 10 f. Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806—1816. Nach Hirzel (Verzeichnis 4. Aufl. S. 98) ist das Buch bereits 1825 erschienen. Siehe oben S. 95 und weiter unten S. 172. Der vierte bis neunte Absatz stimmt im allgemeinen mit dem früheren Aufsatz überein. Dort ist auch das Nähere über die Persönlichkeit des Verfassers gesagt und ein Überblick des Inhalts gegeben. v. B. teilt Stellen aus Briefen Mämpels an den Verleger des Buchs mit, die sich auf Goethes Vorwort beziehen.

dauernd, gutmütig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Notwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Kameraden wünschen.

Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmütig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.

Nun aber sagen wir ohne Furcht, mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mitteilungen wissen wir nach dem ganzen Werte zu schätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Notwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohldurchdachten Plan Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten; kein bedeutender Gewinn fürs Leben ist zu hoffen; denn alles, was im notgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren, und im Hintergrunde zeigen sich gegen geringen Vorteil Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Teile ein frisches, unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden stellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet wie an der Hand des hinkenden Teufels in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird; und an Gegensätzen solcher Scenen ist auch in gegenwärtigem Dekurs kein Mangel.

Daher mag ich mir denn am liebsten das Entfernte durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit hervorrufen. Das Augenblickliche, was wir von öffentlichen Dingen doch nur im allgemeinen und oft aufs unsicherste durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugnis giebt, denen er nicht etwa aus Neugierde oder

Absicht, sondern gedrungen durch die unwiderstehliche Notwendigkeit beigewohnt.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Mürat; auch er tötete und wüstete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behenden Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängnis. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt, die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht, mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dies Büchlein neben so manchen seinesgleichen sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung und vielleicht auch hier und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben.

Goethe.

1826.

Über Kunst und Altertum. Fünften Bandes drittes Heft. 1826.

Charon und Charos.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Drittes Heft. 1826. S. 13—14.)

Im Neugriechischen heißt der Tod zwar Charos (*Χάρος*) nicht Charon (*Χάρων*); allein jene Form ist nur eine Umbildung in eine gewöhnlichere Endung. Denn eben so findet sich auch noch die Form Charontas (*Χάροντας*) in derselben Bedeutung, wie mehrmals die altgriechischen Worte auf *ων, οντος* sich in diesen Nominativ *οντας* umbilden. So ward aus *γέρων, οντος* die jetzige Form *γέροντας* (der Greis). Demnach ist *Χάροντας* von *Χάρων, οντος*, statt *ωνος* (worauf auch das lateinische Charon, ontis führt) gebildet, und *Χάρος* eine noch bequemere in die gewöhnliche Wortendung *ος* auslaufende Bildung des gemeinen Lebens.

Über Kunst und Altertum. 3. Charon und Charos. Die kurze Bemerkung fehlt in allen früheren Ausgaben. In „Kunst und Altertum" IV, 2, 49 f. hatte Goethe ein neugriechisches Lied „Charon" mitgeteilt und auch im Texte diese (die altgriechische) Form gebraucht. In demselben Hefte (S. 165 ff.) hatte er den Stoff des Gedichtes bildenden Künstlern zur Behandlung vorgeschlagen. Darauf waren sechs Zeichnungen eingegangen. Im dritten Hefte des fünften Bandes besprach Goethe diejenige unter ihnen, die den von Cotta ausgesetzten Preis erhalten hatte, und ließ vorher das Gedicht noch einmal abdrucken; aber in Überschrift und Text mit der Form „Charos". Diesen Wechsel zu erklären, dient die Notiz, die sich unmittelbar an den Artikel „Charos. Zeichnung von Seybold" anschließt. Nach einer gütigen Mitteilung von Herrn Privatdocent Dr. Buresch hätte Goethe, um den Vergleich mit *γέρων* noch deutlicher zu machen, erwähnen können, daß auch für *γέρων* die zweite, üblichere Form heute *γέρος* ist. Es verhält sich also *Χάρος* und *Χάροντας* zu *Χάρων* genau wie *γέρος* und *γέροντας* zu *γέρων*.

Plato,
als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Übersetzung veranlaßt.)

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Drittes Heft. 1826. S. 79—90.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er gestehen müßte, daß für alle seine Brüder ebenso wie für ihn gesorgt wäre; ein besonderes Buch, ein besonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet, und auf diesem allein sollen alle zum Heil gelangen.

Wie sehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche sich einer ausschließenden Lehre ergeben hatten, wenn sie auch außer ihrem Kreise vernünftige und gute Menschen fanden, denen es angelegen war, ihre moralische Natur auf das vollkommenste auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch diesen eine Offenbarung und gewissermaßen eine spezielle Offenbarung zuzugestehen?

1 f. Plato, als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung. Ende des Jahres 1795 erschienen in Königsberg (mit der Jahreszahl 1796) „Auserlesene Gespräche des Platon", übersetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Die „abscheuliche" Vorrede Stolbergs erregte Goethes ganzen Zorn. „Die Blößen, die er sich darin giebt, sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe drein zu fahren und ihn zu züchtigen" (an Schiller 21. November 1795). Er meint, es sei sehr leicht, „die unsinnige Unbilligkeit dieses bornierten Volkes" anschaulich zu machen, die sie durch ihre geheime Fehde des „Verschweigens, Verrückens und Verdrückens", die sie gegen Goethe und die Seinen führten, schon lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Continuation gedacht werde. Schiller bittet am 23. November um Zusendung von „Stolbergs Delictum". „Bei diesem Menschen ist Dünkel mit Unvermögen in so hohem Grade gepaart, daß ich kein Mitleid mit ihm haben kann." Goethe sendet ihm sogleich (am 27.) „die neueste Sudelei des gräflichen Saalbaders". „Wie unwissend überhaupt diese Menschen sind, ist unglaublich," schreibt er dazu; „denn wem ist unbekannt, daß die Christen von jeher alles, was vernünftig und gut war, sich dadurch zueigneten, daß sie es dem λόγος zuschrieben?" Schiller stimmt nach dem Lesen des Buches völlig in Goethes Urteil ein (an Goethe 29. November 1795). — Besonders von einer Stelle der Vorrede meinte Goethe, daß man darauf losschlagen müsse. Es ist, nach Düntzers Vermutung (Schiller und Goethe S. 86), die, wo Stolberg sagt, die Erkenntnis des Sokrates, samt dem Willen und der Kraft, ihr getreu zu sein bis in den Tod, seine ganze Lebens- und Todesweisheit stamme von dem Vater des Lichts, von dem alle gute, alle vollkommene Gabe herabkomme (Jak. 1, 16), daran werde niemand zweifeln, dem das Gute am Herzen liege und welcher höhere Bedürfnisse des Menschen kenne, als Befriedigung eines eitlen Vorwitzes oder solcher Begierden, die unsere Natur hienieden mit den Tieren gemein habe. — Seine Erbitterung gegen Stolberg bekundete Goethe öffentlich in dem Xenion „Dialogen aus dem Griechischen" (Werke III, 2, 159); während Schiller das Distichon „Der moderne Halbgott" gegen den „christlichen Herkules" richtete. Zwei andere, nicht in die Xenien aufgenommene Epigramme Schillers (Boas, Xenienmanuskript S. 144), die Dünzer ebenfalls als Angriffe auf Stolberg ansieht, beziehen sich auf Friedrich Schlegel. — Unser Aufsatz ist jedenfalls bald nach Goethes Bekanntschaft mit Stolbergs Machwerk entstanden, spätestens wohl zu Anfang 1796; die Ursachen, weshalb er ihn damals nicht drucken ließ, sind leicht zu erkennen — Wie eifrig man sich in jener Zeit in dem frommen Kreise, dem Stolberg angehörte, mit Plato beschäftigte, zeigt auch ein Brief der Fürstin Galizin an Goethe vom 24. Januar 1795. Im Inhaltsverzeichnis von Kunst und Altertum V, 3 ist unser Aufsatz mit dem Stichwort „Platos Jon, geschrieben im Jahr 1796" bezeichnet.

Doch es sei! Diese Meinung wird immer bei denen bestehen, die sich gern Vorrechte wünschen und zuschreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntnis seiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So ist denn auch Plato früher schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nötig bei einem solchen Schriftsteller, der bei seinen großen Verdiensten den Vorwurf sophistischer und theurgischer Kunstgriffe wohl schwerlich von sich ablehnen könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände, unter welchen er geschrieben, der Motive, aus welchen er geschrieben, sein möchte, das Bedürfnis fühlt ein jeder, der ihn liest, nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen — das leisten viel geringere Schriftsteller, — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen, was andere sein konnten, sondern die Erkenntnis dessen, was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Übersetzer bei uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrscheinliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes selbst kürzlich vorgelegt hätte.

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich, weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophiert, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein auf etwas, sondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas mehr, als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Übersetzers sein.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platonischen Sokrates, denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Sokrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Deklamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der Homerischen Gedichte und der soeben den Preis davongetragen hat und bald einen andern davonzutragen gedenkt. Diesen Jon giebt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als einen, der zwar die Homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt, über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr, um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern, als zu erklären, mehr bei dieser Gelegenheit etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Zuhörer dem Geist des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Mensch sein, der aufrichtig gesteht, daß er einschlafe, wenn die Gedichte anderer Poeten vorgelesen oder erklärt würden? Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition oder durch Übung zu seinem Talente gekommen sein. Wahrscheinlich begünstigte ihn eine gute Gestalt, ein glückliches Organ, ein Herz, fähig, gerührt zu werden; aber bei alledem blieb er ein Naturalist, ein bloßer Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerke gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch herumdrehte und sich dennoch für einen Künstler hielt und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Tropf nimmt der Platonische Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst giebt er ihm seine Beschränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homerischen Detail wenig verstehe, und nötigt ihn, da der arme Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erkennen, der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Wenn das heiliger Boden ist, so möchte die Aristophanische Bühne auch ein geweihter Platz sein. So wenig der Maske des Sokrates Ernst ist, den Jon zu bekehren, so wenig ist es des Verfassers Absicht, den Leser zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon sollte in seiner ganzen Blöße dargestellt werden, und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beschämte Rhapsode; denn mit der Poesie hat das ganze Gespräch nichts zu thun.

Überhaupt fällt in diesem Gespräch, wie in andern Platonischen,

die unglaubliche Dummheit einiger Personen auf, damit nur Sokrates von seiner Seite recht weise sein könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntnis der Poesie gehabt, so würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken spricht, besser verstehe, der Wagenführer oder der Rhapsode? keck geantwortet haben: Gewiß der Rhapsode; denn der Wagenlenker weiß nur, ob Homer richtig spricht, der einsichtsvolle Rhapsode weiß, ob er gehörig spricht, ob er als Dichter, nicht als Beschreiber eines Wettlaufs, seine Pflicht erfüllt. Zur Beurteilung des epischen Dichters gehört nur Anschauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntnis, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles, was sie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht mystifizieren will, hier zu einer göttlichen Eingebung seine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künsten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuster von der Sohle urteilen darf; denn der Künstler findet für nötig, subordinierte Teile höhern Zwecken völlig aufzuopfern So habe ich selbst in meinem Leben mehr als einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch recht, die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Diese Fiktionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetische Äußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz, wo sie stehen, zweckmäßig sein mögen, ohne Bemerkung, wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen, so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der eben kein dichterisches Genie hat, einmal ein artiges, lobenswertes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Anteil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gesteht dem Haß zu, daß er das Genie suppliere, und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig, sein Talent im höchsten Grade zu zeigen, und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen,

ohne daß man nötig hätte, zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntnis uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich bequemer ist vornehm hinwegzusehen, als das, was sie leistet, mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem Platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzneikunde und Fischerei, bekannt hat, zuletzt doch behauptet, daß er sich zum Feldherrn besonders qualifiziert fühle. Wahrscheinlich war dies ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen, aber albernen Individui, eine Grille, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homerischen Helden angewandelt sein mochte und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind, als Jon sich hier zeigt? Ja, wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung, die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sei?

Mit wahrer Aristophanischer Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder, der nun freilich sehr betäubt dasteht und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwischen dem Prädikate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweise nach dem letzten greift und sich auf eine sehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig, wenn das heiliges Land ist, möchte das Aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten!

Gewiß, wer uns auseinandersetzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Überzeugung oder nur diskursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit ist vorbei, da die Sibyllen unter der Erde weissagten; wir fordern Kritik und wollen urteilen, ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

---

31. da die Sibyllen unter der Erde weissagten. Nach der antiken Tradition gaben die Sibyllen in Grotten ihre Prophezeiungen aus. So lebte die berühmteste von ihnen, die Sibylle von Kumä, in den unterirdischen Gängen unter dem Tempel des Apollo.

Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une Notice biographique et litéraire. 4 voll. in 8.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Drittes Heft. 1826. S. 131—145.
5 Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 97—111.)

In dem Augenblick, da der deutschen Nation die Frage vorgelegt wird, inwiefern sie eine Sammlung von Goethes vieljährigen litterarischen Arbeiten günstig aufnehmen wolle, muß es angenehm sein, zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer
10 Nachbarnation darstellen, welche von jeher nur im allgemeinen an deutschem Bestreben teil genommen, Weniges davon gekannt, das Wenigste gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht leugnen, daß wir Deutsche gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine ent-
15 schiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urteil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurteilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neusten Zeit werden, wenn dasjenige, was wir an uns selbst schätzten, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von
20 einzelnen besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben, daß Franzosen sich ent-
25 schieden überzeugten, bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gehe bei seinen Produktionen mit dem besten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht ableugnen; und nun mußte freilich aus einer solchen Übersicht unmittelbar der reine richtige Begriff entspringen, daß

1f. Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une Notice biographique et litéraire. Die Übersetzung war verfaßt von Philipp Albert Stapfer (1766—1840), damals Gesandter der Schweiz in Paris, später helvetischer Minister der Künste und Wissenschaften, vgl. L. Luginbühl, Ph. Albr. Stapfer, Basel 1887. Goethe erhielt den letzten Teil durch den aus Paris zurückkehrenden Präsidenten Weyland (an Kanzler v. Müller 3. August 1826, siehe auch an Zelter 5. August 1826). Wie große Freude ihm die Übersetzung und ihre günstige Aufnahme in Frankreich bereitete, zeigen auch die Artikel über Stapfers biographische Notiz (Kunst und Altertum V, 3, 171 ff.) und über Stapfers „Faust" (Kunst und Altertum VI, 2, 387 ff.). Vgl. auch Eckermann, Gespräche mit Goethe, unterm 3. Mai 1827. Dort sind höchst anerkennende Äußerungen Goethes über die von J. J. Ampère verfaßte Recension der Übersetzung Stapfers angeführt, und es wird erwähnt, daß er sehr oft darauf zurückkam. Im Mai 1827 weilte Ampère in Weimar. — 6 ff. In dem Augenblick . . . aufnehmen wolle. Goethe erließ damals die Ankündigung der Ausgabe letzter Hand (siehe unten S. 165).

man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch, was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurteilen habe. Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen und sich deshalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiener; und wenn sie Schillers Kabale und Liebe in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günstig aufnehmen, wenn sie Musäus' Märchen übersetzen, so sind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimisch, und sie wissen die Verdienste Manzonis nach Gebühr zu würdigen.

Ja, wenn man genau auf den Gang, den sie nehmen, achtgiebt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freisinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge sich dies ein jeder, den es angeht, gesagt sein lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen, nicht längst erreichten Standpunkte Günstiges oder Ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen aussprechen. Dies sei hinreichend, um eine Recension der obengenannten Übersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 55—64.

12 ff. wenn sie Schillers Kabale und Liebe ... aufnehmen. Nach v. B. waren die drei gleichzeitigen Nach- und Umbildungen La fille du musicien, drame imité de Schiller par Crosnier et de Ferrière, aufgeführt am 10. Dezember 1825 auf dem Théâtre de la Porte-St. Martin, Amour et Intrigue, drame etc. imité par G. de Wailly, aufgeführt am 21. Februar 1826 auf dem Königl. Odeontheater, und l'Intrigue et l'Amour, par Delaville de Mirmont, aufgeführt am 1. April 1826 auf dem Théâtre Français. — 27. Globe. Für die warme Teilnahme und Anerkennung, die Goethe der französischen Zeitschrift „Le Globe" schenkte, liefern eine Anzahl von weiteren Artikeln dieses Bandes vollgiltige Beweise. Sie erschien unter dem Titel „Le Globe, Recueil philosophique, politique et littéraire" anfangs jeden Mittwoch und Sonnabend und war das Organ der jungen romantischen Schule. Dann ändert sie ihren Charakter und wurde seit dem 15. Februar 1830 zu einer politischen Tageszeitung. 1832 erhielt sie die Bezeichnung „Le Globe, Journal de la Réligion Saint-Simonienne". Auch in Briefen sprach Goethe sich häufig befriedigt über das Journal aus, so an Graf Sternberg 19. September 1826 und 27. November 1827, an den Kanzler v. Müller am 7. November 1827, an die Gesellschaft für in- und ausländische Litteratur am 11. November 1829. Über die hier übersetzte Recension äußert sich Goethe gegen Reinhard am 12. Mai 1826: „Eine Recension der Übersetzung meiner dramatischen Arbeiten hat mir auch viel Vergnügen gemacht.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werthers in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntnis dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethes Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtenteils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles, was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja, man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Übermaß treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern; denn alle sind in einem verschiedenen Geist verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannigfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Ärgernis geben; aber diese Mannigfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister, die sich genug erhoben, um es zu begreifen, kräftig genug sind, ihm zu folgen.

„Es giebt Menschen, deren stark ausgesprochener Charakter uns anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen, die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters: sie gewinnen, wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studieren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst;

Verhalt' ich mich doch selbst gegen meine Produktionen ganz anders als zur Zeit, da ich sie konzipierte. Nun bleibt es höchst merkwürdig, wie sie sich zu einer fremden Nation verhalten, und zwar so spät, bei ganz veränderten Ansichten der Zeit." Einige Auszüge für die Besprechung sind aus dem Nachlaß unter „Einzelnheiten (aus der französischen Litteratur)" weiter unten abgedruckt. Vgl. Th. Süpfle, Goethes litterarischer Einfluß auf Frankreich (Goethe-Jahrbuch VIII, 203 ff., besonders S. 205, und derselbe, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Zweiter Band. Gotha 1888).

man errät oft so wenig, wo er hinaus will; er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, ebenso wenig litterarische Vorurteile haben muß als er selbst; und vielleicht fände man ebenso schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo jeder sich beeilt, über das zu spotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publikum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist, ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nötig ist, um den Wert einer fremden Litteratur zu schätzen, als zu bemerken, daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht, um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit, zu genießen, der Eitelkeit, nicht zu verstehen, des Stolzes, nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe seine Laufbahn antrat, war die Litteratur in Deutschland in einem Zustande, wie ohngefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen, was man hatte, und wußte nicht, was an dessen Stelle zu setzen wäre; man ahmte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien, in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Sätze und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doktrinen mit einer Lebhaftigkeit, welche an den Zorn der beiden Brüder in Tausend und Einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten.

„Goethe, welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und sogleich beschloß er, den Stoff seiner Produktionen in sich selbst zu suchen, in dem, was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen, als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für

ihn die Gewöhnung an, woran er sein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realisieren, was ihn erfreut, geschmerzt, beschäftigt hatte. Und so gedachte er seiner Art, die äußern Gegenstände zu betrachten, eine Bestimmtheit zu geben und seine innerlichen Bewegungen zu beschwichtigen. Dieses bezeugt er uns selbst, und sein ganzes litterarisches Leben ist in jenen merkwürdigen Zeilen zusammengefaßt. Liest man ihn, so muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes seiner Werke auf einen gewissen Zustand seiner Seele oder seines Geistes Bezug habe; man muß darin die Geschichte der Gefühle suchen wie der Ereignisse, die sein Dasein ausfüllten. Also betrachtet, geben sie ein doppeltes Interesse, und dasjenige, was man für den Dichter empfindet, ist nicht das geringste. Und wirklich, was sollte man interessanter finden, als einen Menschen zu sehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der sich mit voller Freiheit dieser hohen Eigenschaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Übergewicht seines Geistes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel seiner Seele aufzuprägen? Welch ein Schauspiel, einen kühnen Geist zu sehen, nur auf sich selbst gestützt, nur seinen eigenen Eingebungen gehorchend! Giebt es wohl etwas Belehrenderes als sein Bestreben, seine Fortschritte, seine Verirrungen? Aus diesem Gesichtspunkt verdient unser Dichter betrachtet zu werden, und so werden wir ihn in diesen Blättern beschauen, bedauernd, daß ihr Zweck unsre Studien über ihn nur auf seine Theaterstücke beschränkt hat, und daß die Grenzen eines Journals uns nötigen, sein Leben nur oberflächlich zu skizzieren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recensent das körperliche und sittliche Mißgeschick und die daraus entstandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die sich hart und niedrig in den Mitschuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Faust manifestiert:

„Die Unbilden, welche der ersten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düstere Niedergeschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutschen Jugend durch Verbreitung Shakspears veranlaßt. Eine schwere Krankheit trat noch zu dieser verdrießlichen Sinnes-

7. jenen merkwürdigen Zeilen. Dichtung und Wahrheit, siebentes Buch: „Und so begann diejenige Richtung ... als mich im Innern deshalb zu beruhigen."

art hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, wie die ersten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele, die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat, der ihr gemäß ist. Bald aufgeregt, bald entmutigt, vom Mysticismus sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst zerstörend, gereizt durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit, weder Energie fühlend zu leben, noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des Werther befreite, und der ihm den ersten Gedanken an Faust eingab.

„Aber indessen das wirkliche Leben, wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft, in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseins klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen, entmutigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters; er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen, freisinnigen, abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gotischer Gebäude, besonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter, das er vermißte. Die Geschichte, welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand schrieb, bot ihm das Muster, das er suchte, und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen ist ein Gemälde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechzehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte, es auszubilden und in Verse zu bringen, entschied sich, solches in dem Zustand, wie wir es besitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt, einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten, um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet, daß im Götz kein Wort sei, das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei, die große Gestalt des

hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen, das Mittelalter sei eigentlich der Held dieses wunderlichen Dramas; man sieht es leben und handeln, und dafür interessiert man sich. Das Mittelalter atmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, verteidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm."

Nachdem der Recensent den Clavigo beseitigt und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von Stella gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter, in die Welt, ins Geschäft eintretend, eine Zeitlang von aller Produktion abgehalten, in einem gewissen mittlern Übergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauheit seiner Jugend verliert und sich unbewußt zu einer zweiten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit ebensoviel Ausführlichkeit als Geneigtheit in der Folge behandelt.

„Eine Reise nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereignis in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmosphäre, die schwer und trüb gewissermaßen auf ihm lastete, wie sie einen kleinen deutschen Zirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo versetzt, empfand er die ganze poetische Energie seiner ersten Jahre. Den Stürmen entronnen, die seine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis, der sie zu verengen strebte, fühlte er sich zum erstenmal im Besitz aller seiner Kräfte und hatte seitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an ist er nicht bloß entwerfend, und wollte man auch seine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, so wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poesie wie in der Malerei den Künstler am sichersten mißt, stets für vollkommen zu halten sein.

‚Nach dem Bekenntnis aller Deutschen findet sich dieses Verdienst im höchsten Grade in zwei Stücken, welche sich unmittelbar auf diese Epoche seiner Laufbahn beziehen, in Tasso nämlich und Iphigenien. Diese beiden Stücke sind das Resultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man sie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Altertums findet, von einer Seite, und von der andern des Zartesten und Aller-

16. in der Folge behandelt. Danach im ersten Druck „(Fortsetzung folgt)". Der Schluß erschien im folgenden Heft von Kunst und Altertum.

feinsten, was in dem Geiste des deutschen Dichters sich entwickeln mochte. So wird im Tasso ein geistreicher Dialog angewendet, in Schattierungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unserm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Personen, ihre ideelle Beziehung, der Typus, den eine jede darstellt, man fühlt, daß er dies nicht allein in der Geschichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen, die er von Hause mitbrachte, um sie in den poetischen Zeiten des Mittelalters und unter dem sanften Himmel von Italien zu verschönern. Mir scheint die Rolle des Tasso gänzlich bestimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, sich selbst zum Raube gegeben, an einem Worte sich entflammt, entmutigt, verzweifelt, an einer Erinnerung festhält, sich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden, unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Ebenso zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden; und mir scheint, er selbst spricht aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie hört man den Werther durch.

„Iphigenie ist die Schwester des Tasso; diese beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie beide zu gleicher Zeit geschrieben sind, und zwar unter dem Einfluß des italienischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern hatte und, anstatt der Qualen des Wahnsinns und der Einbildungskraft, das Schicksal und die Furien, hat er sich zu einer größern poetischen Höhe erhoben. In diesem Werk, welches die Deutschen und der Autor selbst für das vollendetste seiner dramatischen Kompositionen halten, verhüllen sich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig christlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Altertum entnommen; aber es wäre unmöglich, diese verschiedenen Elemente harmonischer zu verbinden. Es sind nicht nur die äußern Formen der griechischen Tragödie mit Kunst nachgeahmt; der Geist der antiken Bildkunst, in durchaus gleichem Leben,

18 f. Jean Jacques in seinen Reverien. J. J. Rousseau, Les rêveries du promeneur solitaire, erschienen 1781. — 28. und fehlt in allen früheren Drucken.

beseelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorstellungen des Dichters. Diese Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernsthaft darüber tadeln, daß er sich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl ist der Charakter des Altertums in ihren Werken genugsam eingedruckt; aber hat auch der eine dort die Eifersucht der Phädra gefunden, der andere die evangelische Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unser Dichter nun hat wie sie gehandelt; es war keineswegs in seiner Art, sich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergessen; er hat von der antiken Muse sich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundsinn seiner Gesänge ihm einzuflößen, waren zwei lebendige Musen unentbehrlich: seine Seele und seine Zeit.

„Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unsers Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie, es ist die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemälde der Lebensscenen, das mit der Wahrheit des erstern das Einfach-Grandiose der zweiten verbindet. In diesem Werke, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entschiedene Leidenschaft, der Süßigkeit des Daseins edel genießend, mit Lebenslust dem Tode entgegengehend: dies ist Egmont, der Held des Dichters.

„Nun giebt es aber ein Werk unsres Dichters, nicht nur keinem sonst vorhandenen vergleichbar, sondern auch abgesondert von seinen eigenen zu betrachten. Es ist der Faust, die seltsame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Wesen jedes Ranges vortreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geistern der Finsternis, von dem Menschen bis zum Tiere und tiefer bis zu jenen ungestalteten Geschöpfen, welche, wie Shakespeares Kaliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr scheußliches Dasein verdanken konnten. Über dieses sonderbare Werk wäre gar sehr viel zu sagen; man findet der Reihe nach Musterstücke jeder Schreibart: von dem derbsten Possenspiel bis zur erhabensten

11. Egmont scheint mir. Schon vorher war zu bemerken, daß Ampère über die historische Reihenfolge der Ereignisse in Goethes Leben und seiner Werke nicht klar ist; hier tritt dieser Mangel besonders deutlich hervor.

lyrischen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menschlichen Gefühle, von den widerwärtigsten bis zu den zärtlichsten, von den düstersten bis zu den allersüßesten. Indem ich mich aber von dem historischen Standpunkt, auf welchen ich mich beschränke, nicht entfernen darf und nur die Person des Dichters in seinen Werken suchen mag, so begnüge ich mich, den Faust als den vollkommensten Ausdruck anzusehen, welchen der Dichter von sich selbst gegeben hat. Ja, dieser Faust, den er in seiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, dessen Vorstellung er mit sich durch alle die Aufregungen seines Lebens trug, wie Camoëns sein Gedicht durch die Wogen mit sich führte, dieser Faust enthält ihn ganz. Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre geängstigt? Woher kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so frevles Spiel treibt, ist dies nicht die verachtende, spottende Seite des Dichtergeistes, ein Hang zum Verdrießlichsein, der sich bis in die frühesten Jahre seines Lebens aufspüren läßt, ein herber Sauerteig, für immer in eine starke Seele durch frühzeitigen Überdruß geworfen? Die Person des Faust besonders, des Mannes, dessen brennendes, unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch solches genießen kann, der sich unbedingt hingiebt und sich mit Mißtrauen beobachtet, der Enthusiasmus der Leidenschaft und die Mutlosigkeit der Verzweiflung verbindet, ist dies nicht eine beredte Offenbarung des geheimsten und erregtesten Teiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild seines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebste Figur Margaretens hinzugestellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu sein glaubte, deren Bild ihn immer umschwebte und jeder seiner Heldinnen einige Züge mitgeteilt hat. Dies himmlische Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens kontrastiert bewundernswürdig mit der sinnlichen und düstern Aufspannung des Liebhabers, den in der Mitte seiner Liebesträume die Phantome seiner Einbildungskraft und der Überdruß seiner Gedanken verfolgen, mit diesen Leiden einer Seele, die zerknirscht, aber nicht ausgelöscht wird, die

gepeinigt ist von dem unbezwinglichen Bedürfnis des Glücks und dem bittern Gefühl, wie schwer es sei, zu empfangen und zu verleihen. Da der Dichter niemals etwas schrieb, ohne daß man gewissermaßen den Anlaß dazu in irgend einem Kapitel seines Lebens finden könnte, so treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten oder auch Erinnerungen derselben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnisvolle Schicksal des Cagliostro, und seine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann diesen wunderbaren Mann nicht loslassen, bis er ihn dramatisch gestaltet, um sich selbst gleichsam ein Schauspiel zu geben. So entstand der Groß-Kophta, welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Beim Lesen dieser übrigens sehr unterhaltenden Komödie erinnert man sich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der ist, den er entwickelt; wir sehen einen enttäuschten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler sowie die geschickte Marktschreierei des Meisters darstellt, und zwar wie ein Mann, der die eine geteilt und die andere nahe gesehen hat. Man muß geglaubt haben, um so treffend über das zu spotten, woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieses großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis lächerlich und widerwärtig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im Bürgergeneral festgehalten.

„Jery und Bätely, anmutige Skizze einer Alpenlandschaft, ist als eine Erinnerung einer Schweizerwandrung anzusehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindsamkeit, ein Possenspiel in Aristophanischer Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er selbst in Gang gebracht hatte. Dieses Stück ist eins von denen, welche zu der, nach meiner Denkweise wenigstens, sehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben, dieser trefflichen Frau, welche sonst über unsern Dichter einige bewundernswürdig geistreiche Seiten geschrieben hat, und die ihn zuerst in Frankreich durch einige freie Übersetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte. Frau von Stael sieht in ihm einen Zauberer, dem es Vergnügen macht,

32f. Frau von Staël, De l'Allemagne II, 7.

seine eigenen Gaukeleien zu zerstören, genug, einen mystifizierenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetzt und, nachdem er es gelten gemacht, auf einmal aufgiebt, um die Bewunderung des Publikums irre zu machen und die Gefälligkeit desselben auf die Probe zu stellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem so leichtsinnig hinterhaltigen Gedanken solche Werke wären hervorzubringen gewesen. Dergleichen Grillen können höchstens Geistesspiele und Skizzen des Talents veranlassen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde sehr verwundert sein, wenn aus einer solchen Quelle etwas stark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenspiegeleien geziemen dem Genie nicht. Im Gegenteil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in allem, was er hervorbrachte, seiner innern Regung gefolgt sei, wie in allem, was er malte, er das nachbildete, was er gesehen oder empfunden hatte. Mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengesetztesten Zustände hindurchgehen und sie natürlich in sehr von einander unterschiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindsamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz schrieb, er wohl lächlen konnte, wenn er an diese Verletzung ausschließlicher Theorien dachte, an die Bestürzung, in welche er jene Menschen werfen würde, die in Deutschland gewöhnlicher sind als anderwärts und immer eine Theorie fertig haben, um sie an ein Meisterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole: ein solches Vergnügen kann wohl seine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verschiedenheit gehörte den Umständen und der Zeit.

„Um nun die dramatische Laufbahn unsers Dichters zu beschließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erste Abteilung allein erschienen ist. Hier gehören die Personen keinem Land an, keiner Zeit; sie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeisterin. Die Sprache übertrifft alles, was der Dichter Vollkommenes in dieser Art geleistet hat. Aber es scheint, wenn man die natürliche Tochter liest, daß der Dichter kein Bedürfnis mehr empfinde, sich mitzuteilen, und im Gefühl, daß er alles gesagt habe, nunmehr aufgiebt, seine Gefühle zu malen, um sich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte sagen, daß er, müde, das menschliche Leben ferner zu betrachten,

nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beschränkte und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

„Also zurückschauend finden wir, daß der Dichter seine dramatische Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falsche Dichtart, ohne sich viel aufzuhalten, durchgeht, wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochsinn dargestellt wird; nun erhebt er sich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche, ideeller als seine ersten Versuche, noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und sich in das Reich der Phantasien begiebt. Es ist wunderbar, dieser Einbildungskraft zuzusehen, die sich erst so lebhaft mit dem Schauspiel der Welt abgiebt, sodann sich nach und nach davon entfernt. Es scheint, daß die Freude an der Kunst mit der Zeit selbst über das Gefühl dichterischer Nachahmung gesiegt habe, daß der Dichter zuletzt sich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel, als in dem Reichtum einer lebendigen Darstellung. Und genau besehen, ist die Form im Götz noch nicht entwickelt, sie herrscht schon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter ist sie alles.

„Dies ist die Geschichte des Theaters unsers Dichters, und studierte man seinen Geist in andern Dichtarten, die er versucht hat, würde man leicht auf den verschiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unsern angedeutet haben, entsprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Herrmann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtschaften würden sehr gut als Gegenstück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethes litterarischen Lebensgang als Reflex seines innern sittlichen Lebens, so wird man einsehen, daß zu dessen Verständnis nicht eine Übersetzung einzelner Stücke erforderlich gewesen, sondern das Ganze seiner theatralischen Arbeiten, man wird fühlen, welches Licht dadurch über diesen Teil seiner Bemühungen und seiner übrigen Werke fallen müsse. Dies ist der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weise erreicht: er hat in einer geistreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichsten Ereignisse des Lebens unseres Dichters gesammelt und zusammengereiht, in Fragmenten aus seinen Memoiren und in einer Anzahl Übersetzungen seiner kleinen Gedichte; diese Mittel erhellen und ver-

vollständigen sich wechselsweise. Ihm ist man in dieser Sammlung die Übersetzung des Götz, Egmont und Faust schuldig, drei Stücke des Dichters, welche am schwersten in unsere Sprache zu übertragen sind; Herr Stapfer hat sich jedoch talentvoll in diesem Falle bewiesen; denn indem er zwischen die Notwendigkeit, etwas fremd zu scheinen, und die Gefahr, inexakt zu sein, sich gestellt fand, so hat er mutig das Erste vorgezogen; aber dieser Fehler, wenn es einer ist, sichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Übersetzer fordern, die Physiognomie und Charakter des Autors überliefert zu sehen. Die übrigen Teile der Übersetzung sind nach denselben Prinzipien durchgeführt, und der Platz in unsern Bibliotheken ist diesem Werke angewiesen zwischen dem Shakespeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante."

Über Goethes Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Drittes Heft. 1826. S. 160—161.)

Vorwort.

In spätern Jahren betrachten wir unsre frühern Arbeiten niemals mit reiner Billigkeit; wir schämen uns der Symptome mancher Entwickelungskrankheit, die uns doch ins Leben weiter förderte, deren Kenntnis für andere noch gar wohl belehrend sein dürfte. Und ich habe daher bei Auswahl dessen, was ich von manchem Vorrätigen in die angezeigte Ausgabe aufzunehmen hätte, in Betracht der psychologischen Absichten gar mancher Leser besorgt, daß nichts Brauchbares beseitigt und verheimlicht werde.

Was aber der lebendigen Gegenwart interessant sein könnte,

13. dem Shakespeare des Herrn Guizot. Guizot verfaßte die Einleitungen und Anmerkungen zu Letourneurs Shakespeare-Übersetzung (Paris 1821). — 13 f. dem Schiller des Herrn Barante. M. de Barante, Oeuvres dramatiques de Schiller (Paris 1821). — 15 ff. Über Goethes Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773. Am 11. Juni 1823 erhielt Eckermann von Goethe die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772 und 1773, um Goethes Anteil daran zu bestimmen. Er schrieb einen kleinen Aufsatz darüber, den Goethe, mit dem obigen Vorwort versehen, in Kunst und Altertum aufnahm. Vgl. die Einleitung zu Bd. 26 unsrer Ausgabe.

darüber hat eine gebildete Jugend am ersten zu entscheiden. Solchen jungen Freunden pflege ich zu übergeben, was mir zweifelhaft ist, mit dem Ersuchen, ihre Ansichten mitzuteilen. Und so entstand auch nachfolgender Aufsatz. Wenn er mir aber entschieden zu Gunsten lautet, so verzeihe man eine unbewundene Mitteilung. In einem langen Leben setzen sich Lob und Tadel, gute Aufnahme und schlechtes Behandeln dergestalt ins Gleichgewicht, daß es einer bestätigten sittlichen Kraft bedarf, um gegen beide nicht vollkommen gleichgültig zu werden.

Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe par Albert Stapfer.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Drittes Heft. 1826. S. 171—174.)

Die dem ersten Teile jener Übersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieser Gelegenheit auch nicht außer acht lassen. Hier gab es mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinsten, über Menschenwesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Notwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Rein-gewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durcheinander schränkt.

Die eigentümliche Weise, wie der Einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm teilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Wert; wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden, auszusprechen, daß alles eitel sei.

Der Biograph an seiner Stelle ist als Dritter gegen den Mann, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vorteil: er hält sich an das Resultat, wie es im ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln,

10. Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe. Siehe oben S. 141 ff.

forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles, was sittlich genannt wird, giebt es ebenso sichere Deutezeichen als für das, was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu schauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu sondern und gerecht zu beurteilen, dazu gehört angeborner Takt und unausgesetzte, leidenschaftlich durchgeführte Übung.

Ich wünsche, daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen mögen. Hie und da wissen sie es anders, hie und da denken sie anders; aber sie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner ist merkwürdig, wie er auf diesem Wege zu gewissen Ansichten über seinen Gegenstand gelangte, die denjenigen in Verwunderung setzen, der sie vor allen andern hätte gewinnen sollen, und dem sie doch entgangen sind, eben weil sie zu nahe lagen.

Jene Recension, deren Auszug wir oben mitzuteilen angefangen, sind wir, wie es sich ergiebt, eben diesen Bemühungen schuldig. Recension und Notiz sind übereinstimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchst bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden, mich mit mir selbst, meinem Geleisteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Versäumten zu beschäftigen.

Kurze Anzeigen.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Drittes Heft. 1826. S. 174—191.)

Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nötig, seine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deshalb findet ein denkender Litterator

23 ff. gerade in dem Augenblick ... beschäftigen. Für die im Erscheinen begriffene Ausgabe letzter Hand. — 27. Kurze Anzeigen. Der gemeinsame Titel der nachfolgenden Notizen muß, wie auch das Inhaltsverzeichnis von Kunst und Altertum V, 3 angiebt, an dieser Stelle stehen. Im Texte sind die ersten Abschnitte unmittelbar an den vorhergehenden Aufsatz über Stapfers „Notice“ angeschlossen und die Überschrift „Kurze Anzeigen“ steht erst vor dem Abschnitt „Bei verspäteter Herausgabe des gegenwärtigen Heftes“.

alle Ursache, jede Kleinkrämerei aufzugeben und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen; denn der allgemeine litterarische Konflikt, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich ringsumher über die Grenzen verbreitete

(Vincenzo Monti, sulla Mitologia.)

Fänd' ich Raum zu einer Fortsetzung, so würd' ich dessen erwähnen, was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zuliebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen, den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun schon dreißig Jahre dauernde Konflikt zwischen Klassikern und Romantikern sich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie sie den klaren Äther, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weist sodann auf unser am Hochgericht um des Rades Spindel bei Mondenlicht tanzendes lustiges Gesindel hin, wobei er sich freilich sehr im Vorteil fühlt.

(Carlo Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche.)

Dagegen regte sich Carlo Tedaldi-Fores. Er schrieb Meditazioni poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerem Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht ins Enge zu bringen ist. Der Verfasser behandelt nicht unglücklich die moderne Ansicht von Umfassung eines weiteren Kreises menschlicher Denk- und

7. (Vincenzo Monti, sulla Mitologia.) Die Überschrift ist aus dem Inhaltsverzeichnis des Heftes entnommen. Über Monti siehe Bd. 31, S. 270, Z. 2 Anm. — 9. die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot. Über Stapfer siehe oben S. 141. Claude Charles Fauriel (1772—1844), französischer Litterarhistoriker. Im Jahre 1823 war seine Übersetzung von Manzonis Tragödien erschienen. Goethe kam später auf seine Ausgabe der neugriechischen Volkslieder zurück (Kunst und Altertum VI, 2. 1828). Guizots Vorlesungen, den „Cours d'histoire moderne" (1828—1830), rühmt Goethe vielfach. — 12 f. Konflikt zwischen Klassikern und Romantikern. Vgl. den Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Italien", Bd. 31, S. 267. — 14. Vincenzo Monti. Es wäre zu untersuchen, ob Goethe aus der Schrift „Sulla Mitologia", die mir leider nicht zugänglich ist, Anregungen für die klassische Walpurgisnacht geschöpft hat. Schröer (Faust II, LVI) erwähnt wohl andere gemeinsam mit dieser Schrift in Kunst und Altertum V, 3 besprochene Werke mit Bezug auf die „Klassische Walpurgisnacht", aber gerade Montis Schrift nicht. Im folgenden Heft von Kunst und Altertum (VI, 1) kommt Goethe noch einmal auf diese und die unmittelbar danach erwähnte von Tedaldi-Fores zurück.

Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wissen und vermag die Argumente der Partei, zu der er sich bekennt, obwohl etwas düster, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Bei verspäteter Herausgabe des gegenwärtigen Heftes kann ich mich nur im allgemeinen als Schuldner bekennen für so manches vorzügliche Werk, welches mir indessen zu gute gekommen. Ich füge daher den einzuführenden Titeln nur wenige Bemerkungen bei, meinen Anteil für ein mannigfach edles Bestreben vorläufig anzudeuten.

„Graf Eduard Raczinskys malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reichs. Aus dem Polnischen durch von der Hagen. Breslau 1824." Ein unterrichteter umsichtiger Weltmann reist zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Konstantinopel; ferner an die asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannigfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns zum Beispiel die Darstellung der allgemein-polizeilichen Vorkehrungen, sowie der fromm-wohlthätigen Privatanstalten, um eine grenzenlose Bevölkerung in und um Konstantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuren, Wasser zurückstauenden Steindämmen und ableitenden Aquädukten bis zum einfachsten Schöpfrad sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnisreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Wert erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreund sollte dies Werk in seiner Sammlung fehlen.

„Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Bröndsted. Erstes Buch. Paris 1820." Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Keos. Dieses Eiland, bei aller seiner

11. Graf Eduard Raczinsky (1786—1845) bereiste 1814 die Türkei und Kleinasien. Die Beschreibung der Reise ist von ihm selbst verfaßt — 31. Reisen und Untersuchungen in Griechenland. Peter Oluf Bröndstedt (1780—1842), dänischer Archäologe. Er weilte von 1810—1813 in Griechenland und grub u. a. gemeinsam mit Cockerell und Forster den Zeustempel in Ägina und den Apollotempel in Bassä aus.

Kleinheit von den frühesten Zeiten her merkwürdig wegen dem Bezug seiner Lage zu Euböa, dem Athenischen Gebiet und den übrigen Cykladen, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigentümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Öl in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirg.

Altertum und Geschichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freilich seit jenem Frühling der Zeiten sehr zusammengeschmolzene Völkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Überdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in sonst glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgesetzt, genötigt, mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und listig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf durch methodische Untersuchung, Aufgrabung bedeutender Altertümer an Bau- und Bildwerken so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Stil, freilich durch die lang erduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit werden, aufs neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren.

„Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur, von Schlosser. Frankfurt, 1826.“ Wie obengedachte beiden Werke, den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Altertum hinlenken, so giebt uns dieses den entschiedenen Anlaß, uns die frühsten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, Nichtheranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden und von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick herauquellen zu lassen.

21 ff. Möge uns bald ... zurückzukehren. Im Jahre 1830 erschien der zweite und letzte Band der „Reisen und Untersuchungen“. — 24 f. Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur, von Schlosser. Friedrich Christoph Schlossers „Universalhistorische Übersicht“ erschien in neun Bänden 1826—1834. Goethe bespricht hier nur den ersten Band, der für ihn wegen des mannigfachen Materials zum Helena-Zwischenspiel im zweiten Teil des Faust von großem Werte war.

Höchst erfreulich ist es demjenigen, der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Grenzenlose für den Geist begrenzt und die höchst bedeutende Summe, insofern das Einzelne nur einigermaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt, „die Zeiten der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte ins Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen, die aus dem Dunkeln ins Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, insofern es möglich ist, zu verwirklichen; warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden, vernichtenden Einbildungskraft dahingeben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters Heinrich Meyers Tabelle, dessen Kunstgeschichte abschließend, in ihrer ganzen intentionierten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Malerei und Litteratur synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannigfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Werken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich mir selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte.

„Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber. Frankfurt a. M., 1826." Eine holde, geistreiche Gabe demjenigen, der,

18 f. dessen Kunstgeschichte abschließend. „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (Dresden 1824—1826, dritter Band von Riemer 1836). — 31. Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber. Der Titel lautet vollständig: „Die elegischen Dichter der Hellenen in ihren Überresten". Der Verfasser, Wilhelm Ernst Weber, war in Weimar 1780 geboren. Er starb 1850 als Direktor der gelehrten Schule in Bremen.

ohne der griechischen Sprache mächtig zu sein, immerfort mit jenem einzigen Volke und in dessen früheren und späteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Lesen dieses anziehenden Werks bei mir sich entwickelten, sei ein weniges mitgeteilt.

Wir sind gewohnt, die Äußerungen eines Dichters, von welcher Art sie auch sein mögen, ins allgemeine zu deuten und sie unsern Umständen, wie es sich schicken will, anzupassen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zusammenhang, woraus wir sie gerissen; ein Sprüchlein des Terenz nimmt sich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und so erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogisch-rigorosen Moralisten einigen Vorteil abzugewinnen gesucht, jedoch immer vergebens, deshalb wir ihn denn aber- und abermals beiseite legten. Erschien er uns doch als ein trauriger ungriechischer Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt sein, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzusprechen verharrte? Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und frohsinnigen Glieder seiner Landesgenossen.

Nun aber, durch treffliche Altertumskenner und durch die neuste Weltgeschichte belehrt, begreifen wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurteilen.

Megara, seine Vaterstadt, durch Altreiche, Herkömmlich-Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemütigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieser Klasse, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle mögliche Unbilden. Nun gelangen dessen rätselhafteste Worte zum klarsten Verständnis, da uns bekannt wird, daß ein Emigrierter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im

ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dantes Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit zusamt mit seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im ganzen für die klare, anmutige Übersetzung bestens zu danken haben, so gestehen wir gern, wie sehr uns das Gehörige der Noten zum Vorteil gediehen. Hier findet sich abgemessen, was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles Andere, was auch dem Verfasser wohl zu Gebote gestanden hätte, wird bescheidentlich abgelehnt, deshalb sich denn daraus alles, was man in einem solchen Werke sucht, Anschauung, Effekt, Begriff, nach eines jeden Lesers Fähigkeit und Bedürfnis vollkommen ausbilden und beleben kann.

„Ferienschriften von Karl Zell." Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, in antikem Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort," sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes sowie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen." Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt; wir haben seine Mitteilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtnis Ausgelöschte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick ins Altertum thun lassen.

Die sämtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirtshäuser der Alten behandelnd, an bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich

17. „Ferienschriften von Karl Zell." Karl Zell (1793—1874), Professor der klassischen Philologie in Freiburg und Heidelberg. Seine „Ferienschriften", deren ersten Band Goethe hier bespricht, behandeln das antike Leben in seinen verschiedenen Beziehungen. Sie erschienen in drei Bänden (Freiburg 1826—1833), eine neue Folge in Heidelberg 1857.

unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt sein wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt und sie so heiter vorzutragen versteht, daß man sich dabei befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun daher beim lauten Vortrag weder an sich noch andern irgend ein Hindernis der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Vorlesen weiter fortschritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

Hieran schloß sich bedeutend folgendes Werk an: „Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. von Raumer.“ Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen und dürfen nicht leugnen, daß gleich ihren Siegen und Künsten auch ihre Verfassungen uns höchlich interessieren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechsel, dem dieselben unterworfen gewesen, mit dem innigsten Anteil zu betrachten und zu studieren; wir würden ja sonst die Absicht und Bestrebungen ihrer Schriftsteller keineswegs einsehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, so führt es uns durch eine Reihe von Zuständen, Gesinnungen und Meinungen durch, deren Konflikt vielleicht noch nie so lebhaft gewesen als in unsern Tagen. Dankbar erkennen wir deshalb die Fördernis, die uns hieraus zugegangen.

Durch die Verspätung des gegenwärtigen Heftes bin ich ein gar mannigfacher Schuldner für angenehme Mitteilungen geworden. Zum Schluß als vorläufige Anzeige folgendes:

14 ff. Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. von Raumer. Leipzig 1826. — 30 ff. Durch die Verspätung . . . durchschlingend zu bemerken. Dieser Abschnitt ist im Inhaltsverzeichnis des Heftes bezeichnet: „Ankündigungen: Serbische Lieder, übersezt von Talvj, zweiter Teil. Lettische Lieder, von Rhesa. Frithiof, aus dem Schwedischen, durch Amalie von Helvig.“ Über die Serbischen Lieder siehe oben S. 110 und später S. 178 und 235, über die Lettischen Lieder S. 293 und über Frithiof S. 88.

Die deutsche poetische Litteratur hat drei schöne Geschenke erhalten, die ich der Reihe nach als groß, lieblich und würdig bezeichnen möchte: Serbische Lieder, übersetzt von Talvj, zweiter Teil; Lettische Lieder, von Rhesa; Frithiof, durch Amalie von Helvig, aus dem Schwedischen.

Immer mehr werden wir in den Stand gesetzt, einzusehen, was Volks- und Nationalpoesie heißen könne; denn eigentlich giebt es nur eine Dichtung, die echte; sie gehört weder dem Volke noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer. Wer sich als wahrer Mensch fühlt, wird sie ausüben; sie tritt unter einem einfachen, ja rohen Volke unwiderstehlich hervor, ist aber auch gebildeten, ja hochgebildeten Nationen nicht versagt. Unsere wichtigste Bemühung bleibt es daher, zur allgemeinsten Übersicht zu gelangen, um das poetische Talent in allen Äußerungen anzuerkennen und es als integranten Teil durch die Geschichte der Menschheit sich durchschlingend zu bemerken.

(Über Kunst und Altertum. Fünfter Band. Drittes Heft. 1826. Umschlag S. 4.)

Ilias, in Prosa übersetzt von Zauper,

Odyssee, freie Nachbildung in zehnzeiligen Reimstrophen von Hedwig Hülle, als entgegengesetzteste Behandlungsweisen einer altkanonischen Überlieferung, verdienten in einem folgenden Hefte ausführlicher besprochen zu werden.

---

18 ff. Ilias, in Prosa übersetzt von Zauper, Odyssee, freie Nachbildung in zehnzeiligen Reimstrophen von Hedwig Hülle. Goethe hatte im Jahre 1821 von Joseph Stanislaus Zauper (1784—1850), Professor am Gymnasium zu Pilsen, dessen „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik aus Goethes Werken entwickelt" erhalten, den Verfasser einige Monate später in Eger kennen gelernt und im Sommer 1822 von dessen Studien über Homer Kenntnis erhalten. Goethe blieb Zauper andauernd wohlgesinnt und „sagte ihm manches, was ihm förderlich sein konnte" (Annalen 1821). Am 6. August 1823 riet er dem jüngeren Manne von einer rhythmischen Übersetzung der Ilias ab, erklärte aber eine prosaische für ein sehr fruchtbares Unternehmen. (Siehe auch seine Äußerung über Prosaübersetzungen in Dichtung und Wahrheit, 11. Buch und unten S. 265 Z. 31 ff.) — Über Hedwig Hülles „wunderliche" Übersetzung der Odyssee äußerte er am 24. Januar 1825 zu Knebel: „Kann man sie auch nicht billigen, so darf man sie doch auch nicht schelten." Auf beide Bücher kam er nicht wieder zurück.

Anzeige von Goethes sämtlichen Werken,

vollständige Ausgabe letzter Hand.

Unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien.

10 Seiten 16°. (1826.)

I. Band. Gedichte, erste Sammlung: Zueignung; Lieder; Gesellige Lieder; Balladen; Elegien; Epigramme; Weissagungen des Bakis; Vier Jahreszeiten.

II. Gedichte, zweite Sammlung: Sonette; Kantaten; Vermischte Gedichte; Aus Wilhelm Meister; Antiker Form sich nähernd; An Personen; Kunst; Parabolisch; Gott, Gemüt und Welt; Sprüchwörtlich; Epigrammatisch. (Beide Bände, außer wenigen Einschaltungen, Abdruck der vorigen Ausgabe.)

III. Gedichte, dritte Sammlung: Lyrisches; Loge; Gott und Welt; Kunst; Epigrammatisch; Parabolisch; Aus fremden Sprachen; Zahme Xenien, erste Hälfte. (Dieser Band enthält Neues, Bekanntes gesammelt, geordnet und in die gehörigen Verhältnisse gestellt.)

IV. Gedichte, vierte Sammlung: Festgedichte; Inschriften, Denk- und Sendeblätter; Dramatisches; Zahme Xenien, zweite Hälfte. (Hievon gilt das Obige gleichfalls: die Denkblätter sind aus unzähligen ausgesondert, an einzelne Personen gerichtet, charakteristisch und mannigfaltig. Da man den hohen Wert der Gelegenheitsgedichte nach und nach einsehen lernt, und jeder Talentreiche sich's zur Freude macht, geliebten und geehrten Personen zur festlichen Stunde irgend etwas Freundlichpoetisches zu erweisen, so kann es diesen kleinen Einzelheiten auch nicht an Interesse fehlen. Damit jedoch das Einzelne, bedeutend Bezeichnende durchaus verstanden werde, so hat man Bemerkungen und Aufklärungen hinzugefügt. Der zahmen Xenien sind manche neue.)

V. West-östlicher Divan, in zwölf Büchern: Buch des Sängers, des Hafis, der Liebe, der Betrachtungen, des Unmuts, der Sprüche, des Timur, Suleikas, des Schenken, des Parsen, der Parabeln, des Paradieses. (Stark vermehrt, wo nicht an

I. Nach Elegien „Episteln".
II.—IV. übereinstimmend.
V. und VI. West-östlicher Divan.

1. Anzeige von Goethes sämtlichen Werken. Nur bis zum vierten Band ist die hier geplante Anordnung im allgemeinen durchgeführt; von da an ist sie durch andere Rücksichten, vor allem durch die Notwendigkeit, den Inhalt der einzelnen Bände zu verringern, gestört. Wir stellen zum Vergleich die Abweichungen der Ausgabe von dem hier entworfenen Plan unter den Text.

Zahl, doch an Bedeutung.) Anmerkungen zu besserem Verständnis sind unverändert geblieben.

VI. Ältere Theaterstücke: Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister. Übersetzte: Mahomet, Tankred. Vorspiele und dergleichen: Paläophron und Neoterpe; Vorspiel 1807; Was wir bringen, Lauchstedt; Was wir bringen, Halle; Theaterreden.

VII. Größere neuere Stücke: Götz von Berlichingen; Egmont; Stella; Clavigo.

VIII. Größere ernste Stücke: Iphigenia in Tauris; Torquato Tasso; Die natürliche Tochter; Elpenor.

IX. Opern und Gelegenheitsgedichte: Claudine von Villa bella; Erwin und Elmire; Jery und Bätely; Lila; Die Fischerin; Scherz, List und Rache; Der Zauberflöte zweiter Teil; Maskenzüge; Karlsbader Gedichte; Des Epimenides Erwachen.

X. Symbolisch-humoristische Darstellungen: Faust; Puppenspiel; Fastnachtsspiel; Bahrdt; Parabeln; Legende; Hans Sachs; Mieding; Künstlers Erdewallen; Künstlers Apotheose; Epilog zu Schillers Glocke; Die Geheimnisse.

XI. Symbolisch-satirische Theaterstücke: Triumph der Empfindsamkeit; Die Vögel; Der Großkophta; Der Bürgergeneral; Die Aufgeregten; Unterhaltung der Ausgewanderten. (Letzteres, obgleich nicht eigentlich dramatisch, hat man hier angefügt, weil es im Sinne der drei vorhergehenden geschrieben ist und das große Unheil unwürdiger Staatsumwälzung in lebhaftem Dialog vor die Seele bringt.)

XII. Epische Gedichte und Verwandtes: Reineke Fuchs; Herrmann und Dorothea; Achilleis; Pandora.

XIII. Romane und Analoges: Leiden des jungen Werther; Schweizerbriefe; Schweizerreise.

VII. Die Laune des Verliebten; Die Mitschuldigen; Die Geschwister; Mahomet; Tancred (= VI, mit Ausnahme von „Vorspiele und dergleichen").

VIII. Götz von Berlichingen; Egmont (aus VII).

IX. Iphigenie auf Tauris; Torquato Tasso; Die natürliche Tochter (aus VIII).

X. Elpenor (aus VIII); Clavigo; Stella (aus VII); Claudine von Villa Bella; Erwin und Elmire (aus IX).

XI. Jery und Bätely; Lila; Die Fischerin; Scherz, List und Rache; Der Zauberflöte zweiter Teil (aus IX). Paläophron und Neoterpe; Vorspiel 1807; Was wir bringen, Lauchstädt; Was wir bringen, Halle; Theaterreden (aus VI).

XII. Faust, erster Teil; Faust, zweiter Teil bis V. 1124: „Wie's oft geschieht, mir widerlichst gefällt" (aus X).

XIII = X von „Puppenspiel" bis „Geheimnisse". Maskenzüge; Karlsbader Gedichte; Des Epimenides Erwachen (aus IX).

29. Schweizerreise von 1797. Erst in den nachgelassenen Werken.

XIV. Die Wahlverwandtschaften.

XV Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erster Band.

XVI. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zweiter Band.

XVII. Desselben Wanderjahre. Erster Band.

5 XVIII. Desselben Wanderjahre. Zweiter Band. (Die wunderlichen Schicksale, welche dies Büchlein bei seinem ersten Auftreten erfahren mußte, gaben dem Verfasser guten Humor und Lust genug, dieser Produktion neue, doppelte Aufmerksamkeit zu schenken. Es unterhielt ihn, das Werklein von Grund aus auf-
10 zulösen und wieder neu aufzubauen, so daß nun in einem ganz Anderen Dasselbe wieder erscheinen wird.)

XIX. Aus meinem Leben. Erster Teil.

XX. Desgleichen. Zweiter Teil.

XXI. Desgleichen. Dritter Teil.

15 XXII. Desgleichen, fragmentisch bis in den November 1775.

XXIII. Desgleichen bis in den September 1786.

XXIV. Italienische Reise. Erster Band. Bis Rom.

XXV. Italienische Reise. Zweiter Band. Bis Sicilien.

XXVI. Italienische Reise. Dritter Band. Zweiter Auf-
20 enthalt in Rom; Römisches Karneval; Cagliostro; Rückreise; Wirkung und Folge dieser Fahrt. Zweite Reise nach Venedig; Campagne in Schlesien von 1791. (Bekanntes und Neues schlingt sich hier ineinander.)

XXVII. Campagne von 1792 und Belagerung von Mainz.

25 XXVIII. Annalen meines Lebens. Erster Band.

XXIX. Fortsetzung derselben. Zweiter Band. (Von dem Vielen, was hier zu sagen wäre, vorerst nur folgendes: Bis

XIV. Der Triumph der Empfindsamkeit; die Vögel; der Groß-Kophta; der Bürgergeneral (aus XI).

30 XV. Die Aufgeregten; Unterhaltungen der Ausgewanderten (aus XI). Die guten Weiber; Novelle (fehlt in der Ankündigung).

XVI. Leiden des jungen Werthers; Briefe aus der Schweiz (aus XIII).

XVII = XIV.

XVIII—XX = XV, XVI.

35 XXI—XXIII = XVIII. Am Schluß von XXII: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer", am Schluß von XXIII: „Aus Makariens Archiv" und „Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute" bis „Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre".

XXIV—XXVI = XIX—XXI.

XXVII—XXVIII = XXIV—XXV.

40 XXIX. Zweiter Aufenthalt in Rom, darin „Römisches Karneval" und „Cagliostro" (aus XXVI).

5 ff. Die wunderlichen Schicksale ... mußte. Siehe Bd. XVI, Einleitung S. XVI ff. — 21 f. Wirkung und Folge ... Campagne in Schlesien von 1791. Diese Abschnitte hat Goethe nicht ausgearbeitet.

1792 ist die Darstellung flüchtig behandelt, alsdann aber abwechselnd ausführlicher; auch gewinnt sie einen ganz verschiedenen Charakter, bald als Tagebuch, bald als Chronik. Sie nimmt alsdann die Gestalt von Memoiren und durch wiederholtes Eingreifen in das Öffentliche die Bedeutung der Annalen an; sie wird geschichtlich, sogar weltgeschichtlich, da der Verfasser wohl sagen darf, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen wieder in Haus und Garten heimgesucht habe.)

XXX bis XXXIII. (In diesen Bänden wechselt eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Form. Es sind biographisch-litterarische Mitteilungen, als Supplemente zu dem, was sich auf den Verfasser, seine Bestrebungen und Schicksale bezieht. Die Recensionen in den Frankfurter Anzeigen vom Jahre 1772 geben Anlaß, die frühen ernsteren und mutwilligen Produktionen einzuleiten; litterarisch-kritische Mitteilungen aus verschiedenen Tagesblättern und Heften füllen den Raum bis zu den Jenaischen Recensionen von 1804 ziemlich aus. Hier werden manche analoge Einzelheiten historischer, biographischer, rednerischer Art einschreiten und von sonstigem Verwandten und dahin Einschlagenden die mannigfaltigsten Versuche mitgeteilt werden. Vielleicht fände man Raum, frühere Studien, z. B. zu Götz von Berlichingen, Iphigenia und sonst, zu belehrender Unterhaltung vorzulegen.)

XXXIV. Benvenuto Cellini. Erster Teil.

XXXV. Benvenuto Cellini. Zweiter Teil.

XXXVI. Philipp Hackert.

XXXVII. Winckelmann und sein Kunstjahrhundert.

XXXVIII. Rameaus Neffe von Diderot, und sonstige

XXX = XXVII.

XXXI Annalen 1749—1806 (XXVIII); Zum Andenken der Herzogin Anna Amalia; Zum Andenken Wielands.

XXXII Annalen 1807—1822 (= XXIX).

XXXIII Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen und die Jenaische allgemeine Litteraturzeitung; Prometheus; Götter, Helden und Wieland (aus XXX—XXXIII).

XXXIV—XXXV = XXXIV—XXXV.

XXXVI. Rameaus Neffe; Diderots Versuch über die Malerei (aus XXXVIII).

XXXVII = XXXVI und XXXVII.

XXXVIII. Einleitung in die Propyläen; Über Laokoon; Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke; Über Italien; Ältere Gemälde, Venedig 1791; Don Ciccio; Neueste Italienische Litteratur (aus XXVI [?], XXX—XXXIII, XXXVIII).

14. die frühen ernsteren und mutwilligen Produktionen, soweit sie noch nicht in den früheren Bänden enthalten sind. — 15. litterarisch-kritische Mitteilungen. Es ist nicht recht klar, was Goethe hier zu bringen gedachte. — 21 f. frühere Studien z. B. zu Götz von Berlichingen, Iphigenia und sonst. Die erste Form des „Götz" erschien erst 1832 im 2. Bande der nachgelassenen Werke, die „Iphigenia" in Prosa 1842 im 17. Bande.

französische, englische, italienische Litteratur in Bezug auf des Verfassers Verhältnisse zu Dichtern und Litteratoren jener Länder.

XXXIX und XL. Diese zwei letzten Bände werden teils durch ernötigte Spaltung einiger vorhergehender, teils durch Bearbeitung gehaltreicher Vorräte hinlänglich zu füllen sein.

Was für Naturwissenschaft geleistet worden, soll in einigen Supplementbänden nachgebracht und besonders darauf gesehen werden, daß einmal der Sinn, mit welchem der Autor die Natur im allgemeinen erfaßt, deutlich hervortrete und sodann auch, was aus und mit demselben im besondern gewirkt worden, sich nach seinem Wert und Einfluß darlege.

Ziehe ich nun aber in Betrachtung, welchermaßen ich in den Stand gesetzt worden, das soeben geschlossene Verzeichnis den Freunden deutscher Zunge vorzulegen, so wird es zur Schuldigkeit, vor allen Dingen den gefühltesten Dank für die hohe Vergünstigung auszusprechen, derentwegen ich sämtlichen erhabenen deutschen Bundesstaaten verpflichtet bin.

Eine der hohen Bundesversammlung zu Frankfurt am Main übergebene bescheidene Bittschrift um Sicherung der neuen vollständigen Ausgabe meiner sämtlichen Werke gegen den Nachdruck und dessen Verkauf ward sogleich durch die verehrlichen Gesandtschaften einstimmig geneigtest aufgenommen mit der Erklärung, deshalb günstig an die respektiven Herren Kommittenten berichten zu wollen.

Bald erfuhr ich die erwünschteste Wirkung, indem von den sämtlichen allerhöchsten, höchsten und hohen Gliedern des deutschen Bundes eigens verfaßte Privilegien eingingen, wodurch mir das

XXXIX. Aufsätze zur Kunst (fehlt).
XL = XII.

1. französische, englische, italienische Litteratur. Auch diese Arbeiten wurden, bis auf weniges, im 38. Bande, erst in den nachgelassenen Werken an verschiedenen Stellen, hauptsächlich im 6. Bande, gesammelt. — 6 ff. Was für Naturwissenschaft . . . Einfluß darlege. Die naturwissenschaftlichen Schriften füllen den 10.—16. und 18.—20. Band der nachgelassenen Werke. — 18 f. Eine der hohen Bundesversammlung zu Frankfurt . . . übergebene Bittschrift vom Januar 1825. Abgedruckt bei Karl Fischer, Die Nation und der Bundestag. Leipzig 1880. S. 523 ff. — 25 ff. Bald erfuhr ich . . . eingingen. Goethe wandte sich zuerst an den Fürsten Metternich, dann an sämtliche Regierungen der einzelnen deutschen und der angrenzenden fremden Staaten, Dänemark, Holland und die Schweiz, erreichte aber statt des fünfzigjährigen Privilegiums, um das er ersuchte, meist nur Privilegien auf unbestimmte Zeit, die später auf dreißig Jahre und endlich bis zum 9. November 1867 verlängert wurden.

unantastbare Eigentum meiner litterarischen Arbeiten sowohl gegen den Nachdruck als gegen jeden Verkauf desselben gesichert wird.

Sind nun diese mir verliehenen, mit landesherrlicher Unterschrift eingehändigten Dokumente höchlichst zu schätzen wegen des Zeitlichen, das mir dadurch und den Meinigen gegründet wird, so sind solche zugleich mit dankbarer Verehrung anzuerkennen wegen der gnädigst und hochgeneigtest ausgesprochenen Rücksichten auf die vieljährig ununterbrochene Bemühung, ein von der Natur mir anvertrautes Talent zeitgemäß zu steigern und dadurch besonders in litterarischem und artistischem Sinne meinem Vaterlande nützlich zu sein.

Und so kann mir nur der Wunsch noch übrig bleiben, die etwa vergönnten Lebenstage treulich anzuwenden, daß alles Mitzuteilende den höheren Zwecken der Zeit und ihrer Folge durchaus geeignet erscheinen möge.

Nun möchte von so manchem, was hier noch zu sagen wäre, nur zu berühren sein, wie man der gegenwärtig angekündigten Ausgabe die Prädikate von sämtlich, vollständig und letzter Hand zu geben sich veranlaßt gefunden.

Inwiefern hier die sämtlichen Werke verstanden werden, ergiebt sogleich die Ansicht des Verzeichnisses. Man findet das bisher einzeln Abgedruckte, auch schon früher zu Bändereihen Vereinigte abermals beisammen. Hiernächst ist manches bisher zerstreut und außer Zusammenhang Gedruckte und deshalb minder Beachtete hinzugefügt, sodann alles, was vorerst wert schien, aus den Papieren des Verfassers mitgeteilt zu werden.

Vollständig nennen wir sie in dem Sinne, daß wir dabei den Wünschen der neuesten Zeit entgegenzukommen getrachtet haben. Die deutsche Kultur steht bereits auf einem sehr hohen Punkte, wo man fast mehr als auf den Genuß eines Werkes auf die Art, wie es entstanden, begierig scheint und daher die eigentlichen Anlässe, woraus sich jenes entwickelt, zu erfahren wünscht; so ward dieser Zweck besonders ins Auge gefaßt, und die Bezeichnung vollständig will sagen, daß teils in der Auswahl der noch unbekannten Arbeiten, teils in Stellung und Anordnung überhaupt vorzüglich darauf gesehen worden, des Verfassers Naturell, Bildung, Fortschreiten und vielfaches Versuchen nach allen Seiten hin klar vors Auge zu bringen, weil außerdem der Betrachter nur in unbequeme Verwirrung geraten würde.

Der Ausdruck letzter Hand jedoch ist vorzüglich vor Mißverständnis zu bewahren. Wo er auch je gebraucht worden, deutet er doch nur darauf hin, daß der Verfasser sein Letztes und Bestes gethan, ohne deshalb seine Arbeit als vollendet ansehen zu dürfen. Da ich nun aber, wie aus Vergleichung aller bisherigen Ausgaben zu ersehen wäre, an meinen Produktionen von jeher wenig zu ändern geneigt gewesen, weil mir das, was zuerst nicht gelang, in der Folge zu bessern niemals gelingen wollen, so wird man auch in dieser wenig verändert finden.

An die bisher nicht gekannten oder minder geachteten Aufsätze ist hingegen genugsamer Fleiß gewendet worden, so daß sie teilweise von einer späteren Bildung gar wohl Zeugnis geben können.

Freunde, die mir in der Folge sie zu nennen erlauben werden, haben mir treulich beigestanden, eine kritische Auswahl zu treffen und verschiedene Arbeiten in verschiedenen Rücksichten, im ästhetischen, rhetorischen, grammatischen Sinne annehmlicher zu machen; wie denn auch zuletzt für übereinstimmende Rechtschreibung, Interpunktion, und was sonst zu augenblicklicher Verdeutlichung nötig wäre, möglichst gesorgt worden ist.

Solche Männer sind es, welchen vollkommene Übersicht und Kenntnis von meinen Papieren und von dem zu gegenwärtiger Ausgabe bestimmten Vorrat gegeben wird, damit auf keinen Fall in dem einmal begonnenen Geschäft eine Stockung eintreten könne.

Wie nun hiernach die Verlagshandlung an ihrem Teile geneigt sei, auch in diesem Sinne sorgfältig zu verfahren und zwar einen nicht prächtigen, aber anständigen doppelten Abdruck um einen annehmlichen Preis zu liefern, möge sie nunmehr selbst aussprechen.

Mir aber sei zum Schluß erlaubt, Gönnern und Freunden, Lernenden und Lesern bemerklich zu machen, daß jede teilnehmende Unterzeichnung auch mir und den Meinigen unmittelbar zu gute kommen würde, für welches neue Wohlwollen ich wie für das bisherige verbindlichst dankend mich unterzeichne.

Weimar, d. 1. März 1826.

Goethe.

13 ff. Freunde, die mir ... annehmlicher zu machen. Es waren vornehmlich Riemer, Eckermann und Göttling.

Des jungen Feldjägers Kriegskamerad, gefangen und strandend, immer getrost und thätig. Eingeführt von Goethe. Leipzig 1826, bei Friedrich Fleischer. (S. III—VIII.)

Vorwort.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen, und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend, zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigtes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch so wie der Glückliche unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen woher es auch sei entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereinigt gesehen werden, gleich fällt der Vorhang, und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause.

In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tausendeck, das den überall anstoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angelockt wird, das Rund sich in milden Schatten und Widerscheinen uns offenbart, so sendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüsterung, andere Farbe, andern Schatten und Widerschein; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig, dasjenige in Eins zu fassen, was sich selbst zerstreut, und es wird von einer Teilnahme beschäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Rätsel schwebend erhalten, schwankt.

Zu solchen Betrachtungen giebt gegenwärtiges Bändchen einen frischen Anlaß; es stellt mit wenigen Pausen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beschwichtigend, tröstend, beruhigend wirkt, ist, daß die Personen, die so viel er-

1 f. Des jungen Feldjägers Kriegskamerad, gefangen und strandend, immer getrost und thätig. Auch unter dem Titel: „Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten .... Drittes Bändchen". Vgl. S. 15 und 132. In einem von v. B. angeführten Briefe des Verfassers Mämpel bot dieser am 13. Dezember 1825 dem Buchhändler Fleischer das Manuskript des Bändchens an, von dem sein Schutzpatron, Herr von Goethe, meine, daß es recht gut zu dem vorhergehenden passen würde.

duldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen gesehen, doch am Ende noch selbst erzählen, was überstanden, und wie sie aus dem unerträglichsten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht sowohl gerettet worden, sondern sich selbst gerettet. Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller Balearischen Inseln, verdient als Muster einer vernünftigen ersten naturrechtlichen Staatsverfassung die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unseligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellenbedrohten Dünen mitten im Ocean angescheiterten Mannschaft zeigt uns im ganzen und einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so vieler, die Rettung einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaft-menschlich benehmen und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihresgleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menschen herrlicher und wünschenswerter erscheinen, als wenn auch Einzelne wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchsten musterhaften Erscheinung gelangen, daß sie Tugenden ausüben, die er vielleicht selbst, in große Gefahren und Schicksale verwickelt, ehe er sich's versieht, wohl nötig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns diese Gedanken hervorgebracht, auch andern empfehlen möchten, achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja, wir trauen einem jeden sinnigen Leser zu, daß ihm gleichfalls in seiner Art bei Beherzigung so ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht seltener Schicksale die wichtigsten Aufschlüsse aus seinem Innern sich entwickeln werden.

Weimar, den 14. Januar 1826.

Goethe.

Dante.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 279—283.)

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemütseigenschaften Dantes werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich ins Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte, deshalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals geniert, sondern auf eine oder andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umgrenzen hilft. Der Übersetzer nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt und was zu dessen Darstellung erforderlich war, in seiner Sprache und seinen Reimen zu leisten gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

Die ganze Anlage des Danteschen Höllenlokals hat etwas Mikromegisches und deshalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefsten Abgrund soll man sich Kreis in Kreisen imaginieren; dieses giebt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer, wie es sein möchte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt, indem man ja von oben herein alles bis in die Arena und diese selbst überblickt. Man beschaue das Gemälde des Orcagna, und man

1. Dante. Der Aufsatz bezieht sich auf die Dante-Übersetzung von Karl Streckfuß (1779—1844), die in drei Bänden in Halle 1824—1826 erschien. Zelter war anfangs der Vermittler zwischen Goethe und Streckfuß, ihm übersandte Goethe auch mit einem Briefe vom 6.—9. September 1826 den Aufsatz, damit er ihn an Streckfuß übermittle. Er ist im Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter (IV, 215—220) mit Abweichungen von der vorliegenden Fassung abgedruckt, die unter dem Texte (bez. Z.) angegeben sind. Bald darauf kam Goethe mit Streckfuß in unmittelbaren brieflichen Verkehr, im September 1827 weilte dieser in Weimar. Vgl. auch den im Goethe-Jahrbuch VIII, 130 abgedruckten Brief Goethes an Streckfuß. — Im Jahre 1828 kam Goethe wieder in die Lage, sich über eine Dante-Übersetzung, die des Prinzen Johann von Sachsen, zu äußern. Er war mit ihr aber wenig zufrieden, vor allem weil ihn die unter den Text gesetzten Noten störten (an Müller 7. August und 1. September 1828). — 12. der dritte Reim niemals geniert. Z.: der dritte Reim selten oder niemals geniert. — 20. Mikromegisches, wörtlich „klein-großes", unbeschränkt-beschränktes. — 26. das Gemälde des Orcagna. Gemeint ist das unter den Fresken des Campo Santo in Pisa befindliche Gemälde der Hölle neben dem „Triumph des Todes", der dem Andrea Orcagna (eigentlich Andrea di Cione), einem italienischen Künstler des 14. Jahrhunderts, zugeschrieben wurde, aber

wird eine umgekehrte Tafel des Cebes zu sehen glauben, statt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung ist mehr rhetorisch als poetisch; die Einbildungskraft ist aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, so werden wir durch den seltsamen Reichtum der einzelnen Lokalitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genötigt. Hier, bei der strengsten und deutlichsten Ausführung der Scenerei, die uns Schritt für Schritt die Aussicht benimmt, gilt das, was ebenmäßig von allen sinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Personen selbst, deren Strafen und Martern zu rühmen ist. Wir wählen ein Beispiel, und zwar den zwölften Gesang:

Rauhfelsig war's da, wo wir niederklommen,
Das Steingehäuf' den Augen übergroß;
So wie ihr dieser Tage wahrgenommen
Am Bergsturz diesseits Trento, der den Schoß
Der Etsch verengte, niemand konnte wissen,
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß? —
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen;
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt.

So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich; schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: „In düstersten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wut, sie trieb ich in die Schranken;
Allein vernimm: Als in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;

wahrscheinlich von den Brüdern Lorenzetti stammt. Eine Nachbildung dieses Höllenbildes ist zu Goethe-Jahrbuch VII, 257 gegeben. Im ersten Druck „Orgagna".

1. eine umgekehrte Tafel des Kebes. In der Schrift „πίναξ" des griechischen Philosophen Kebes, die früher vielfach als Schulbuch benutzt wurde, sind in einem allegorischen Gemälde die verschiedenen Zustände der Seele dargestellt. — 1 f. statt eines Kegels einen Trichter fehlt in Z. — 5. nicht eben rühmen wollen. Z.: nicht rühmen wollen. — 13. den zwölften Gesang. Vers 1—10, 28—45.

Doch kurz vorher, eh der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die grause Finsternis,
Daß ich die Meinung faßte, Liebe zücke
Durchs Weltenall und stürz' in mächtigem Riß
Ins alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang fest geruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderst nun muß ich folgendes erklären: Obgleich in meiner Originalausgabe des Dante Venedig 1739 die Stelle e quel bis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch bloß auf das Lokal bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauh-felsig (alpestro); aber das ist dem Dichter nicht genug gesagt; das Besondere daran (per quel ch' iv' er' anco) war so schrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher, um sich und andern nur einigermaßen genugzuthun, erwähnt er, nicht sowohl gleichnisweise als zu einem sinnlichen Beispiel, eines Bergsturzes, der wahrscheinlich zu seiner Zeit den Weg von Trento nach Verona versperrt hatte. Dort mochten große Felsenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch scharf und frisch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, sondern so, daß die einzelnen großen Stücke, hebelartig aufruhend, durch irgend einen Fußtritt leicht ins Schwanken zu bringen gewesen. Dieses geschieht denn auch hier, als Dante herabsteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Christi Höllenfahrt, um nicht allein diesem Sturz, sondern auch noch manchem andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Ursache zu finden.

Die Wanderer nähern sich nunmehr dem Blutgraben, der bogenartig von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen ist, wo tausende von Centauren umhersprengen und ihr wildes Wächterwesen treiben. Virgil ist auf der Fläche schon nah genug dem Chiron getreten; aber Dante schwankt noch mit unsicherem Schritt zwischen den Felsen. Wir müssen noch einmal dahin sehen; denn der Centaur spricht zu seinen Gesellen:

31. nunmehr. Z.: nun mehr.

„Bemerkt! Der hinten kommt, bewegt,
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Totenfuß zu machen pflegt."

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsensturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sei?

In den übrigen Gesängen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Ausmalen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und vorweisen. Solche Parallelstellen machen uns mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dantes auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des lebendigen Dante und der abgeschiedenen Toten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

1. Bemerkt! Der hinten kommt. Ges. 12, 80—82.

1827.

Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jakob. (Entwurf.)

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 324—329.)

Göttingische gelehrte Anzeigen, Stück 192.

Grimms Recensionen. 5

Auszug daraus.

Die Lieder nahezu unübersetzlich.

Glückwunsch zu dieser Übersetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen. 10

Betrachtung des Übersetzens.

Lage der ersten Übersetzer.

Liebe zum Original.

Wunsch, es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigentümlichkeiten seiner Nation. 15

Annäherung bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.

Vergleichung älterer und neuerer deutscher Übersetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit, sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt sich immer mehr, 20 Fremdartiges aufzunehmen, sowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Übersetzerin hat das Glück, in eine solche Zeit zu kommen; sie hat nicht nötig, sich vom Original weit zu entfernen; sie hält am Silbenmaß und genaueren Vortrag. 25

Erwünscht, daß die Übersetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau besehen, stehen die serbischen Zustände, Sitten,

2. Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jakob. Entwurf zu dem in Kunst und Altertum VI, 1, 188 ff. gedruckten Aufsatz. Siehe unten S. 235 ff. Vgl. auch S. 111 Anm.

Religion, Denk- und Handelsweise so weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einschmeicheln bei uns bedurfte, um sie durchaus gangbar zu machen.

Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen Ossianischen Wolkengebilde, das als gestaltlos, epidemisch und kontagios in ein schwaches Jahrhundert sich hereinsenkte und sich mehr als billigen Anteil erwarb; dieses Südöstlich-Nationelle ist hart, rauh, widerborstig; selbst die besten Familienverhältnisse lösen sich gar bald in Haß und Parteiung auf.

Das Verhältnis gegen die Europa antastenden Türken ist zweideutig, wie aller schwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt sich ein Teil dem Sieger und Überwinder; daher werden die kräftiger Widerstehenden verraten, und die Nation, für die sie Partei genommen, geht unter vor unsern Augen.

Diese unerfreulichen Ereignisse werden noch mehr verdüstert durch eine bloß formelle Religion, durch eine Buch- und Pergament-Autorität, wodurch allein barbarischer Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird, durch einen seltsamen, ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menschenopfer Städte zu festigen denkt, dem eine Schicksalsgöttin erst als ferne Laut- und Bergstimme bis zur sichtbaren schönen Jägerin, bis zum verwundbaren Wesen in den wichtigsten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug. Tote stehen auf und besuchen auferstehende Tote; von Engeln läßt sich hie und da was blicken, aber untröstlich, und nirgendshin ist ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen absoluten monstrosen Helden, kurz gebunden wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs anmuten mag. Eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängnis ungesehen durch freundliche Worte tröstet, ihn befreit und schatzbeladen zu Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finsternis liebevoll umfängt; als er aber morgens das schwarze Gesicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm sodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöster, die er hierauf reuig stiftet, die

5. kontagios, Krankheit erregend, hindeutend auf die krankhaften Erscheinungen, die in der Dichtung dem ersten Auftauchen Ossians folgten.

Gottheit und unsre Gemüter versöhnen. Nun freilich imponiert er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich bösen Bogdan durch seinen Heldenblick zurückdrängt, so daß jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will, wenn er die Wila selbst beschädigt und sie Beschluß und That zurückzunehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erscheinung immer abzwingt, nicht versagen; aber wohlthuend ist er uns so wenig als seine Genossen.

Alles dieses ist zwar als charakteristisch, aber nicht zu Ungunsten von uns aufgestellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vorteil gereiche, daß diese barbarischen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutschen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was sie aufnehmen konnte, wird uns nicht widerwärtig sein; was sie mitteilen wollte, werden wir dankbar anerkennen.

Jene strenge Darstellung soll eigentlich nur den deutschen Leser auf einen ernsten Inhalt des Buches vorbereiten; denn selbst die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn sie gleich von den leisesten menschlichen Empfindungen durchflochten sind, halten sich von uns immer in einer gewissen Entfernung.

Hier ist also der Fall, wo wir dem deutschen, wie auch dem auswärtigen gebildeten Publikum zumuten können, nicht etwa auf eine sentimentale Weise jene der kultivierten Welt als excentrisch erscheinenden Zustände sich aneignen zu wollen, sich einen Genuß nach besonderer Art vorzubilden; nein, wir verlangen, daß wir es wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geschähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es persönlich, zu besuchen, unsere Einbildungskraft mit diesen Zuständen zu bereichern und uns zu einem freiern Urteil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Übersetzung.

Mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige ist das Wünschenswerte des Augenblicks.

Steigerung der Übersetzungsforderungen.

Von der laxesten Art bis zur strikten Observanz.

4. die Wila. Siehe oben S. 115 Z. 31 ff.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde, deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unsrer eignen Litteratur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immer mehr Vermittlerin werden wird, indem alle Litteraturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urteile der übrigen europäischen Nationen über unsre Litteratur beobachtet hat und sie nach und nach durch teilnehmende, umsichtige Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationellen Selbstgenügsamkeit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Fächern ihre Borniertheit abgelegt und zu einer freieren Umsicht gelangt sind, als sie mit uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnet der französischen Sprache nicht ihre Konversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Ankündigung der „Helena".

Zwei Entwürfe.

A. Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zu Faust.

(Goethes Werke. Fünfzehnter Band. Zweite Abteilung Weimar 1888. S. 213—214.)

Dem alten, auf die ältere von Faust umgehende Fabel gegründeten Puppenspiel gemäß, sollte im zweiten Teil meiner Tragödie gleichfalls die Verwegenheit Fausts dargestellt werden, womit er die schönste Frau, von der uns die Überlieferung meldet, die schöne Helena aus Griechenland in die Arme begehrt. Dieses war nun nicht durch Blocksbergs Genossen, ebenso wenig durch die häßliche, nordischen Hexen und Vampyren nahverwandte Ennyo zu erreichen, sondern, wie in dem zweiten Teile alles auf einer höhern und

20 f. Ankündigung der „Helena". Zwei Entwürfe. Beide Entwürfe sind zuerst von Erich Schmidt in der Weimarer Ausgabe 15, 2, 198—214 (aber in umgekehrter Reihenfolge) mitgeteilt (E. S.). Vgl. die in Kunst und Altertum VI. 1 gedruckte Fassung unten S. 240. — 22 f. A. Von der Hand des Schreibers Schuchardt mit Korrekturen und Titel von Goethes Hand (E. S.). — 31. Ennyo, eine der Graien, von Goethe „Phorkyaden" (nach ihrem Vater Phorkys) genannt.

edlern Stufe gefunden wird, in den Bergklüften Thessaliens unmittelbar bei dämonischen Sibyllen zu suchen, welche durch merkwürdige Verhandlungen es zuletzt dahin vermittelten, daß Persephone der Helena erlaubte, wieder in die Wirklichkeit zu treten, mit dem Beding, daß sie sich nirgends als auf dem eigentlichen Boden von Sparta des Lebens wieder erfreuen solle; nicht weniger mit fernerer Bedingung, daß alles Übrige, sowie das Gewinnen ihrer Liebe, auf menschlichem Wege zugehen müsse; mit phantastischen Einleitungen solle es so streng nicht genommen werden.

Das Stück beginnt vor dem Palaste des Menelaus zu Sparta, wo Helena, begleitet von einem Chor trojanischer Frauen, als eben gelandet auftritt, wie sie in den ersten Worten sogleich zu verstehen giebt:

Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind
[bis „Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus"] u. s. w.

Mehr aber dürfen wir von dem Gang und Inhalt des Stücks nicht verraten.

Dieses Zwischenspiel war gleich bei der ersten Konzeption des Ganzen ohne weiteres bestimmt und von Zeit zu Zeit an die Entwickelung und Ausführung gedacht, worüber ich jedoch kaum Rechenschaft geben könnte. Nur bemerke ich, daß in der Schillerschen Korrespondenz vom Jahr 1800 dieser Arbeit als einer ernstlich vorgenommenen Erwähnung geschieht; wobei ich mich gar wohl erinnere, daß von Zeit zu Zeit, auf des Freundes Betrieb, wieder Hand angelegt wurde, auch die lange Zeit her, wie gar manches Andere, was ich früher unternommen, wieder ins Gedächtnis gerufen ward.

Bei der Unternehmung der vollständigen Ausgabe meiner Werke ward auch dieses wohlverwahrte Manuskript wieder vorgenommen und mit neu belebtem Mute dieses Zwischenspiel zu Ende geführt, und um so mehr mit anhaltender Sorgfalt behandelt, als es auch einzeln für sich bestehen kann und in dem 4. Bande

2. bei dämonischen Sibyllen. Die Absicht, eine der Sibyllen, Manto, als Vermittlerin bei der Heraufführung Helenas zu benutzen, ist in V. 2838 ff. (XII, 2, 113) angedeutet. Die Scene bei Persephone ist bekanntlich nicht ausgeführt, doch findet sich eine Skizze und einzelne Verse daraus (Weim. Ausg. 15, 2, 224 ff.). — 12. in den ersten Worten. Jetzt geht den angeführten Versen noch einer (3876) voraus. — 21 ff. daß in der Schillerschen Korrespondenz ... geschieht. An Schiller den 12., 16., 23. September und 18. November 1800, an Goethe 13., 17., 23., 27. September. Die Helena-Dichtung aus dem Jahre 1800 ist in der Weimarer Ausgabe 15, 2, 72 gedruckt.

der neuen Ausgabe, unter der Rubrik: Dramatisches, mitgeteilt werden soll.

Weimar, den 10. Juni 1826.

B. Helena, Zwischenspiel zu Faust. Ankündigung.

(Goethes Werke. Fünfzehnter Band. Zweite Abteilung. Weimar 1888. S. 198—212.)

Fausts Charakter, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmärchen denselben hervorgehoben hat, stellt einen Mann dar, welcher, in den allgemeinen Erdeschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen, einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten hin sich wendend immer unglücklicher zurückkehrt.

Diese Gesinnung ist der modernen so analog, daß mehrere gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu unternehmen sich gedrängt fanden. Die Art, wie ich mich dabei benommen, hat sich Beifall erworben; vorzügliche Männer haben darüber gedacht und meinen Text kommentiert, welches ich dankbar anerkannte. Darüber aber mußte ich mich wundern, daß diejenigen, welche eine Fortsetzung und Ergänzung meines Fragmentes unternahmen, nicht auf den so nahe liegenden Gedanken gekommen sind, man müsse bei Bearbeitung eines zweiten Teils sich notwendig aus der bisherigen kummervollen Sphäre durchaus erheben und einen solchen Mann, in höheren Regionen, durch würdigere Verhältnisse durchführen.

Wie ich nun von meiner Seite dieses begonnen, lag im stillen vor mir, von Zeit zu Zeit mich zu einiger Bearbeitung aufrufend, wobei ich mein Geheimnis vor allen und jeden sorgfältig verwahrte, immer in Hoffnung, das Werk einem gewünschten Ab-

4. B. Helena, Zwischenspiel zu Faust. Ankündigung. Von diesem Entwurf sind zwei Handschriften (H^1 und H^2) von dem Sekretär Goethes, John, erhalten, beide mit eigenhändigen Änderungen des Dichters; außerdem eine Anzahl von Skizzen und Ergänzungen auf einzelnen Blättern. In H^1 fehlt der Anfang bis „Nachstehendes einstweilen aufklären“. Dieser Teil ist mit zahlreichen kleinen Änderungen in die gedruckte Ankündigung der „Helena“ in Kunst und Altertum VI, 1 aufgenommen (siehe unten S. 240). Erich Schmidt hat in der Weimarer Ausgabe H^2 zum Abdruck gebracht und unter dem Text die Abweichungen von H^1 und den übrigen Handschriften angegeben. Wir beschränken uns darauf, nach seinen Angaben die beiden Haupthandschriften zu vergleichen, indem wir die Varianten der definitiven Fassung von H^1, ohne Berücksichtigung nachträglich geänderter, früherer Stellen, in den Anmerkungen anführen. Von diesem „ausführlichen Schema“ spricht Goethe mit Eckermann am 15. Januar 1827.

schluß entgegen zu führen. Jetzo aber darf ich nicht mehr zurückhalten und bei Herausgabe meiner sämtlichen Bestrebungen kein Geheimnis mehr vor dem Publikum verbergen, vielmehr fühle ich mich verpflichtet, alles mein Bemühen auch fragmentarisch nach und nach vorzulegen. 5

Deshalb entschließ' ich mich zuerst oben benanntes, in den zweiten Teil des Faustes einzupassendes, in sich abgeschlossenes kleineres Drama bei der nächstersten Sendung sogleich mitzuteilen.

Damit aber die große Kluft zwischen dem bekannten jammervollen Abschluß des ersten Teiles und dem Eintritt einer grie- 10 chischen Heldenfrau einigermaßen überbrückt werde, so nehme man vorerst eine Schilderung des Vorausgegangenen freundlich auf und finde solche einsweilen hinreichend.

Die alte Legende sagt nämlich, und das Puppenspiel versehlt nicht die Scene vorzuführen: daß Faust in seinem herrischen 15 Übermut durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt, und ihm dieser nach einigem Widerstreben willfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in unserer Ausführung nicht zu versäumen, war uns Pflicht, und wie wir uns derselben zu entledigen gesucht, welche Einleitung dazu wir schick- 20 lich gefunden, möge Nachstehendes einsweilen aufklären.

Bei einem großen Feste an des deutschen Kaisers Hof werden Faust und Mephistopheles aufgefordert, eine Geistererscheinung zu bewirken; ungern zwar, aber gedrängt rufen sie die verlangten Idole von Helena und Paris hervor. Paris tritt auf, die Frauen 25 entzücken sich grenzenlos; die Herren suchen durch einzelnen Tadel den Enthusiasmus abzukühlen, aber vergebens. Helena tritt auf, die Männer sind außer sich, die Frauen betrachten sie aufmerksam und wissen spöttisch den plumpen heroischen Fuß, eine höchst wahrscheinlich angemalte elfenbeinartige Gesichtsfarbe hervorzuheben, be- 30 sonders aber durch bedenkliche, freilich in der wahrhaften Geschichte nur allzusehr gegründete Nachreden auf die herrliche Persönlichkeit einen verächtlichen Schein zu werfen. Faust, von dem Erhaben-Schönen hingerissen, wagt es, den zu ihrer Umarmung sich neigenden Paris wegdrängen zu wollen; ein Donnerschlag streckt ihn 35 nieder, die Erscheinungen verschwinden, das Fest endet tumultuarisch.

28 ff. die Frauen betrachten ... Schein zu werfen. H¹: wissen durch Mißreden die herrliche Persönlichkeit verächtlich zu machen.

Faust aus einer schweren, langen Schlafsucht, während welcher seine Träume sich vor den Augen des Zuschauers sichtbar umständlich begeben, ins Leben zurückgerufen, tritt exaltiert hervor und fordert von dem höchsten Anschauen ganz durchdrungen den Besitz heftig von Mephistopheles. Dieser, der nicht bekennen mag, daß er im klassischen Hades nichts zu sagen habe, auch dort nicht einmal gern gesehen sei, bedient sich seines früheren probaten Mittels, seinen Gebieter nach allen Seiten hin und her zu sprengen. Hier gelangen wir zu gar vielen Aufmerksamkeit fordernden Mannigfaltigkeiten, und zuletzt noch die wachsende Ungeduld des Herrn zu beschwichtigen, beredet er ihn, gleichsam im Vorbeigehen auf dem Weg zum Ziele den akademisch-angestellten Doktor und Professor Wagner zu besuchen, den sie in seinem Laboratorium finden, hoch glorüerend, daß eben ein chemisch Menschlein zustande gekommen sei.

Dieses zersprengt augenblicks den leuchtenden Glaskolben und tritt als bewegliches, wohlgebildetes Zwerglein auf. Das Rezept zu seinem Entstehen wird mystisch angedeutet, von seinen Eigenschaften legt es Proben ab, besonders zeigt sich, daß in ihm ein allgemeiner historischer Weltkalender enthalten sei, er wisse nämlich in jedem Augenblick anzugeben, was seit Adams Bildung bei gleicher Sonn-, Mond-, Erd- und Planetenstellung unter Menschen vorgegangen sei. Wie er denn auch zur Probe sogleich verkündet, daß die gegenwärtige Nacht gerade mit der Stunde zusammentreffe, wo die pharsalische Schlacht vorbereitet worden und welche sowohl Cäsar als Pompejus schlaflos zugebracht. Hierüber kommt er mit Mephistopheles in Streit, welcher, nach Angabe der Benediktiner, den Eintritt jener großen Weltbegebenheit zu dieser Stunde nicht will gelten lassen, sondern denselben einige Tage weiter hinausschiebt. Man macht ihm die Einwendung, der Teufel dürfe sich

1 ff. Faust aus einer ... tritt exaltiert hervor. H¹: Faust, schwer ins Leben zurückgerufen, tritt auf, exaltiert und paralisiert vom Anschauen der Helena. — 4 f. von dem höchsten ... heftig. H¹: ihren Besitz dringend. — 8 ff. seinen Gebieter ... beschwichtigen. H¹: und zerstreut Faustens auf die mannigfaltigste Weise. Hier werden gar manche Schubladen aufgezogen, genugsame Aufmerksamkeit fordernd; endlich, da Fausts Ungeduld nicht mehr halten will. — 11. gleichsam, H¹: noch. — 11 f. auf dem Weg zum Ziele fehlt H¹. — 12. akademisch-angestellten fehlt H¹. — 13. hoch, H¹: sehr. — 15. leuchtenden fehlt H¹. — 16 f. Das Rezept zu seinem, H¹: Sein. — 18. zeigt sich, H¹: tritt hervor. — 19. historischer fehlt H¹. — 19 f. er wisse ... anzugeben, H¹: „er weiß jeden Augenblick“. — 22. Wie er denn ... sogleich, H¹: daher er denn den Zusammenhang der Weltgeschichte gründlich ableitet und zugleich. — 24. vorbereitet, H¹: geliefert. — 24 ff. und welche sowohl ... zu bemerken gäbe fehlt H¹. — 26. nach Angabe der Benediktiner, in dem berühmten von ihnen herausgegebenen Werk „L'art de vérifier les dates“.

nicht auf Mönche berufen. Da er aber hartnäckig auf diesem Rechte besteht, so würde sich der Streit in eine unentscheidbare chronologische Kontrovers verlieren, wenn das chemische Männlein nicht eine andere Probe seines tiefen historisch-mythischen Naturells ablegte und zu bemerken gäbe, daß zu gleicher Zeit das Fest der klassischen Walpurgisnacht hereintrete, das seit Anbeginn der mythischen Welt immer in Thessalien gehalten worden und nach dem gründlichen, durch Epochen bestimmten Zusammenhang der Weltgeschichte eigentlich Ursach an jenem Unglück gewesen. Alle vier entschließen sich dorthin zu wandern, und Wagner, bei aller Eilfertigkeit, vergißt nicht, eine reine Phiole mitzunehmen, um, wenn es glückte, hie und da die zu einem chemischen Weiblein nötigen Elemente zusammenzufinden. Er steckt das Glas in die linke Brusttasche, das chemische Männlein in die rechte, und so vertrauen sie sich dem Eilmantel. Ein grenzenloses Geschwirre geographisch-historischer Notizen, auf die Gegenden, worüber sie hinstreifen, bezüglich, aus dem Munde des eingesackten Männleins, läßt sie bei der Pfeilschnelle des Flugwerks unterwegs nicht zu sich selbst kommen, bis sie endlich beim Lichte des klaren, obschon abnehmenden Mondes zur Fläche Thessaliens gelangen. Hier auf der Heide treffen sie zuerst mit Erichto zusammen, welche den untilgbaren Modergeruch dieser Felder begierig einzieht. Zu ihr hat sich Erichtonius gesellt und nun wird beider nahe Verwandtschaft, von der das Altertum nichts weiß, etymologisch bewiesen; leider muß sie ihn, da er nicht gut zu Fuße ist, öfters auf dem Arme tragen und sogar, als das Wunderkind eine seltsame Leidenschaft zu dem chemischen Männlein darthut, diesen auch auf den anderen Arm nehmen, wobei Mephistopheles seine bösartigen Glossen keineswegs zurückhält.

Faust hat sich ins Gespräch mit einer auf den Hinterfüßen ruhenden Sphynx eingelassen, wo die abstrusesten Fragen durch gleich rätselhafte Antworten ins Unendliche gespielt werden. Ein daneben in gleicher Stellung aufpassender Greif, der goldhütenden einer,

5. daß, H¹: wie denn auch. — 6. hereintrete, H¹: eintrete. — 6 ff. das ... gewesen fehlt H¹. — 10. sich, H¹: sich nun. — 10 ff. und Wagner ... mit Erichto zusammen, H¹: welches denn auch durch vereinte übernatürliche Kräfte leicht zu bewirken ist. Sie kommen an und treffen zuerst auf Erichto. — 23. beider nahe, H¹: ihre. — 25 f. dem Arme, H¹: den Armen. — 26 ff. und sogar ... keineswegs zurückhält fehlt H¹. — 30 f. auf den Hinterfüßen ruhenden fehlt H¹. — 31. abstrusesten, H¹: wichtigsten. — 33. gleicher, H¹: gleichsitzender. — der goldhütenden einer, H¹: einer der Goldhütenden.

spricht dazwischen, ohne das Mindeste deshalb aufzuklären. Eine kolossale, gleichfalls goldscharrende Ameise, welche sich hinzugesellt, macht die Unterhaltung noch verwirrter.

Nun aber, da der Verstand im Zwiespalt verzweifelt, sollen auch die Sinne sich nicht mehr trauen. Empusa tritt hervor, die dem heutigen Fest zu Ehren einen Eselskopf aufgesetzt hat, und, sich immer umgestaltend, zwar die übrigen verschiedenen Gebilde nicht zur Verwandlung, aber doch zu unsteter Ungeduld aufregt.

Nun erscheinen unzählbar vermehrt Sphynxe, Greife und Ameisen, sich gleichsam aus sich selbst entwickelnd. Hin und her schwärmen übrigens und rennen die sämtlichen Ungetüme des Altertums, Chimären, Tragelaphe, Gryllen, dazwischen vielköpfige Schlangen in Unzahl. Harpyen flattern und schwanken fledermausartig in unsichern Kreisen; der Drache Python selbst erscheint im Plural und die stymphalischen Raubvögel, scharf geschnabelt, mit Schwimmfüßen, schnurren einzeln pfeilschnell hintereinander vorbei. Auf einmal jedoch über allen schwebt wolkenartig ein singender und klingender Zug von Sirenen, sie stürzen in den Peneus und baden rauschend und pfeifend, dann baumen sie auf im Gehölze zunächst des Flusses, singen die lieblichsten Lieder. Allererst nun Entschuldigung der Nereiden und Tritonen, welche durch ihre Konformation, ohngeachtet der Nähe des Meeres, diesem Feste beizuwohnen gehindert werden. Dann aber laden sie die ganze Gesellschaft aufs dringendste, sich in den mannigfaltigen Meeren und Golfen, auch Inseln und Küsten der Nachbarschaft insgesamt zu ergötzen; ein Teil der Menge folgt der lockenden Einladung und stürzt meerwärts.

Unsere Reisenden aber, an solchen Geisterspuk mehr oder weniger gewöhnt, lassen das alles fast unbemerkt um sich her summen. Das chemische Menschlein, an der Erde hinschleichend, klaubt aus dem Humus eine Menge phosphorescierender Atome auf, deren einige blaues, andere purpurnes Feuer von sich strahlen.

1. dazwischen, H¹: mit ein. — das Mindeste fehlt H¹. — 1 ff. Eine kolossale ... Ungeduld aufregt fehlt H¹. — 9 f. Nun erscheinen ... Ameisen, H¹: Nun aber vermehren sich Sphynxen und Greifen. — 10. aus sich selbst, H¹: auseinander. — 11. übrigens, H¹: ferner. — und rennen fehlt H¹. — sämtlichen, H¹: übrigen. — 12. Tragelaphe ... dazwischen fehlt H¹. — 13 ff. Unzahl ... hintereinander vorbei, H¹: Unzahl verfolgt von Harpyen, auch Python erscheint im Plural und die stymphalischen Vögel schnurren hin und wieder. — 17 ff. Auf einmal ... stürzt meerwärts fehlt H¹. — 28 f. mehr oder weniger fehlt H¹. — 29. fast unbemerkt, H¹: wenig bemerkt. — 30. an ... hinschleichend fehlt H¹. — 31. aus, H¹: indessen aus. — 32. deren einige ... strahlen, H¹: die einen blaues, die andern Scharlachfeuer von sich strahlend.

Er vertraut sie gewissenhaft Wagnern in die Phiole, zweifelnd jedoch, ob daraus künftig ein chemisch Weiblein zu bilden sei. Als aber Wagner, um sie näher zu betrachten, sie stark schüttelt, erscheinen, zu Kohorten gedrängt, Pompejaner und Cäsareaner, um zu legitimer Auferstehung sich die Bestandteile ihrer Individualitäten stürmisch vielleicht wieder zuzueignen. Beinahe gelänge es ihnen, sich dieser ausgegeisteten Körperlichkeiten zu bemächtigen, doch nehmen die vier Winde, welche diese Nacht unabläßig gegen einander wehen, den gegenwärtigen Besitzer in Schutz und die Gespenster müssen sich gefallen lassen, von allen Seiten her zu vernehmen, daß die Bestandteile ihres römischen Großtums längst durch alle Lüfte zerstoben, durch Millionen Bildungsfolgen aufgenommen und verarbeitet worden.

Der Tumult wird dadurch nicht geringer, allein gewissermaßen auf einen Augenblick beschwichtigt, indem die Aufmerksamkeit zu der Mitte der breit und weiten Ebene gerichtet wird. Dort bebt die Erde zuerst, bläht sich auf und ein Gebirgsreihen bildet sich aufwärts bis Scotusa, abwärts bis an den Peneus, bedrohlich, sogar den Fluß zu hemmen. Haupt und Schultern des Enceladus wühlen sich hervor, der nicht ermangelte, unter Meer und Land heranschleichend, die wichtige Stunde zu verherrlichen. Aus mehreren Klüften lecken flüchtige Flammen; Naturphilosophen, die bei dieser Gelegenheit auch nicht ausbleiben konnten, Thales und Anaxagoras, geraten über das Phänomen heftig in Streit, jener dem Wasser wie dem Feuchten alles zuschreibend,

1. vertraut, H¹: giebt. — gewissenhaft, H¹: fleißig. — 1 f. zweifelnd ... sei, H¹: freilich nicht um ein chemisch Weibchen künftig daraus zu bilden. — 4. zu Kohorten gedrängt, H¹: kohortenweis. — 6 stürmisch vielleicht fehlt H¹. — 6 ff. Beinahe ... verarbeitet worden, H¹: Als Geistern gelingt ihnen beinah, sich diese Körperlichkeiten zuzueignen, doch nehmen sich die vier Winde, welche diese Nacht gegeneinander unabläßig wehen, des gegenwärtigen Besitzers an, und die Gespenster überzeugen sich, daß die Bestandteile ihres Heldentums längst durch alle Lüfte zerstoben durch Millionen Bildungen aufgenommen worden. — 16. zu der Mitte ... gerichtet wird, H¹: auf die Gegend bei Skotusa hingerichtet wird. — 16 ff. Dort bebt ... verherrlichen, H¹: wo die Erde bebt, sich aufbläht und berstend Haupt und Schultern des Enceladus sehen läßt, der nicht ermangelte, unter Land und Meer heranreisend, den wichtigen Tag zu verherrlichen. — 22 ff. Aus mehreren Klüften ... ein ergötzliches Kampfspiel ankündigen, H¹: Die Klüfte fahren fort zu flammen, die Naturphilosophen, die bei dieser Gelegenheit auch nicht fehlen, Thales und Anaxagoras kommen in Streit; jener dem Wasser alles zuschreibend, dieser überall feurige geschmolzne schmelzende Massen erblickend, sie machen disputierend Chorus mit den übrigen Heren und Teufelslärm, doch kaum haben sich die Gluten einigermaßen entfernt, so bemächtigen sich schon die Pygmäen, die aus weit umherklaffenden Schlünden hervorwimmeln, der Oberarme und Schultern des noch gebeugten Riesen und bedienen sich deren als Tanz- und Tummelplatz, indessen ein unzählbares Heer von Kranichen dessen Haupt und Haar als wären's undurchdringliche Wälder umschwärmt und dem wichtigen Feste zum Schluß ein ergötzliches Kampfspiel ankündigt.

dieser überall geschmolzene, schmelzende Massen erblickend, perorieren ihre Solos zu dem übrigen Chor-Gesause, beide führen den Homer an und jeder ruft Vergangenheit und Gegenwart zu Zeugen. Thales beruft sich vergebens auf Spring- und Sündfluten mit didaktisch wogendem Selbstbehagen; Anaxagoras, wild wie das Element, das ihn beherrscht, führt eine leidenschaftlichere Sprache, er weissagt einen Steinregen, der denn auch alsobald aus dem Monde herunterfällt. Die Menge preist ihn als einen Halbgott, und sein Gegner muß sich nach dem Meeresufer zurückziehen.

Noch aber haben sich Gebirgsschluchten und Gipfel nicht befestigt und bestätigt, so bemächtigen sich schon aus weit umherklaffenden Schlünden hervorwimmelnde Pygmäen der Oberarme und Schultern des noch gebeugt aufgestemmten Riesen und bedienen sich deren als Tanz- und Tummelplatz, inzwischen unzählbare Heere von Kranichen Gipfelhaupt und Haare, als wären es undurchdringliche Wälder, kreischend umziehen und, vor Schluß des allgemeinen Festes, ein ergötzliches Kampfspiel ankündigen.

So vieles und noch mehr denke sich, wem es gelingt, als gleichzeitig, wie es sich ergiebt. Mephistopheles hat indessen mit Enyo Bekanntschaft gemacht, deren grandiose Häßlichkeit ihn beinahe aus der Fassung gebracht und zu unhöflichen, beleidigenden Interjektionen aufgeschreckt hätte. Doch nimmt er sich zusammen und in Betracht ihrer hohen Ahnen und bedeutenden Einflusses sucht er ihre Gunst zu erwerben. Er versteht sich mit ihr und schließt ein Bündnis ab, dessen offenkundige Bedingungen nicht viel heißen wollen, die geheimen aber desto merkwürdiger und folgereicher sind. Faust an seinem Teile ist zum Chiron getreten, der als benachbarter Gebirgsbewohner seine gewöhnliche Runde macht. Ein ernst pädagogisches Gespräch mit diesem Urhofmeister wird, wo nicht unterbrochen, doch gestört durch einen Kreis von Lamien, die sich zwischen Chiron und Faust unablässig durch be-

18 f So vieles ... ergiebt fehlt H¹. — 20 ff. deren grandiose ... offenkundige, H¹: vor deren antiken Häßlichkeit er allen Respekt hat, sich auch mit ihr wohl versteht und ein Bündnis abschließt, wovon die offenbaren. — 26 f. die geheimen ... sind, H¹: die geheimen Artikel aber die merkwürdigsten und folgereichsten sind. — 27. an seinem Teile, H¹: indessen. — zum, H¹: an den. — 28. seine, H¹: hier seine. — 29 ff. Ein ernst pädagogisches ... wenige Minuten verschnaufte, H¹: ernstes Gespräch mit diesem Ur-Hofmeister der ersten und größten Helden. Dieser fragt ihn zuletzt um seine Absichten und Geschäfte, das große Unternehmen billigt, sich der Helena nochmals zu bemächtigen. Habe er doch immer auch an seinen Zöglingen solchen Unternehmungsgeist gebilligt und bietet dem modernen Helden seine Dienste an, nimmt ihn auf den Rücken und führt ihn durch Furten, Krümmungen und Kiesstrecken.

wegen; Reizendes aller Art, blond, braun, groß, klein, zierlich und stark an Gliedern, jedes spricht oder singt, schreitet oder tanzt, eilt oder gestikuliert, so daß wenn Faust nicht das höchste Gebild der Schönheit in sich selbst aufgenommen hätte, er notwendig verführt werden müßte. Auch Chiron indessen, der Alte unerschütterliche, will dem neuen sinnigen Bekannten die Maximen klar machen, wornach er seine schätzbaren Helden gebildet, da denn die Argonauten hererzählt werden und Achill den Schluß macht. Wenn aber der Pädagog auf das Resultat seiner Bemühungen gelangen will, so ergiebt sich wenig Erfreuliches; denn sie leben und handeln gerade fort, als wenn sie nicht erzogen wären.

Als nun Chiron das Begehren und die Absicht von Faust erfährt, erfreut er sich, doch auch wieder einmal einen Mann zu sehen, der das Unmögliche verlange, wie er denn immer an seinen Zöglingen dergleichen gebilligt. Zugleich bietet er dem modernen Helden Förderung und Leitung an, trägt ihn auf breitem Rücken kreuzweis hinüber herüber durch alle Furten und Kiese des Peneus, läßt Larissa zur Rechten und zeigt seinem Reiter nur hie und da die Stelle, wo der unglückliche König von Macedonien, Perseus, auf der bänglichsten Flucht wenige Minuten verschnaufte. So gelangen sie abwärts bis an den Fuß des Olympus; hier stoßen sie auf eine lange Prozession von Sibyllen, an Zahl weit mehr als zwölfe. Chiron schildert die ersten vorüberziehenden als alte Bekannte und empfiehlt seinen Schützling der sinnigen, wohldenkenden Tochter des Tiresias, Manto.

Diese eröffnet ihm, daß der Weg zum Orkus sich soeben aufthuen werde, gegen die Stunde, wo ehmals, um so viele große Seelen hinabzulassen, der Berg klaffen müssen. Es ereignet sich wirklich und, von dem horoskopischen Augenblick begünstigt, steigen sie sämtlich schweigend hinunter. Auf einmal deckt Manto ihren Beschützten mit dem Schleier und drängt ihn vom Wege ab gegen die Felsenwände, so daß er zu ersticken und zu vergehen fürchtet. Dem bald darauf wieder Enthüllten erklärt sie

21. So gelangen sie, H¹: So geht's den Peneus. — Olympus, H¹: Olymps. — 22 f. an Zahl ... zwölfe, H¹: weit mehr als Zwölfen. — 23. vorüberziehenden, H¹: vorbeiziehenden. — 25. Tochter ... Manto, H¹: Manto, des Tiresias Tochter. — 27. gegen die Stunde, H¹: zur Stunde. — um so viele, H¹: so viele. — 28. hinabzulassen, H¹: hinabgestiegen. — der ... müssen fehlt H¹. — 29. wirklich fehlt H¹. — 29 f. von dem ... begünstigt, H¹: begünstigt von dem ..... — 30. schweigend fehlt H¹. — 30 ff. Auf einmal ... hier giebt es, H¹: und treten vor Proserpinas Thron. Dieser Abstieg sowie das große Bild des ewigen Hoflagers giebt.

diese Vorsicht. Das Gorgonenhaupt nämlich sei ihnen die Schlucht herauf entgegengezogen, seit Jahrhunderten immer größer und breiter werdend; Proserpina halte es gern von der Festebene zurück, weil die versammelten Gespenster und Ungetüme, durch sein Erscheinen aus aller Fassung gebracht, sich alsobald zerstreuten. Sie, Manto selbst, als Hochbegabte wage nicht es anzuschauen, hätte Faust darauf geblicket, so wär' er gleich vernichtet worden, so daß weder von Leib noch Geist im Universum jemals wieder etwas von ihm wäre zu finden gewesen. Sie gelangen endlich zu dem unabsehbaren, von Gestalt um Gestalt überdrängten Hoflager der Proserpina; hier giebt es zu grenzenlosen Incidenzien Gelegenheit, bis der präsentierte Faust als zweiter Orpheus gut aufgenommen, seine Bitte aber doch einigermaßen seltsam gefunden wird. Die Rede der Manto als Vertreterin muß bedeutend sein, sie beruft sich zuerst auf die Kraft der Beispiele, führt die Begünstigung des Protesilaus, der Alceste und Eurydice umständlich vor. Hat doch Helena selbst schon einmal die Erlaubnis gehabt, ins Leben zurückzukehren, um sich mit dem frühgeliebten Achill zu verbinden! Von dem übrigen Gang und Fluß der Rede dürfen wir nichts verraten, am wenigsten von der Peroration, durch welche die bis zu Thränen gerührte Königin ihr Jawort erteilt und die Bittenden an die drei Richter verweist, in deren ehernes Gedächtnis sich alles einsenkt, was in dem Lethestrom zu ihren Füßen vorüberrollend zu verschwinden scheint.

Hier findet sich nun, daß Helenen das vorige Mal die Rückkehr ins Leben vergönnt worden, unter der Bedingung eingeschränkten Wohnens und Bleibens auf der Insel Leuce. Nun soll sie ebenmäßig auf den Boden von Sparta zurückkehren, um, als wahrhaft lebendig, dort in einem vorgebildeten Hause des Menelaus auftreten, wo denn dem neuen Werber überlassen bleibe, inwiefern er auf ihren beweglichen Geist und empfänglichen Sinn einwirken und sich ihre Gunst erwerben könne.

12 f. bis der ... wird, H¹: sowie die Präsentation des Faust als eines zweiten Orpheus gut aufgenommen, sein Vortrag und Bitte aber etwas seltsam gefunden wird. — 14. als Vertreterin ... sein, H¹: ist hier von Bedeutung. — 15. zuerst fehlt H¹. — Kraft, H¹: Macht. — 16 ff. Hat doch ... Sparta zurückkehren, H¹: Helena selbst hat schon einmal die Erlaubnis gehabt, ins Leben zurückzukehren, um sich mit dem Achill zu verbinden, und zwar mit eingeschränkter Wohnung auf die Insel Leuce. Nach manchem Hin- und Widerreden, wobei denn auch die drei ernsten Richter lakonische Worte mitsprechen, wird endlich zugegeben, daß Helena auf den Boden von Sparta zurückkehren solle. — 30. wo denn ... bleibe, H¹: dem neuen Werber jedoch sollte überlassen sein. — 31. beweglichen fehlt H¹. — und, H¹: und ihren.

Hier tritt nun das angekündigte Zwischenspiel ein, zwar mit dem Gange der Haupthandlung genugsam verbunden, aus Ursachen aber, die sich in der Folge entwickeln werden, als isoliert für diesmal mitgeteilt.

Dieses kurze Schema sollte freilich mit allen Vorteilen der Dicht- und Redekunst ausgeführt und ausgeschmückt dem Publikum übergeben werden, wie es aber da liegt, diene es einstweilen die Antecedenzien bekannt zu machen, welche der angekündigten Helena, einem klassisch-romantisch-phantasmagorischen Zwischenspiel zu Faust als vorausgehend genau gekannt und gründlich überdacht werden sollten.

W. d. 17. Dezbr. 1826.

Irrtümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz.

(Goethes nachgelassene Werke. Fünfter Band. 1833. S. 302—306.)

Nächst den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man sich vorstellen als Formen des lebendigen Daseins und Handelns einzelner, abgeschlossener, beschränkter Wesen, und in diesem Sinne giebt es Eigenheiten der Individuen sowie der Nationen. Und diese sind es denn, welche, indem sie sich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erscheinen.

Hieraus läßt sich nun schon erkennen, daß eine Eigenheit an sich, wo nicht lobenswert, doch wenigstens duldbar sein könne,

1 ff. Hier tritt nun ... diesmal mitgeteilt fehlt H¹. — 5 f. sollte ... ausgeführt werden, H¹: wäre ... auszuschmücken. — 8 ff. einem klassisch ... werden sollten, H¹: einer klassisch-romantischen Phantasmagorie, als Zwischenspiel zu Faust, voraus gekannt und gedacht sein müßten. — 11 W. d. 17. Dezbr. 1826, H¹: W., d. 15. Dezbr. 1826. — 12. Irrtümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz. Schon in den nachgelassenen Werken ist diese Betrachtung unmittelbar hinter dem Aufsatz über Lorenz Sterne abgedruckt, mit dem sie offenbar in engem inneren Zusammenhang steht. Ja, es scheint, als wäre die Besprechung des Schützschen Buches das Frühere und „Lorenz Sterne" erst im Anschluß an sie entstanden. Da wir trotz vielfältiger Bemühungen über Wilhelm Schütz, der jedenfalls mit dem bekannten Schriftsteller Wilhelm von Schütz nicht identisch ist, nichts erkunden konnten, da ferner die gleichzeitigen Meßverzeichnisse und die übrigen Bibliographien nichts über das Buch enthalten, setzen wir es vor die Artikel aus Kunst und Altertum VI, 1, worin der Aufsatz „Lorenz Sterne" enthalten ist. — Ein Buch „Des erreurs et de la vérité" von dem bekannten Theosophen Saint-Martin (Lyon 1775, deutsch von M. Claudius 1782) las Goethe im Jahre 1781 (an Frau v. Stein 7. April und 18. Juli, an Lavater 9. April und 7. Mai 1781) Lavater hatte es schon am 31. Mai 1779 der Markise Brankoni empfohlen, auch in Herders und Hamanns Briefwechsel wird es mehrfach erwähnt (Herder an Hamann 18. Dezember 1780, 11. Mai 1781, Hamann an Herder 10. Mai, 3. Juni, 15. September 1781. Siehe auch Herder an Knebel 6. März 1791). Saint-Martin war Freimaurer, sein Buch maurerischen Inhalts. In den Jahren 1825—27 erschienen in Zerbst „Maurerische Ansichten" von Schütz in einzelnen Heften. Nach Angabe des Herrn Dr. Willem Smitt, Meister der Loge Apollo in Leipzig, enthalten sie eine polemische Rechtfertigung des Verfassers, die möglicherweise inhaltlich mit dem Buch von Saint-Martin zusammenhängt.

indem sie eine Art zu sein ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Teils des Mannigfaltigen gar wohl müßte gelten lassen. Die Influenz dagegen ist immer gefährlich, ja, sie wird meist schädlich; denn indem sie fremde Eigenheiten über eine Masse heranführt, so fragt sich ja, wie diese ankommenden Eigenheiten sich mit den einheimischen vertragen, und ob sie nicht eben durch Vermischung einen krankhaften Zustand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwei verschiedene Menschenmassen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs, vereinigt, wenn schon beide gesund, doch einen gefährlichen, krankhaften Zustand erzeugen. Die medizinische Polizei hat beobachtet, daß Herden ungarischer Ochsen, nach Schlesien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man solche Gäste in Wäldern oder auf Weideplätzen isoliert, sich sehr bald verliere, wogegen dasselbe Übel, wenn es die einheimischen Tiere ergreift, die schrecklichsten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man sodann, daß alle Kontagien in den ersten Momenten der Mitteilung viel heftiger und schädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht weil sie in der ergriffenen Masse nicht eine homogene, sondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, sondern eine fremde, widerspenstige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Gesagte läßt sich Wort für Wort im Geistigen antreffen. Und wie sollte es nicht, da wir ja keine geistige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden?

Wie wir zu diesen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerksamkeit gelesen. Ja, der Verfasser selbst wird billigen, wenn wir auf seinem Wege weiter fortschreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuschreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir sagten, daß eine Eigenheit wenigstens an sich als unschuldig und unschädlich betrachtet werden könne; denn wenn sie selbst dem damit behafteten Individuum schädlich wäre, so würde das als ein geringes Übel anzusehen sein, was ein jeder selbst zu tragen hätte.

Betrachten wir in diesem Sinne, was man Nationalvorurteil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von sittlichen und religiösen Folgen eine Nation ganz anders als die andere ergreift,

so werden wir gar manches aus dem Vorgesagten entspringende Rätsel zu lösen vermögend sein.

Dem operosen, unablässig im irdischen Thun und Treiben beschäftigten Engländer muß der streng beobachtete Sonntag höchst willkommen bleiben; der weniger, besonders in südlichen Ländern, beschäftigte Katholik wird außer diesem Ruhetag noch Feiertage, um sein Leben interessanter zu machen, bedürfen. Der deutsche Protestant, immer mit Nachsinnen beschäftigt und außer seinen obliegenden notwendigen Pflichten, außer seinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geistigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines solchen oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er der Natur seines Glaubensbekenntnisses nach einen Teil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weshalb denn, besonders nach Verschiedenheit des Geschäfts, in ganz verschiedenem Sinne der gesetzliche Festtag gefeiert wird.

Nun möchte es scheinen, als wenn wir uns von dem erst eingeschlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein wenn einmal davon die Rede ist, allgemeine Betrachtungen anzustellen, so thut man wohl, ins allgemeinste zu gehen, weil sich alsdann alles und jedes gradweise am sichersten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfasser vollkommen einig sind und an seinem Vortrag nichts zu ändern wüßten, so bemerken wir doch, daß er selbst vermeidet, noch eine gewisse nah anstoßende Höhe zu erklimmen, sich zu einer noch erweiterten Übersicht zu bekennen. Zwar spricht er schon vieles Höchstbedeutende aus, und in der Übersicht eines gewissen Kreises vermissen wir nichts; vielleicht ist es auch noch nicht Zeit, sich weiter völlig auszusprechen, da die eigentliche entschiedene Richtung unserer Tage noch in unaufhaltbarem Gange ist. Übrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Personen sich über den wahren Zustand, sich über das Wünschenswerte im Unvermeidlichen zu verständigen wissen, desto besser wird es zu achten sein, desto größern Vorteils werden die Zeitgenossen, werden die Nachfahren sich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von solcher Höhe ein jedes einflußreiche Bestreben, Schreiten und Gelangen der sämtlichen Künste vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an dem Beschauer deutlich

werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der sich von Jahrzehnten und -zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchst merkwürdig bleiben, wie jede Kunst und die zu ihrem Erscheinen notwendige Technik sich gebildet, bedingt, bestimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Lustrum geht seinen Gang, und von allem Bestreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verspäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in seiner Grunderscheinung ein wahrhaft lebendiges Dasein hegte und es mitteilte. Die einzige wahre Influenz ist die der Zeugung, der Geburt, des Wachsens und Gedeihens. Dieses aber läßt sich nur beurteilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organischen Lebens durchlaufen hat, welches denn also unsern Nachkommen, lieber aber unsern Vorgreifenden anheimgestellt sei, unter welche letzteren wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfasser von Irrtümer und Wahrheiten, mit Vergnügen und, wie es uns scheint, mit Recht zählen dürfen.

Über Kunst und Altertum. Sechsten Bandes erstes Heft. 1827.

Über epische und dramatische Dichtung.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 1—7.)

Der Epiker und Dramatiker sind beide den allgemeinen poetischen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt

Über Kunst und Altertum. 19. Über epische und dramatische Dichtung. Ursprünglich Beilage zu Goethes Brief an Schiller vom 23. Dezember 1797. Auch im Morgenblatt 1829, Nr. 75. Hervorgegangen ist der Aufsatz aus den Erörterungen Schillers und Goethes über das Wesen der epischen und dramatischen Dichtung in den Briefen aus dem April, Mai und Dezember 1797. Am 29. April 1797 schrieb Goethe an Schiller: „Ich habe indessen über unsere bisherigen Verhandlungen einen kleinen Aufsatz aus unsern Briefen gemacht; arbeiten Sie doch die Sache weiter aus, sie ist uns beiden in theoretischer und praktischer Beziehung jetzt das Wichtigste.“ Dieser Aufsatz ist möglicherweise mit dem unsrigen identisch. Später kam Goethe noch wiederholt auf die darin behandelten Fragen zurück, wie der Brief an Schiller vom 22. August 1798 und Tagebuchnotizen vom 23. März und 26. Mai 1798 und vom 21. März 1799 zeigen. — In Kunst und Altertum folgten der Abhandlung die Briefe: Goethe an Schiller 23. Dezember, Schiller an Goethe 26. Dezember, Goethe an Schiller 27. Dezember und Schiller an Goethe 29. Dezember 1797, deshalb lautet dort der Titel: „Über epische und dramatische Dichtung von Goethe und Schiller.“

und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wonach beide zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müßte man sich einen Rhapsoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen, zu entwickeln, was einer jeden von diesen beiden Dichtarten am meisten frommt, welche Gegenstände jede vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich; denn wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein; die Personen stehen am besten auf einem gewissen Grade der Kultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor; das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menschen, und die Handlungen der echten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardierende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vorteile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige, was vor der Epoche des Gedichts geschehen ist, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige, was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipieren; beide Arten braucht der epische so wie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen.

Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beiden gemein:

1) die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgiebt. In dieser steht der Dramatiker meist auf einem Punkte fest; der Epiker bewegt sich freier in einem größern Lokal; zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient.

2) die sittliche ist beiden ganz gemein und wird am glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einfalt dargestellt.

3) die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde, wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden.

Die Behandlung im ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse egal verteilen, weil er nicht imstande ist, einen allzu lebhaften Eindruck geschwind zu balancieren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen; denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen, er läse hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahierte und nur die Stimme der Musen im allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten Fall; er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar, er will, daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich teil nehme, daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mit-

fühle, seine Verlegenheiten teile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen; aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächern vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechtswegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben, er darf sich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenschaftlich folgen, seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht, man darf keine Ansprüche an sie machen, und selbst was erzählt wird, muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Über das Lehrgedicht.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 47—50.)

Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren wert wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deshalb sie sich denn bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Wert haben kann; aber sie ist so wie die beschreibende, die scheltende Poesie immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Ästhetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte. Der eigne Wert der didaktischen Poesie, d. h. eines lehrreichen, mit rhythmischem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energisch vorgetragenen

11. Über das Lehrgedicht. Ursprünglich als Beilage zu Goethes Brief vom 29. November 1825 an Zelter gesandt, der um ein Wort „für den guten Kerl" (Griepenkerl) gebeten hatte, im Goethe-Zelterschen Briefwechsel (IV. 107—109) bis „um das Gedicht verstehen zu können" mit einigen Abweichungen gedruckt (Z.). Griepenkerls „Lehrbuch der Ästhetik" (Braunschweig 1826) hatte Goethe vom Verfasser erhalten, er konnte mit ihm nicht übereinstimmen, und als er an die Stelle (S. 336) kam: „die gewöhnliche Einteilung in lyrische, didaktische, dramatische und epische Poesie", schlug er das Buch zu und diktierte die daran anknüpfenden Bemerkungen, die er ursprünglich nur für Zelter bestimmte. — 28 ff. eines lehrreichen ... Kunstwerkes. Z: „eines rhythmisch, mit Schmuck von der Einbildungskraft entlehnt, lieblich oder energisch vorgetragenen Kunstwerkes".

Kunstwerkes wird deshalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkversen der ältern Pädagogen bis zu dem Besten, was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sei; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Kapitel des Wissenswerten also behandelt zu haben. Die Engländer haben sehr preiswürdige Arbeiten dieser Art; sie schmeicheln sich in Scherz und Ernst erst ein bei der Menge und bringen sodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wissen muß, um das Gedicht verstehen zu können. Und nun hätte der ästhetisch sittlich historisch unterrichtende Lehrer ein gar schönes Feld, in diesem Kapitel Ordnung zu machen, indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichsten Gedichte dieser Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, sondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetischen Wertes zu ordnen und klar zu machen suchte.

Eigentlich sollte man sie aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauslassen, aber denen zuliebe, die Poetik und Rhetorik gehört hätten, als ein besonderes Kollegium, vielleicht publice vortragen. Auch hier würde das wahre Verständnis, wie überall, der Ausübung zu großem Vorteil gereichen; denn gar mancher würde begreifen, wie schwer es sei, ein Werk aus Wissen und Einbildungskraft zusammenzuweben, zwei einander entgegengesetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geschehen könne, wäre seine Pflicht, den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen gesichert, jeder in seiner Art ein Gleiches zu bewerkstelligen suchen könnten.

Unter den vielfachen Weisen und Arten, eine solche Vermittelung zu bewirken, ist der gute Humor die sicherste und würde, wenn der reine Humor nicht so selten wäre, auch für die bequemste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wohl denken, als die Geognosie zu einem didaktischen Gedicht, und zwar einem ganz

2. Denkversen. Z.: „Denkverschen". — 5. Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt. Z.: „Dem näher Betrachtenden fällt". — 7. selbst. Z.: ja. — 35ff. Kein seltsameres Unternehmen ... zu bringen trachtet. King Coal von Scafe. Siehe Goethes Besprechung des Gedichts unten S. 315.

imaginativen, auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 56—58.)

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alten, sowie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältnis, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüber-

windlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja, sie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanschreiber geglückt ist, dergleichen vollkommen darzustellen, auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen; denn er würde immer bei einer genauen Entwickelung mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

(Mythologie, Hexerei, Feerei.)

Aus dem Französischen des Globe.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 59—68.)

„Mythologie, Hexerei, Feerei, was ist denn für ein Unterschied zwischen diesen drei Worten? Stellen sie nicht dieselbe Sache nur unter verschiedenen Gestalten vor? und warum sollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reiferen Jahren bedienten sie sich noch immer gern dieses Mittels zu rühren und zu gefallen, ob sie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane, die Deutschen ihre Bezauberungen und Hexenmeister. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen versehen, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieses Bedürfnisses anerkannt und diesen empfundenen Mangel durch blaue Märchen zu ersetzen getrachtet, die ganz gerüstet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten, ist man dadurch berechtigt, diejenigen zu verachten, welche, reich an eignem Vermögen, damit zu wuchern beschäftigt sind? Und Magie gegen Magie, so scheint uns, daß Fiktionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl solcher Märchen wert sind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geschaffen waren. Aber Dame Schlendriane entscheidet ganz anders. Einer wird die drei verwünschten Kugeln mit dem Gewicht seiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilen-

9. (Mythologie, Hexerei, Feerei.) Der Titel lautet im Text: „Aus dem Französischen des Globe", im Inhaltsverzeichnis des Heftes: „Mythologie, Hexerei, Feerei, aus dem Französischen". Über Goethes rege Teilnahme an den im „Globe" vertretenen Bestrebungen der französischen Romantiker siehe oben S. 142. — 25. blaue Märchen. Franz. conte bleu = Märchen.

stiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anstößiges haben. Und ich wiederhole: diese Hexerei, die man bei uns so lächerlich finden will, was ist sie denn als die Mythologie des Mittelalters? Und im Grunde, hat man denn Ursache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden? 5

„Aber, wendet man ein, an Mythologie sind wir gewöhnt, und Zauberei ist uns fast unbekannt. Sei es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unsrer Urteile sein dürfte. Freilich war es also, als die Nationen bei sich, so zu sagen, eingepfercht waren; da ließe sich begreifen: alles, 10 was ein Volk damals von seinen Begriffen, seinem Glauben entfernte, mußte regellos erscheinen. Ein jedes hatte nur ein Wahres, ein Gutes, ein Schönes, das ihm eigen gehörte, und die unbedeutendsten Dinge, einmal unter diese Rubriken geordnet, betrachteten sie als unwandelbar entschieden. Freilich war dieses 15 die natürliche Folge jenes Zustandes, und niemandem fiel ein, sich deshalb zu beschweren; aber heutzutage, wo durch eine freiwillig einstimmende Bewegung die Völker alle Hindernisse beseitigen und sich wechselsweise zu nähern suchen, heutzutage, wo die Nationen geneigt sind, eine durch die andere sich bestimmen zu lassen, eine 20 Art von Gemeinde von gleichen Interessen, gleichen Gewohnheiten, ja sogar gleichen Litteraturen unter sich zu bilden: da müssen sie, anstatt ewige Spöttereien unter einander zu wechseln, sich einander aus einem höhern Gesichtspunkte ansehen und deshalb aus dem kleinen Kreis, in welchem sie sich so lange herumdrehten, heraus- 25 zuschreiten den Entschluß fassen.

„Es giebt Engländer, die nur aufs feste Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchstäblich wie bei ihnen geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie sie. Am Freitage sich mit Fastenspeisen begnügen, 30 scheint ihnen widerwärtiger Aberglaube, am Sonntage zu tanzen, ein abscheulich Skandal. Sie stolzieren über ihre Boxkünste und entrüsten sich, von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln englischer Façon schmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Karavinen, als sie in London gewohnt sind. — 35 Ist das nicht, meine Freunde, völlig die Geschichte der Klassiker?

„Diese Betrachtungen möchten vielleicht zu ernsthaft scheinen für den Gegenstand, worauf sie sich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern wie der Freischütz die Rede wäre, so hätten

wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurteil, das wir bestreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke, und ein Erzeugnis des menschlichen Geistes, wie Goethes Faust, kann ihm nicht entgehen. Giebt es nicht viele Menschen, welche bei dem Gedanken eines Bündnisses mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieser erhabenen Produktion? Sie begreifen nicht, wie man über eine solche Unwahrscheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch sind es dieselbigen, welche seit ihrer Jugend den Agamemnon seine Tochter opfern gesehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie sie auf geflügeltem Wagen nach den allerschrecklichsten Beschwörungen davonfliegt. Glauben sie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, diese zweite Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft siegen? Und so würde denn das Mädchen von Orleans, begeistert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und indessen sie Kassandras ahnungsvollen Prophezeiungen aufmerksam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, sie empören, wenn man sie mit den Farben darstellte, womit die gleichzeitige Geschichte sie geschmückt hat.

„Glücklicherweise jedoch werden diese Gesinnungen nicht durchgehen, und wie bequem es auch sein mag, dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu sehen, so finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umsichtig und klar genug werden muß, um über die Grenze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Gestalt es sich darstellt.“

Bemerkung des Übersetzers.

Wenn uns Deutsche in jedem Fall interessieren muß, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos gelegentlich in unsere Litteratur hineinblickt, so dürfen wir doch nicht allzustolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit erteilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unserer Litteratur ist jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Klassizismus noch im Streit liegen, da wir uns schon so ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meistens wissen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben.

Bewahren wir die längst errungenen Vorteile weislich im Auge, so dürfen wir uns an der Leidenschaftlichkeit unserer Nachbarn, welche mehr fordern und zugestehen als wir selbst, gar wohl ergötzen, erbauen und unsrer unbestrittenen Vorzüge genießen. Lassen wir uns ferner von den Einzelnheiten in oben genannter Zeitschrift nicht hinreißen, so ist es höchst interessant, eine Gesellschaft gebildeter, erfahrner, kluger, geschmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Kapiteln beizustimmen braucht, um von ihren Einsichten Vorteil zu ziehen; wie sich denn gegen die mitgeteilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechische Mythologie als höchst gestaltet, als Verkörperung der tüchtigsten, reinsten Menschheit, mehr empfohlen zu werden verdiene, als das häßliche Teufels- und Hexenwesen, das nur in düstern, ängstlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt sein, auch aus einem solchen Element Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er sich auf keine Weise wird verkümmern lassen. Und so haben denn auch jene freisinnigen Männer uns zu Vorteil und Vergnügen solchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man sonst völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte. Daher fügt sich denn, daß die Stapferische Übersetzung meines Faust neu abgedruckt und von lithographierten Blättern begleitet nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr Delacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht ableugnet, dessen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Konzeptionen, das Getümmel seiner Kompositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Roheit des Kolorits keineswegs billigen will. Deshalb aber ist er eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile,

Gf. eine Gesellschaft ... Männer. Der Gründer des „Globe" war Pierre Leroux, die Hauptmitarbeiter in der Zeit, wo Goethe ihn las (September 1824—1830) waren Jouffroy, Damiron, Patin, Ampère, Magnin, Sainte-Beuve, Vitet, Thiers, Rémusat; auch Guizot, Cousin und Villemain liehen ihm ihren Beistand. — 21 ff. Daher fügt sich denn ... sichtbar macht. Am 2. März 1827 schrieb Goethe an den Grafen Reinhard, daß einige wundersame Probestücke der Faustillustrationen von Delacroix zu ihm gekommen seien. Vgl. auch unten die Recension der Faust-Ausgabe in Kunst und Altertum VI, 2.

Fausts ungestüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbachs Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht.

Beide Blätter sind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effekt angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden, ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zärtern auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens zu erwarten.

Homer noch einmal.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 69—71.)

Es giebt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen, einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer aufs neue entwickelt. Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphiert, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im stillen verbergen muß, so nennt man jenes Übergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den früheren Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu bestätigen wußte; neuerlich aber ergiebt sich eine größere Versatilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach

13. Homer noch einmal. Angeregt wurde Goethe zu dieser kurzen Bemerkung durch die „Ideen über Homer", die sein junger Freund Ernst Schubarth 1821 herausgegeben hatte und in der die Einheit der homerischen Dichtungen entschieden verfochten wurde. Früher bekannte er sich eine Zeit lang zu den Ansichten von Fr. A. Wolf, dessen er auch in der Elegie „Hermann und Dorothea" (V. 27. 28) ehrend gedachte. Aber schon 1798 verfaßte er seinen Auszug der „Ilias" (siehe Bd. 31, S. 343 ff.), von der Einheit des Gedichtes ausgehend, und im Jahre 1820 nahm er Wolfs Prolegomena abermals vor und trotz des Überzeugenden der Ausführungen Wolfs ließ er sich doch nicht zu dessen Anschauung bekehren. Schubarths Buch war ihm, zu so sonderbaren Resultaten es auch kam, sehr willkommen. „Da ich die sondernde, verneinende Periode überstanden habe, die dem Dichter durchaus verhaßt sein muß, so thut es sehr wohl, zu erleben, daß Jüngere bemüht sind, ihn wieder zu Ehren zu bringen." In demselben Sinne äußerte er sich noch vielfach gegen Schubarth und andere Freunde. Vgl. auch das Epigramm „Homer wieder Homer" (Werke II, 351).

möglich, daß zwei Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dies für die wünschenswerteste Erscheinung.

So haben wir zum Beispiel in Beurteilung alter Schriftsteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche, sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer teuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgestellt haben, abermals freundlich nötigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichtersinne entquollene Gottesgeschöpfe vorzustellen. Und dies geschieht denn auch im Zeitgeiste, nicht verabredet noch überliefert, sondern proprio motu, der sich mehrfältig unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorthut.

Die Bacchantinnen des Euripides.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 71—78.)

Semele, Tochter des Thebaischen Herrschers Kadmus, in Hoffnung, dem Vielvater Zeus einen Sohn zu bringen, ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daseins gewürdigt. Auf seinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimnisse des Rheadienstes bald eingeweiht, ergiebt er sich ihnen und fördert sie aller Orten, ingeheim einschmeichelnde Mysterien, öffentlich einen grellen Dienst unter den Völkerschaften ausbreitend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie, von lydischen enthusiastischen Weibern begleitet, in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt sein und Göttliches erregen. Sein Großvater Kadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tiresias sind der heiligen Weihe günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Kadmus, von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religionsneuerungen und

17. Die Bacchantinnen des Euripides. Wie die frühere Arbeit Goethes über ein Drama des Euripides (siehe oben S. 43) ist auch diese durch ein Programm von Gottfried Hermann angeregt: Euripidis Bacchae. Lips. 1823. Daß die Übersetzung von Goethe ist, bestätigt Sulpiz Boisserée (S. Boisserée, Stuttgart 1862. I, 478).

will samt den Thebanern und Thebanerinnen einen göttlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar giebt man zu, er sei ein Sohn der Semele, diese aber eben deswegen, weil sie sich fälschlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuer-
5 strahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydischen Frauen auf das schmählichste; dieser aber weiß sich und die Seinigen zu retten und zu rächen und dagegen Agaven mit ihren Schwestern und die andern ungläubigen Thebane-
10 rinnen zu verwirren, zu verblenden und, von begeisterter Wut angefacht, nach dem ominosen Gebirg Kithäron, woselbst der verwandte Aktäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten sie sich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, sondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen sind;
15 Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weise gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnsinn getrieben, folgt ihrer Spur und wird, sie belauschend, von seiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erschlagen und zerrissen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige
20 Beute auf einen Thyrsus gesteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphierend hereinzieht. Ihrem Vater Kadmus, der eben des Sohnes Glieder, kümmerlich aus den Gebirgsschluchten gesammelt, hereinbringt, begegnet sie, rühmt sich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt, das sie zu tragen wähnt, und verlangt
25 in ihrem Übermut ein großes Gastmahl angestellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Kadmus.

O Schmerzen, grenzenlose, nicht dem Blick zu schaun!
Totschlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
30 Mag dies den Göttern hochwillkommnes Opfer sein;
Zum Gastmahl aber rufst du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, dir zuerst und mir sodann!
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maß,
Obschon Verwandte, zugeführt dem Untergang.

35 **Agave.**

So düster, lustlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich sein, nach mütterlichem Vorgeschick,

Wenn er, thebaisch jungem Volke zugesellt,
Auf Tiere strebt. Mit Göttern aber liebt er, sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Übel nie befass' er sich.
Wo ist er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her? 5
O ruft ihn, daß er schaue mich Glückselige!

Kadmus.

Weh! Weh! Erfahrt ihr jemals, was ihr da gethan,
Schmerz wird euch schmerzen, grimmig! Bleibt ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher euch ergriff, 10
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber ist Unrechtes hier und Kränkendes?

Kadmus.

So wende mir zuerst dein Auge ätherwärts! 15

Agave.

Wohl denn! Warum befiehlst du mir, hinaufzuschaun?

Kadmus.

Ist er wie immer, oder siehst du Änderung?

Agave. 20

Viel glänzender denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Kadmus.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weiß nicht, was du sagen willst; doch wird es mir 25
Als ein Besinnen, anders aber, als es war.

Kadmus.

Vernimmst mich also deutlich und erwiderst klug?

Agave.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach. 30

Kadmus.

In welches Haus denn kamst du, bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Kadmus.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entsprang aus unser beiden Einigkeit.

Kadmus.

Und wessen Antlitz führst du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Kadmus.

So blicke grad' auf, wenig Mühe kostet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Kadmus.

Betracht es nur und lerne deutlich, was es ist!

Agave.

Das größte Leiden seh' ich Unglückselige.

Kadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint dir dies?

Agave.

Nein, nicht! Von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Kadmus.

Bejommert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tötet' ihn? Wie kam er doch in meine Faust?

Kadmus.

Unsel'ge Wahrheit! wie erscheinst du nicht zur Zeit.

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Kadmus.

Du, du erschlugst ihn, deine Schwestern würgten mit.

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hause, draußen, wo?

Kadmus.

Von seinen Hunden wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Kadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Kadmus.

Ihr ras'tet; ras'te bacchisch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionysos, er verdarb uns; dies begreif' ich nun.

Kadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der teure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Euripides' Phaëthon.

[Zu Kunst und Altertum IV. 2. S. 26.]

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 79—84.)

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen ist, fügt sich manches Lebendige daran. Dies bemerken wir bei jener versuchten Restauration des Euripidischen Phaëthon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnisreichen Mannes folgendermaßen

21 f. Euripides' Phaëthon. Die angeführte Stelle aus Kunst und Altertum IV, 2 ist S. 52, Z. 28—S. 53, Z. 5. — 27. auf Anregung eines kenntnisreichen Mannes, Göttling. Goethe an Göttling 12. August 1826: „Ew. Wohlg. haben mir durch die Bemerkung zum Phaëthon ein ganz besondres Vergnügen gemacht. Ich habe sogleich den Diogenes Laertius zur Hand genommen und dasjenige, was Sie mir anzeigten, auch im Zusammenhange vollkommen bestätigt gefunden, hiernach auch einen kleinen Aufsatz versucht, den ich zur Prüfung beilege. Es könnte derselbe, insofern Sie ihn billigen, gelegentlich in Kunst und Altertum mitgeteilt werden."

vernehmen lassen, indem wir die Freunde bitten, die fragliche Stelle gefällig vorher nachzusehen.

Als am Ende des vorletzten Akts, um nach unserer Theatersprache zu reden, Phaëthon von seinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unsere Einbildungskraft auf seiner gefährlichen Bahn, und zwar, wenn wir das Unternehmen recht ins Auge fassen, mit Furcht und Entsetzen. In des irdischen Vaters Hause jedoch gehen die Hochzeitsanstalten immer fort; schon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erschallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerschlag, der Sturz des Unglückseligen aus der Höhe geschieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben angeführter Restauration wagte man schon folgende Vermutung: „Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein bei heiterm Himmel herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann alles wieder vorbei wäre; denn sobald Klymene den toten Sohn versteckt hat, ja sogar inzwischen, fährt der Chor in seinem Festgesange fort."

Nun finden wir bei Diogenes Laërtius in dem Leben des Anaxagoras einige hierher gehörige Stellen. Von diesem Philosophen wird gemeldet, er habe behauptet, die Sonne sei eine durchglühte Metallmasse, *μύδρος διάπυρος*, wahrscheinlich, wie der aufmerkende und folgernde Philosoph sie aus der Esse halbgeschmolzen unter den schweren Hämmern gesehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgesagt, und zwar werde derselbe aus der Sonne herunterfallen. Daher habe auch Euripides, der sein Schüler gewesen, die Sonne in der Tragödie Phaëthon einen Goldklumpen genannt: *χρυσέαν βῶλον*.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht vollständig übrig geblieben, so können wir doch, indem dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht sowohl von der Sonne, sondern von dem aus ihr herabstürzenden brennenden Jüngling die Rede sei.

Man überzeuge sich, daß Phaëthon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identisch mit der Sonne, gedacht werden müsse; daß ferner Zeus in der Tragödie, die unselige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen enggehaltenen lakonischen Hergang der Tragödie zu begünstigen, mit

dem Blitz alsobald dreingeschlagen. In der Verflechtung eines solchen Augenblicks ist es gleichlautend, ob die Sonne selbst oder, sich absondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen oder der wagehalsige Führer als entzündetes Meteor herunterstürze. Höchst willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieses Zweideutige gewesen sein, um seine Naturweisheit hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereignis war von großem theatralischen Effekt und doch nicht abweichend von dem, wie es in der Welt herzugehen pflegt; denn wir würden uns noch heutigestags von einem einzelnen Donnerschlag nicht irre machen lassen, wenn er sich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen, wie das Fragment von Markland (Becks Ausgabe des Euripides, Teil II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von *χρυσέᾳ βάλλει φλογί* hielt und darüber von Porson zu Eurip. Orest 971 belobt wurde. Dies kann durchaus der Fall nicht sein, weil sich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: Celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse, quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches, und zwar dessen achten Kapitel, spricht bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältnis folgendes aus: es hätten einige der Pythagoreer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne, dergleichen bei dem Untergang Phaëthons niedergefallen sei.

Hieraus ergiebt sich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaëthons in Verknüpfung gedacht haben.

Nachlese zu Aristoteles' Poetik.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 81—91.)

Ein jeder, der sich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunst überhaupt, besonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird sich einer Stelle des Aristoteles erinnern, welche den Auslegern viel Not machte, ohne daß sie sich über ihre Bedeutung völlig hätten verständigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich scheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß sie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den genannten Leidenschaften das Gemüt des Zuschauers reinigen solle.

Meine Gedanken und Überzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am besten durch eine Übersetzung derselben mitteilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmutiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigne Rolle spielt und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen, nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt."

Durch vorstehende Übersetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle ins klare gesetzt zu sehen und füge nur folgendes hinzu. Wie konnte Aristoteles in seiner jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Konstruktion des Trauerspiels redet, an die Wirkung und,

1. Nachlese zu Aristoteles' Poetik. Schon im Jahre 1767 las Goethe die Poetik des Aristoteles (in der Übersetzung von Curtius), nachdem er schon früher sich mit der Theorie des Dramas beschäftigt hatte. Aber für längere Jahre wurde die Lehre des großen griechischen Gesetzgebers, ebenso wie Lessings scharfsinnige Auslegung desselben in der „Dramaturgie" für Goethe unfruchtbar, da Herders Einfluß die Übermacht gewann. Erst 1797 kehrt er, gemeinsam mit Schiller, zu Aristoteles zurück und vertieft sich mit dem Freunde in das Studium der „Poetik". Aus dem Tagebuch erfahren wir, daß er sie am 12. September 1800 wieder vorgenommen hat. Neue Anregungen zur Beschäftigung mit ihr empfängt er 1802 durch F. A. Wolf, dann finden wir wieder in den Jahren 1824 und 1825 Äußerungen darüber gegen Zelter und Göttling, und endlich ist in den „Sprüchen in Prosa" der 771. (nach v. Loepers Zählung) auf die „Poetik" bezüglich. Hier kann nicht auf die Polemik über das Wesen der Katharsis und die überaus zahlreichen Äußerungen gegen und für Goethes Auslegung eingegangen werden, es sei nur erwähnt, daß die jetzt fast allgemein angenommene Erklärung der Stelle von Jacob Bernays mit der Goetheschen in Widerspruch steht. Am 19. März 1827 schrieb Goethe an Zelter, der seiner Auslegung, wie gewöhnlich, durchaus beigestimmt hatte, das entdeckte Verständnis der aristotelischen Stelle sei ihm ein großer Gewinn gewesen, und am 29.: „Die Vollendung des Kunstwerks in sich selbst ist die ewige unerläßliche Forderung! Aristoteles, der das Vollkommene vor sich hatte, soll an den Effekt gedacht haben! Welch ein Jammer!"

was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde? Keineswegs! Er spricht ganz klar und richtig aus: wenn sie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen.

Er versteht unter Katharsis diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geschieht sie durch eine Art Menschenopfer, es mag nun wirklich vollbracht oder unter Einwirkung einer günstigen Gottheit durch ein Surrogat gelöst werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons; genug, eine Söhnung, eine Lösung ist zum Abschluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk sein soll. Diese Lösung aber, durch einen günstigen, gewünschten Ausgang bewirkt, nähert sich schon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceste; dagegen im Lustspiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung sind, die Heirat eintritt, die, wenn sie auch das Leben nicht abschließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abschnitt macht. Niemand will sterben, jedermann heiraten, und darin liegt der halb scherz-, halb ernsthafte Unterschied zwischen Trauer- und Lustspiel israelitischer Ästhetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu solchem Zwecke benutzt; denn es giebt wohl keine höhere Katharsis als der Ödipus von Kolonus, wo ein halbschuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämonische Konstitution, durch eine düstere Heftigkeit seines Daseins, gerade bei der Großheit seines Charakters durch immerfort übereilte Thatausübung den ewig unerforschlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, sich selbst und die Seinigen in das tiefste, unherstellbarste Elend stürzt und doch zuletzt noch aussöhnend ausgesöhnt und zum Verwandten der Götter, als segnender Schutzgeist eines Landes eines eignen Opferdienstes wert, erhoben wird.

Hierauf gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig, noch ganz schuldfrei darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis bloß stoffartig, und der ermordete Bösewicht zum Bei-

spiel schiene nur der ganz gemeinen Justiz entgangen; im zweiten Falle ist sie nicht möglich; denn dem Schicksal oder dem menschlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzu schweren Ungerechtigkeit zur Last.

Übrigens mag ich bei diesem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemisch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man sich mit Auslegung dieser Stelle bisher beholfen. Aristoteles nämlich hatte in der Politik ausgesprochen, daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erst aufgeregten Gemüter wieder besänftigt würden und also auch wohl andere Leidenschaften dadurch könnten ins Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Fall die Rede sei, leugnen wir nicht; allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind stoffartiger, wie solches Händel in seinem Alexandersfest durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein nach sittig-galanter Polonaise aufgespielter Walzer die sämtliche Jugend zu bachischem Wahnsinn hinreißt.

Die Musik aber so wenig als irgend eine Kunst vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein; Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was sie aber vermögen und wirken, das ist eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüt und das, was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen und einem vagen, unbestimmten Zustande entgegenführen; diesen liebt die Jugend und ist daher für solche Produktionen leidenschaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unserm Anfang zurück und wiederholen: Aristoteles spricht von der Konstruktion der Tragödie, insofern der Dichter, sie als Objekt aufstellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeschlossen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen: die Ver-

wicklung wird ihn verwirren, die Auflösung aufklären, er aber um nichts gebessert nach Hause gehen; er würde vielmehr, wenn er ascetisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er ebenso leichtsinnig als hartnäckig, ebenso heftig als schwach, ebenso liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und so glauben wir alles, was diesen Punkt betrifft, gesagt zu haben, wenn sich schon dieses Thema durch weitere Ausführung noch mehr ins klare setzen ließe.

Lorenz Sterne.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 91—93.)

Es begegnet uns gewöhnlich bei raschem Vorschreiten der litterarischen sowohl als humanen Bildung, daß wir vergessen, wem wir die ersten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen schuldig geworden. Was da ist und vorgeht, glauben wir, müsse so sein und geschehen; aber gerade deshalb geraten wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In diesem Sinne mach' ich aufmerksam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menschenkenntnis, edler Duldung, zarter Liebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet hat.

An diesen Mann, dem ich so viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrtümern und Wahrheiten die Rede ist, die unter den Menschen hin und wieder schwanken. Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es giebt gewisse Phänomene der Menschheit, die man mit dieser Benennung am besten ausdrückt: sie sind irrtümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Sie sind das, was das Individuum konstituiert; das Allgemeine wird dadurch specifiziert, und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Gar anmutig hat in diesem Sinne Yorick-Sterne, das Menschliche im Menschen auf das zarteste entdeckend, diese Eigenheiten,

10. Lorenz Sterne. Schon in Straßburg war Goethe für Sterne eingenommen und machte Jung mit ihm bekannt, dann verteidigte er ihn wiederholt in seinen Recensionen in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" und erwähnte später noch in der „Campagne in Frankreich" (Werke 22, 147) seinen mächtigen Einfluß auf die Zeitgenossen des „Werther".

insofern sie sich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr, sie sind es, die den Menschen nach einer gewissen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleise weiterschieben und, ohne daß es Nachdenken, Überzeugung, Vorsatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiemit verschwistert sei, fällt sogleich in die Augen; denn sie begünstigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unsere Eigenheiten ungestört hinzuschlendern belieben.

The first edition of the Tragedy of Hamlet. By William Shakespeare. London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleischer. Leipzig 1825.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 114—121.)

Shakespeares leidenschaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geschenk. Das erste, unbefangene Lesen gab mir einen wundersamen Eindruck. Es war das alte, ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigsten, wirksamsten Hauptstellen der ersten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchst behaglich und ohne Anstoß zu lesen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu sein; demohngeachtet aber empfand sich dabei etwas Eigenes, das sich nicht aussprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerst bemerklich, daß keine Lokalität ausgesprochen, von Theaterdekoration nicht die Rede sei, ebenso wenig von Akt- und Scenen-Teilung; alles ist mit Enter und Exit abgethan. Die Einbildungskraft hat freies Spiel, und man ließe sich allenfalls die alte naive englische Bühne gefallen; alles geht hinter einander unaufhaltsam seinen sittlich-leidenschaftlichen Gang, und man nimmt sich die Zeit nicht, um an Örtlichkeiten zu denken.

In der neuern, uns längst bekannten Bearbeitung aber findet sich die Abteilung in Akte und Scenen; auch sind Lokalitäten und

9 f. The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakespeare. Goethe an Zelter 29. März 1827: „Vater Hamlet im Schlafrock ist dir gewiß willkommen" (bei Übersendung der Aushängebogen von Kunst und Altertum VI, 1).

Dekoration ausgesprochen; ob dies von ihm oder nachfolgenden Regisseurs geschehen, lassen wir dahingestellt sein.

Polonius der zweiten Bearbeitung heißt Corambis in der ersten, und die Rolle scheint durch diese Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen. 5

Die unbedeutenden, beinahe Statisten-Rollen waren erst durch Zahlen bezeichnet; hier finden wir sie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht, wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamsete und ihnen einige Worte zu sprechen gab, damit es annehmbare Rollen 10 würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der ersten Ausgabe ein lose niedergeschriebenes Silbenmaß, so ist dasselbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie reguliert, rhythmische Stellen zu fünffüßigen Jamben abgeteilt, doch halbe und Viertelverse nicht vermieden. 15

So viel von den offenbarsten Äußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältnisse wird einem jeden Liebhaber bei eigenem Betrachten zu gute kommen; hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geistiger Hand zuerst 20 nur leicht umrissene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weise, die wir als notwendig billigen und bewundern müssen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplifikationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchst willkommen sind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchst be- 25 lebende Aspersionen, leicht verbindende Zwischenzüge, ja sogar bedeutende Transpositionen zu höchst wirksamem Vortrag, alles meisterhaft, geistreich und empfunden, alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anschauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, 30 die ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch seinem Werke späterhin erteilt und was für Abweichungen er beliebt hat, so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslassung noch Ab- 35 änderung; nur sind hie und da einige allzu derbe Naivitäten ausgelöscht.

Zum Schlusse aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterschiedes in dem Kostüm des Geistes. Dieser tritt zuerst auf,

wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Visier, von ernstem, bänglichen Gesicht, blaß und scharfen Blicks. So erscheint er auf der Terrasse, wo die Schloßwache auf- und abgeht, und wo er seine Krieger oft mag gemustert haben.

Nun aber ins innerste Gemach (Closet) der Königin versetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Gespräch und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du brichst mein Herz!

Hamlet. O wirf den schlechten Teil hinweg und behalte den bessern.

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his nightgowne. Tritt ein der Geist in seinem Schlafrock.)

Wem ist, der das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? wem scheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es fassen, wenn wir nachdenken, so finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerst im Harnisch erscheinen, wenn er an der Wache vorüberschreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemustert, wo er sie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an, uns zu schämen, daß wir so lange für schicklich gefunden, ihn auch im innersten Gemach der Königin geharnischt auftreten zu sehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derselben Gestalt, wie er sonst hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrat auf das erbärmlichste anklagend. Male sich dies der einsichtige Leser nach Vermögen aus! Dies wage eine vom Effekt überzeugte Direktion darzustellen, wenn ja Shakespeare in seiner Integrität vorgeführt werden solle.

Zu bemerken ist, daß bei dieser Scene der Kommentator Steevens schon bedenklich wird. Wenn Hamlet sagt:

> My father, in his habit as he liv'd!
> Mein Vater in der Kleidung, wie er lebte!

fügt der einsichtige Mann in der Note hinzu: „Meint der Dichter durch diesen Ausdruck, daß der Vater in seiner eigenen Hauskleidung erschienen sei, so hat er entweder vergessen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte seine Absicht sein, bei dieser letzten Erscheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, so

ein kriegerischer Fürst es sein mochte, blieb doch keineswegs immer geharnischt oder schlief, wie man von Hako, König von Norwegen, erzählt, mit seiner Streitaxt in der Hand."

Auch hätte, wenn wir scharfsichtig genug wären, der erste Ausruf Hamlets, als er in dieser Scene den Geist erblickt: 5

What would your gracious figure?

schon belehren können; denn es giebt nicht Worte genug, auszudrücken, was angenehmes, anmutiges Alles die Engländer sich unter gracious denken: gnädig und günstig, freundlich und gütig, alles, was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem 10 Worte zusammengefaßt; fürwahr, keine Anrede an einen geharnischten Helden.

Über diese Zweifel sind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakespeare, wie das Universum, das er darstellt, 15 immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforschlich bleibe; denn wir sämtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen.

Le Tasse, drame historique en cinq actes, par M. Alexander Duval. 20

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 123—131.)

Ein auf dem Théâtre françois, der ersten und eine entschiedene Oberherrschaft behauptenden Bühne, vorgestelltes, mit Beifall erwidertes neues Stück erregt die Aufmerksamkeit der ganzen Nation, und die sämtlichen Journalisten verfehlen nicht, jeder in 25 seiner Art, davon Rechenschaft zu geben. Man gesteht, daß diese Produktion eine Nachbildung des Goethischen Tasso sei; nur über den Wert und das Verhältnis dieser beiden Bearbeitungen ist man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt sich darüber folgendermaßen aus: 30

„Das deutsche Stück ist kalt und ohne Interesse; es ent-

19 f. Le Tasse, drame historique en cinq actes, par M. Alexander Duval. Alexander Vincent-Pincur Duval (1767—1842), einer der fruchtbarsten französischen Dramatiker, hat auch eine Nachahmung der „Miß Sara Sampson", betitelt: „La Courtisane ou les dangers d'un premier choix" und eine Werther-Parodie in einem Akt verfaßt. Er war Direktor des Théâtre Français. Goethe äußerte sich über das Stück auch gegen Ampère: er begreife nicht, wie Duval es habe aufs Theater bringen können. Anfang Mai 1827 berichtete Holtei Goethen von der Aufführung des Dramas in Paris.

hält eine Folge geistreicher Gespräche, in welchen die romanhaftesten Gesinnungen entwickelt und mit Kunst entfaltet sind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unerträglich scheint. Es ist eine sittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes); doch bemerkt man sehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Tasso ausnimmt, den der Verfasser als eine Art Besessenen (maniaque) vorgestellt hat. Die Scene, in welcher Tasso einen mißgünstigen Hofmann herausfordert, ist sehr schön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung ist gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetischen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Tasso, als Held dieses Dramas, ist völlig entstellt; wir sehen nicht mehr den begeisterten Dichter, dessen Einbildungskraft die heroischen Gestalten Tankreds und Rinalds erschuf, ihn, der durch seinen Mut und die Schönheit seines Genies gleich bekannt war. Hier ist es ein verdrießlicher, kranker Geist, der überall nur Feinde sieht, unfähig, sich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunst des Fürsten und die Teilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundschaft anruft. Freilich erniedrigt sich Tasso auf diese Weise nur in augenblicklichem Wahnsinn; aber mit diesem Zug endigt der Deutsche sein Schauspiel. Kurz, es ist uns, wir bekennen, unmöglich gewesen, seinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwickelung zu finden.

„Herr Duval ist viel besser begeistert und besonders viel kühner. Tasso wird von Eleonoren geliebt; er hat zwei Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erscheint, welchem aber die Prinzessin verlobt ist, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eifersüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überrascht den Tasso im Augenblick, als dieser, nach einer der belebtesten Scenen, die Hand der Prinzessin küßt. Sogleich ist der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieser glaubt sich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen sich bald. Tasso, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen, um sich zu rächen, als der Gouverneur des Palastes eintritt und ihn entwaffnen will. Tasso verweigert's, bekennt seinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn ins Gefängnis; der Fehler, den er beging, ist nicht schwer; aber eine Unklugheit wird zunächst größere Schuld

auf ihn häufen. Eleonore dringt ins Gefängnis, und da, von ihrer Leidenschaft mißgeleitet, verspricht sie ihrem Geliebten, mit ihm zu fliehen; sie empfängt seinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überrascht sie noch einmal; der Herzog selbst kommt dazu, und wütend, wie man es denken kann, schwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzusperren, wenn Eleonore nicht verspricht, ihn zu vergessen und den Herzog von Mantua zu heiraten. Unter diesem letzten Unglück unterliegt Tassos Vernunft; von gewaltsamem Wahnsinn ergriffen, irrt er im Palast umher, indes man alles zur Verlobung der Prinzessin vorbereitet. Bald bricht seine Verzweiflung aus, bald wähnt er, diese Anstalten gelten seiner eignen Verheiratung, und er überläßt sich einer grenzenlosen Freude. In diesem Augenblick meldet man, daß der Papst ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Kapitol zugeteilt habe. So viel verschiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerstehen; er verscheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieses Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutschen Stückes bemerklich sind, hat sich eines glänzenden Beifalls erfreut" u. s. w.

Im Globe behandelt der Referent dieses Stück sehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenstand liegenden Motive umständlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal sein Stück ein historisches nenne, den vierten Akt nach Salerno, den fünften nach Rom versetzen sollen. Nachdem er sich auf diese Weise als Gegner zwei unnützer Einheiten bekannt fährt er folgendermaßen fort:

„Aber zugegeben, daß unser Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt sehen würde, zugegeben, daß es die Geschichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte sagt, nur eine Krise haben will, gut! so versteht denn auch, eine solche Krise zu wählen, zu entwicklen, zu malen, wie sie vergangen, versteht besonders, euch in ihrer Grenze zu halten, und so werdet ihr in den Motiven, die sie euch anbietet, genugsame Mittel finden, ohne Fabeln dreinzumischen; und wenn ihr zum Beispiel Tassos Liebe zu Eleonoren und seinen Aufenthalt in Ferrara schildern wolltet, so beschränkt euch in diesen Rahmen. Die Aufgabe ist noch weit genug, noch reich genug an Situationen

und Peripetien. Das Scheiden und die Abreise nach Rom sind eine schon hinlängliche dramatische Katastrophe.

„Dies hat der deutsche Dichter empfunden, und ob er sich gleich nicht aller Vorteile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben versuchten, ob er sich gleichsam willkürlich alle Schilderung äußerer Sitten untersagt hat, alle beiläufige Scenen; so hat ihm doch die Entwickelung des schwersinnigen Mißtrauns, der einzige Kontrast der dichterischen Einbildungskraft und des Hofgeistes, zu fünf Akten hingereicht, fünf Akte freilich, welche nur für den Philosophen oder einen ausgesuchten Hörsaal genugsame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unser französische Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereien hätte ausschmücken können, ohne der Geschichte die mindeste Gewalt anzuthun.

„Vielleicht hat man nicht genug zu schätzen gewußt, was an Poesie und Wahrheit in Goethes Drama sich findet; durch das Ganze atmet Tassos Geist, und von Zeit zu Zeit entwickeln sich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erste Scene, wo die Prinzessin und ihre Freundin sich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, ist von einer Melancholie durchgossen wie vom Balsamhauch der Blumen bei der ersten Frühlingssonne. Diese Haine, diese Kränze, für Virgil und Ariost geflochten, die Vertraulichkeit zweier jungen Frauen über Studien, Geschmack und Neigungen; die poetische Erhebung beim Anblick der Natur! Tassos Name und Andenken, die sich überall einmischen, die neugierigen aber zarten Forschungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin versucht, ist dies nicht eine Scene aus der Natur, und wie schön bereitet sie, was folgt, wie führt sie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperson des Dramas werden soll!“

(Weltlitteratur.)

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 131—133.)

Die Mitteilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten

32. (Weltlitteratur.) Dieser Abschnitt, der bisher in allen Ausgaben mit den vorhergehenden Bemerkungen über Duvals „Tasso“ einen Artikel bildet, ist hier von

zu erinnern; ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiemit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltlitteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um; sie loben, sie tadlen, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist.

Erfahren wir ja das Gleiche von unsern eignen Landsleuten; und warum sollten die Nationen unter sich einig sein, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verstehen? Wir haben im litterarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus; sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-ästhetische aus einer ähnlichen Übereinstimmung nach und nach hervorgehen Dieses kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich sehe, so viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie sich wo nicht aus widerstreitenden, doch heterogenen Elementen eine deutsche Litteratur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urteilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

---

ihnen getrennt, weil die allgemeine Betrachtung nur ganz lose mit dem Vorhergehenden zusammenhängt, zugleich um die selbständige Wichtigkeit der hier ausgesprochenen Gedanken hervorzuheben.

Anstatt daß ihr bedächtig steht,
Versucht's zusammen eine Strecke;
Wißt ihr auch nicht, wohin es geht,
So kommt ihr wenigstens vom Flecke.

Varnhagen von Ensés Biographien.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 131—136.)

Paul Fleming, Friedrich von Canitz und Johann von Besser erscheinen mir zu diesen Betrachtungen höchst willkommen. Die Werke genannter Dichter standen in Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Büchersammlung. Ich lernte darin lesen mehr als daß ich sie las, ihr Ansehen und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteristische freilich ihrer Verdienste, wie sie mir nun der trefflich schildernde, gesondert und geistreich vortragende Biograph in Wert und Würde, Kraft, Anmut und Sonderbarkeit wohlschaulich darstellt, blieb mir, ich gestehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß sie sämtlich mit andern ihrer Zeitgenossen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling wie ein Alp beschwerlich auflagen. Diese Wirkung begreife ich erst jetzt, da sie beim Lesen obengenannten Bandes, als das wiederaufsteigende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise lasteten.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen, und meine Freunde bitte ich, dabei sich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes

1 ff. Anstatt daß ihr bedächtig steht. Der Spruch ist zwar schon unter den Zahmen Xenien (III, 1, 283) enthalten, aber er muß hier noch einmal wegen des Zusammenhangs stehen. Die von Düntzer (a. a. O.) geäußerte Ansicht, der Spruch beziehe sich nur auf den unmittelbar vorhergehenden Satz, kann ich nicht teilen. Er meint die Weltlitteratur und die gegenseitige fördernde Einwirkung der einzelnen Völker auf einander. Als Beweis, wie wir's auf diesem Wege weiter gebracht haben, dient die folgende Besprechung. — 5. Varnhagen von Ensés Biographien. Diese Besprechung gilt dem vierten Teile der von Goethe schon früher (oben S. 92 ff.) rühmend erwähnten „Biographischen Denkmale" (Berlin 1826). Siehe zu jener Recension des ersten Bandes auch v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 939 c. — 7. Über Paul Fleming siehe Bd. 28 der D. Nat.-Litt., über Canitz Bd. 30. — 9 ff. Die Werke genannter Dichter ... Büchersammlung. Vgl. Dichtung und Wahrheit, 2. Buch.

in keinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige, was sich in mir zu entwickeln strebte, nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meistens. Sind ja meine ersten ins Publikum gebrachten Produktionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemütlichen Talents, das aber sich weder zu raten noch zu helfen weiß.

Und hiemit sei denn auch dem werten Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen, die zunächst unsre Nation litterarisch in sich selbst zu einigen, das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nötigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Zwei Bände.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 137—140.)

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menschen liest man mit großem Anteil, und das mit Recht; wir werden unmittelbar in die fernsten Gegenden und Lebenszustände versetzt, und doch

6. eines gemütlichen Talents, d. h. eines vom Gemüt aus, nicht vom Verstande befruchteten. Die Stelle fehlt im Grimmschen Wörterbuch, wo sie bei „gemütlich" unter 4c) hätte angeführt werden sollen. — 8ff. Und hiemit sei ... bejahendes Entgegenkommen Schon im Jahre 1811 sandte Varnhagen an Goethe Auszüge von Briefen, in denen G. und E. (Varnhagen und Rahel) ihre Gedanken über den Dichter austauschten. Er schickt Goethen seine ferner erscheinenden Schriften und weilt im Herbst 1817 mit seiner Gattin Rahel, freundlich aufgenommen, in Weimar. Dann giebt Varnhagen durch seine Schrift „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (Berlin 1823) ein öffentliches Zeugnis seiner Verehrung für den Meister, die von Goethe durch andauernde und wiederholt ausgesprochene Teilnahme erwidert wird. — 21 f. Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Zwei Bände. Karl Wilhelm Ferdinand Solger, geboren am 20. November 1780 in Schwedt, gestorben 20. Oktober 1819 als Professor der Ästhetik in Berlin, Vertreter der ästhetischen Grundsätze der Romantiker und Vorläufer Hegels. Seine „Nachgelassenen Schriften" haben Tieck und Fr. von Raumer in zwei Bänden herausgegeben (Berlin 1826).

müssen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweise des Verfassers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde in einer Reihe von Jahren geschrieben, geben uns schon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuständen und Gesinnungen; aber ganz unschätzbar sind Briefwechsel zweier oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinsamen Kreis sich fortbildender Personen.

Dieses gilt von dem in dem ersten Teil obgenannten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechsel. Die drei wichtigen Männer Solger, Tieck und Raumer unterhalten sich über ihr fortschreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und so kommt ganz ohne Vorsatz ein vollständiges Bild eines edlen lebendigen Kreises zustande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächste eingreift und so das Fernste in Bewegung setzt. Der Kreis ist nicht abgeschlossen, ein und der andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen; das Wirken der Weltgeschichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift seinen eignen Bezug und lernt einsehen, wie man selbst in die Ferne gewirkt, was Zeitgenossen von unsern Thätigkeiten aufgenommen, was sie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereignisse meines Lebens konnte ich schon bemerken, daß ich manchen seit Jahren mit Heranlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längst vergangene Zeiten und Ereignisse, woran auch sie teil genommen, durch das Vehikel meiner Zustände wieder vergegenwärtigt. Und so haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzusehen sind, auf das schönste zu danken, daß sie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichst ansprechen muß.

Darf ich doch auch in diesem Sinne Beifall erwarten für das zu Anfang des gegenwärtigen Heftes mitgeteilte Ratschlagen zwischen mir und Schiller über einen wichtigen ästhetischen Gegenstand. Denn scheint es auch, als wenn epische und dramatische Dichtung genugsam außer uns, vor uns stünden, daß man über

24. mit Heranlebenden. Vgl. Dichtung und Wahrheit 6 Buch: „Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt.“ — 32 ff Darf ich doch auch .. doch nur selbst. Siehe oben S. 195 ff. Der Absatz fehlt in den Ausgaben vor der Hempelschen.

deren Beurteilung sich vereinigen könnte, so zeigt sich doch auch hier die Gewalt des Subjekts: ein jeder dieser Freunde, indem er mit dem andern übereinstimmt, von ihm abweicht oder entgegenspricht, mit dem andern eins oder uneins ist, schildert sich am Ende doch nur selbst. 5

Wie zart und schön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältnis getreten, meine Arbeiten aufgenommen und sich daran erbaut, verdient wohl zunächst eine dankbare Erwähnung, obgleich sein liebenswürdiger Charakter sich besonders in diesen Briefen auf eine Weise hervorthut, die keines Kommentars bedarf; ich 10 hoffe daher, durch Empfehlung dieser beiden Bände, welche von keinem Gebildeten, an neuerer Litteratur Teilnehmenden ungelesen bleiben können, schon einen Teil meiner Schuld abgetragen zu haben.

Chinesisches.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 159—163.) 15

Nachstehende, aus einem chrestomathisch-biographischen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert schöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen geben uns die Überzeugung, daß es sich trotz aller Beschränkungen in diesem sonderbar-merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse. 20

Fräulein See-Yaou-Hing.

Sie war schön, besaß poetisches Talent, man bewunderte sie als die leichteste Tänzerin. Ein Verehrer drückte sich hierüber poetisch folgendermaßen aus:

14. Chinesisches. Nach v. B. ist die hier besprochene Sammlung chinesischer Gedichte im Jahre 1804 erschienen und in keine europäische Sprache übersetzt. v. B. vermutet, daß Goethe durch Klaproth, damals Professor der asiatischen Sprachen in Paris, von dem Werke Kenntnis erhalten habe. 1802—1805 und 1813 weilte Klaproth bei Goethe in Weimar. Im Jahre 1827 beschäftigte sich Goethe wiederholt mit chinesischen Dichtungen. Am 31. Januar, 2. und 3. Februar studierte er, laut dem Tagebuch, mit Eckermann das chinesische Gedicht „Chinese courtship in verse by Peter Perring Thoms. Macao 1824, am 9. Mai einen chinesischen Roman, übersetzt von Rémusat, und am 22. August die „Contes chinois" (von demselben). Vgl. auch Eckermanns Gespräche unterm 31. Januar 1827. v. B. meint, daß die Tagebuchnotiz vom 5. Februar 1827 „Chinesische Dichterinnen" sich nur auf unsern Aufsatz beziehen könne. Auch die „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten" stammen aus dem Jahre 1827. Vgl. unsere Ausgabe III, 1, 305 ff. Über Goethes sonstige Beschäftigung mit chinesischer Litteratur vgl. v. Biedermann, Goethe-Forschungen I, 113 ff. und Derselbe, Goethes chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten (Akademische Blätter I, 257 ff.). — Eine frühere Äußerung Goethes über chinesische Dichtung siehe Bd. 31, 388 f.

Du tanzest leicht bei Pfirsichflor
Am luftigen Frühlingsort;
Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläst euch zusammen fort.

Auf Wasserlilien hüpfest du
Wohl hin den bunten Teich,
Dein winz'ger Fuß, dein zarter Schuh
Sind selbst der Lilie gleich.

Die andern binden Fuß für Fuß,
Und wenn sie ruhig stehn
Gelingt wohl noch ein holder Gruß,
Doch können sie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeschuhten Füßchen schreibt sich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldne Lilien genannt werden; auch soll dieser ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuschließen, um ihr ähnlich, wo nicht gleich zu werden. Dieser Gebrauch, sagen sie, sei nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaisers Min, reich an Schönheit und geistigen Verdiensten und deshalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem ein neue Favoritin sie verdrängt hatte, war ihr ein besonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürsten dem Kaiser große Geschenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und schickte ihr alles zu. Sie sendete dem Kaiser die Gaben zurück mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze, mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt;
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiß ich nicht mehr, was ziert und schmückt.

Fräulein Fung-Seau-Ling.

Den Kaiser auf einen Kriegszug begleitend, ward sie nach dessen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrschers gesellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geselligem Abendrot,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als sie, sich begleitend, sang
Und ihr eine Saite sprang,
Fuhr sie fort mit edler Miene:
„Haltet mich nicht froh und frei;
Ob mein Herz gesprungen sei —
Schaut nur auf die Mandoline."

Kac-Yven.

Eine Dienerin im Palaste. Als die kaiserlichen Truppen im strengen Winter an der Grenze standen, um die Rebellen zu bekriegen, sandte der Kaiser einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Teil in dem Harem selbst gemacht war. Ein Soldat fand in seiner Rocktasche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Grenze zu bestrafen,
Fechtest wacker; aber nachts zu schlafen,
Hindert dich die strenge Kälte beißig.
Dieses Kriegerkleid, ich näht' es fleißig,
Wenn ich schon nicht weiß, wer's tragen sollte;
Doppelt hab' ich es wattiert, und sorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammenfinden,
Mög' ein Zustand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit, das Blatt seinem Offizier vorzuzeigen; es machte großes Aufsehen und gelangte vor den Kaiser. Dieser verfügte sogleich eine strenge Untersuchung in dem Harem: wer es auch geschrieben habe, solle es nicht verleugnen. Da trat denn eine hervor und sagte: „Ich bin's und habe zehntausend Tode verdient." Der Kaiser Yuen-tsung erbarmte sich ihrer und verheiratete sie mit dem Soldaten, der das Gedicht gefunden hatte, wobei Seine Majestät humoristisch bemerkte: „Haben uns denn doch hier zusammengefunden!" Worauf sie versetzte:

Der Kaiser schafft, bei ihm ist alles fertig,
Zum Wohl der Seinen Künftiges gegenwärtig.

Hiedurch nun ist der Name Kae-Yven unter den chinesischen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Moderne Guelfen und Ghibellinen.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 164—166.)

Vincenzo Monti, sulla Mitologia, Sermone. Milano 1825.

Carlo Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche, Difesa. Cremona 1825.

Diese beiden Gedichte haben wir schon in dem vorigen Stücke erwähnt; wir gedenken derselben hier abermals etwas umständlicher, weil sie Gelegenheit geben, über den Kampf der Gesinnungen, der in unsern Zeiten waltet, nachzudenken, auch wohl Einiges zu besprechen. Dieser Konflikt geht durch alles durch, wenngleich hier nur die Dichtung zur Sprache kommt.

Monti steht auf der Seite der griechischen Mythologie und also jener Dichtkunst, welche dahin strebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Gestalt und Form dargebracht werde, so daß sie sich daran, als an einem Wirklichen, beschäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner gesunder Menschheit, welche sich in verschiedenen abgesonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darstellen soll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit bestimmten und unbestimmten Gestalten aller Art nach freiem Willen gebaren, sowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geschlecht befriedigen, besonders aber dem, was der Deutsche Gemüt nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartige Menschen übereinkommen, d. h. also der Humanität ganz eigentlich zusagen solle.

5. Moderne Guelfen und Ghibellinen. Siehe oben S. 157 f. Vgl. auch den Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Italien" Bd. 31, S. 267. — 10 ff. Diese beiden Gedichte . . . zur Sprache kommt. Dieser Absatz fehlt in den Ausgaben vor der Hempelschen und der Aufsatz ist mit dem früheren über denselben Gegenstand zu einem verbunden.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit sein; denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen das eigentlich Menschliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchsten Sinne, das Gemütliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Gestalten der dichterischen Figuren vermannigfaltige und sich also dadurch der gerühmten Vorteile bediene, welche ein durch ein paar tausend Jahre erweiterter Gesichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umständlichere Ausführung, um beiden Parteien ihre Vorteile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Klassiker, daß die Götter zur Phrase werden, die Romantiker, daß ihre Produktionen zuletzt charakterlos erscheinen, wodurch sie sich denn beide im Richtigen begegnen.

Bemerkung und Wink.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 167—168.)

„Man hat beobachtet, daß es möglich sei ziemlich genau den geistigen Zustand einer Nation nach ihrer periodischen Litteratur zu beurteilen. Und fürwahr, diese Art von Schriften hat mehr als alle andere Ursache, sich nach dem Geschmacks- und Sittenwechsel zu richten. Beschäftigt über Gegenstände des Augenblicks zu sprechen, die flüchtigen Ereignisse des Tages aufzuzeichnen, im Vorübergehen einen müßigen Leser zu unterhalten, offenbaren sie, daß das Publikum selbst ihnen ihren Charakter giebt. Versuchen auch die Autoren, bis auf einen gewissen Grad, der Meinung eine Richtung zu geben, so verlangen im Gegenteil die Leser ihrerseits den Ausdruck ihrer eignen Gedanken zu finden; und so stellen die verschiedenen Farben, welche die zahlreichen Produktionen unterscheiden, das ziemlich treue Bild der Abschattungen dar, welche die verschiedenen Klassen, woraus das Publikum besteht, von einander absondern."

---

11. Bemerkung und Wink. Fehlt in allen Ausgaben. Vermutlich Übersetzung.

Neueste deutsche Poesie.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 185—188. 211.)

Teils unmittelbar von Verfassern und Verlegern, teils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Litteratoren gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, ins Einzelne zu gehen Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigner Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht imstande, mich hierüber ausführlich mitzuteilen. Möge nachstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Wert von dergleichen Produktionen anschaulich zu machen suche.

Forderte man nun, es sollte nebenstehende lakonisch und extemporiert aufgezeichnete Tabelle im einzelnen gewissenhaft durchgedacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Überzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publikums ausgeführt werden, verlangte man die Litteratur des Tags und der Stunde aus diesem Gesichtspunkt behandelt zu sehen, so läßt sich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll teilnehmenden Mannes dazu nötig wäre, der am Ende unter Tausenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde; und was könnte sie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich dreinsehen, wenn man ihm Beschränkungen zumutete? Würde das Publikum zufrieden sein, wenn man sein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung heranriefe? Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen; die allgemeine Weltkultur steht so hoch, daß eine Sonderung des Echten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

---

1. Neueste deutsche Poesie. Das originelle poetische Paßsignalement machte Göttling die größte Freude (an Goethe 2. Juni 1827). Die letzte Zeile, Nr. 14 und die Schlußbemerkung steht als „Nachtrag zur Tabelle S 186" auf Seite 211 des Heftes Goethes Neigung zu schematischer Darstellung tritt auch sonst hervor in dem gemeinsam mit Schiller entworfenen Schema über den Dilettantismus (siehe Bd. 30), und in „Epochen deutscher Litteratur" und „Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts".

Würdigungstabelle poetischer Produktionen der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effekt.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im Einzelnen gut	Ephemer.
2) Ernst und elegisch	Lokal und Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Absicht gemäß.	Vorübergehend.
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründet.	Geübte Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt.
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken.	Überfrei.	Kaum zu entziffern.	Abstoßend.
5) Besonnen	Neuere Sitten.	Phantastisches Leben im Widerstreit mit dem Stoff.	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits.
6) Rein.	Natürlich.	Gemütlich.	Zart.	Geistreich.	Anmutig.
7) Kräftig.	Nationell.	Tüchtig	Männlich.	Rhetorisch-poetisch.	Ermutigend.
8) Nicht ausgezeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer beim Alten.
9) Klar und empfänglich.	Studiert.	Historisch.	Verständig	Überdacht.	Unwirksam.
10) Peinlich.	Halbwahr.	Erzwungen.	Empirisch	Unrein.	Beunruhigend.
11) Bedeutend.	Vielseitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannigfaltig.	Auffordernd.
12) Weiblich.	Träumerisch.	Bodenlos.	Weich.	Verschwebend.	Täuschend.
13) Facil.	Vielartig.	Nach Befund.	Frisch.	Geschickt.	Eigenartig.
14) — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch, glücklich gesteigert	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Untadelhaft	Abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Rätsel und Charaden bestehen kann, so gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger Logos versteckt hält.

Serbische Gedichte.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 188—192.)

Der zweite Teil der Übersetzung serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unsrer jungen Freundin verdanken, sollte mir Anlaß geben, über diese auch mir sehr schätzenswerte Nationalpoesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon manches deshalb zurechtgestellt, als ich in den Göttingischen Anzeigen, Nr. 192. Jahr 1826, eine Recension fand, welche mich aller weitern Äußerungen überhebt. Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der ebenso gut das allgemeine Organ, wodurch wir uns mitteilen, als das dadurch Mitgeteilte zu schätzen weiß. Wir würden besonders den Eingang hiebei abdrucken lassen, wenn wir nicht in unsrer gewohnten Bogenzahl zu weit fortgerückt wären. Nachträglich aber darf ich folgendes bemerken:

Die serbischen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im stillen, werden uns auf einmal durch verschiedenartige Übersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Über die sonst gewöhnliche Accommodation, wie sie vor funfzig Jahren noch nötig war, wo man seinem Volke alles Mitzuteilende so nach Geschmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte, um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Kultur hinausgehoben, und wir sehen nun neben der ernst und streng an das Original sich haltenden Übersetzung des Herrn Grimm einen bei aller Hochachtung für das Original mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser deutsches Eigentum ansehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines gefühlvollen Alleinsingers voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesamtsang und treffen das

1. Serbische Gedichte. Siehe oben S. 111. Der Entwurf zu dieser Recension S 178ff. — 4. unsrer jungen Freundin. Fräulein von Jakob. — 9f. von dem gründlichsten Sprachkenner. Jakob Grimm — 29. Herr Gerhard. Siehe unten S. 278f. — 30. leichtfertige eigentliche Lieder. Drei der Lieder von Gerhard sind in demselben Heft S. 141—146 abgedruckt.

Vaudeville, das nicht allein durch einen sinnig-wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zusammenhält, sondern auch in sinnlosen, ja unsinnigen Klängen die Sinnlichkeit, und was ihr angehört, aufregt und sie zu einem gemeinsamen Taumel auffordert.

Dieses ist das Erbteil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger sich meisterhaft erweist; wir würden sagen musterhaft, wenn er nicht gerade, um so ein trefflicher Poet zu sein, alle Rücksichten, die man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hiebei sein, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe und sich nach Umständen hervorthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden; überall, wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwicklung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen, enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der serbischen Litteratur werden schnell genug deutsches Gemeingut werden, und wir behalten uns vor, sobald noch mehreres zur Kenntnis gekommen, unsere Gedanken weiter mitzuteilen; nur erwähnen wir, daß in den früheren Heften Musterstücke von der ernsten, strengen, rein charakteristischen sowohl, als von der heitern, entgegenkommenden Art gegeben sind. Wie wir denn auch diesmal von den lustigen einige ans Unsittliche streifende einzuschalten nicht unterließen.

So weit waren wir gelangt, als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel Wila eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zunächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und sinngewandte Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals geneigt erweist, so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn erlassen, freundlichst aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

---

7. Beranger. Vgl. damit Goethes zahlreiche sonstige Äußerungen über Beranger, besonders die in ganz demselben Sinne gehaltenen zu Eckermann vom 31. Januar 1827. — 27. Herr Gerhard. Über Goethes Beziehungen zu Wilhelm Christoph L. Gerhard, geb. 1780 in Weimar, gestorben 1858, siehe v. Biedermann, Goethe und Leipzig II, 294 ff.

Das Neueste serbischer Litteratur.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 195—196.)

Simeon Milutinowitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig fünfunddreißig Jahr alt, war früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czerny Georg seine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handschar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Milosch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als dieses dem türkischen Joche sich wieder schmiegen mußte, nach Bessarabien, fing dort an, die Heldenthaten der vorzüglichsten Bojaren dichterisch zu beschreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daselbst, unterstützt vom Fürsten Milosch, in der Breitkopf- und Härtel'schen Offizin, wo er wußte, daß sein Freund Wuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Presse zu übergeben. Er hat es nun vollendet, und es liegt ein Exemplar in vier kleinen Duodezbänden vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit, die seiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie sein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt, und es enthält in aneinandergereihten Taborien oder Heldenliedern eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte.

Der wackere Verfasser hat auf teilnehmendes Ansuchen uns den vollständigen Inhalt seines Gedichtes ausführlich mitgeteilt; wir fanden das Ganze bei prüfender Übersicht höchst merkwürdig, und es ist vielleicht das erste Mal, daß eine alte Volkslitteratur sich durch so lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt.

1. Das Neueste serbischer Litteratur. Vgl. die früheren und späteren Aufsätze Goethes über serbische Dichtung. Auf die „Serbianca“ von Milutinowitsch (Leipzig 1826) hatte Gerhard (siehe die vorige Anm.) Goethen aufmerksam gemacht und ihm eine Skizze von dem Leben des serbischen Dichters, der von 1791—1884 lebte, gegeben. Goethe bat (an Gerhard 9. Januar 1827) um eine kurze Inhaltsangabe des Gedichts, „besonders auch in dem Sinne, daß man den Gebrauch erkennte, den der Dichter von der griechischen Mythologie gemacht. Hierbei kommt alles auf die Art an, wie er verfahren; denn er hatte das Recht und das Glück, daß diese hohen altertümlichen Gestalten ihm als nachbarlich verwandt zur Seite stehen und daher, als Nationalgottheiten ununterbrochen wirksam, gar leicht herbeizurufen sind. — Grüßen Sie den wackern Mann zum schönsten und lassen mich bald das Nötige hören, damit ich meinen Aufsatz über serbische Poesie abschließen und dem Druck überliefern kann“. — 7. Czerny Georg. Siehe oben S. 116 Z. 8 Anm. — 13f. unterstützt vom Fürsten Milosch. Milosch Obrenowitsch, 1817—1839 und 1858—1860 Fürst von Serbien Jakob Grimm widmete ihm seine serbische Grammatik. Auf Goethes Anfrage vom 8. September 1824 gab Therese von Jakob am 30. desselben Monats ausführliche Auskunft über Milosch (Goethe-Jahrbuch XII, 53f.).

Wir wünschen, daß dieses Gedicht übersetzt, und zwar von Herrn Gerhard übersetzt werden möge, der sich die Denk- und Lebensweise, woran diese Nation gewöhnt ist, genugsam bekannt gemacht hat.

Es erscheint als etwas ganz Eigenes, daß wir den Czerny Georg und seine Gehülfen in ebendem Konflikt mit den Türken sehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchst interessant war uns, die Ähnlichkeit und den Unterschied beiderlei Aufstands gegen verjährte Usurpation zu erkennen. Und so bleibt uns dieses Gedicht, inwieweit wir uns damit befreunden konnten, höchst merkwürdig als Wiederholung oft versuchten Bestrebens, interessant durch die schönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber ist auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Nachbarstaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns in voraus auf die Abstammung des schwarzen Georg von dem unüberwundenen Marko, wie sie sich in diesen Gedichten nahezu mit historischer Zuversichtlichkeit wird darstellen lassen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichsten Gesuch an die drei von uns gerühmten Teilnehmer an diesem schönen Geschäft und sprechen den Wunsch aus, Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten, jedes in seiner Art, nicht nachlassen, diese so wichtige als angenehme Sache unablässig zu fördern.

Böhmische Poesie.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 197–199.)

Da wir hoffen, daß wahre Freunde der allgemeineren Litteratur oben belobte Recension der serbischen Gedichte nachsehen und

24. Böhmische Poesie. Auf eine Beschäftigung mit böhmischer Geschichte und Dichtung wurde Goethe wohl schon früh durch seine regelmäßigen Sommerreisen nach Karlsbad hingelenkt. Eine erste Andeutung davon finden wir in der Notiz des Tagebuchs vom 22. September 1808: „Hagek, böhmische Chronik", eine weitere in der Übersetzung des altböhmischen „Sträußchens" aus der Königinhofer Handschrift im Sommer 1822. In diesem Jahre lernte er den Grafen Sternberg kennen, mit dem er schon früher Briefe gewechselt hatte, und trat durch ihn in nähere Beziehungen zu der „Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen", deren Präsident Sternberg war. Vgl. Goethes Aufsatz „Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" (Bd. 34, 289 ff.) und Goethes Brief an die Gesellschaft (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1880/81. Drittes Heft. S. 167). Goethe gehörte ihr als stiftendes und Ehrenmitglied an und bekundete seine Teilnahme durch mehrere Aufsätze und Notizen, in denen die Monatsschrift der Gesellschaft erwähnt und gerühmt wurde (außer obigem Aufsatz „Altböhmische Gedichte" [Kunst und Altertum VI, 2, 1828] die ausführliche Besprechung der Monatsschrift in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1830 und „Amazonen in Böhmen" unten S. 246). Schon gegen Zelter hatte Goethe am 11. März 1827 an der Monatsschrift

sich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Produktionen anderer slavischen Sprachen unserer Aufmerksamkeit gleichfalls höchst würdig sind, so dürfen wir die ernste Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen hiedurch wohl dringend ersuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatsschrift, wovon zwei Hefte vor uns liegen, die Mitteilung böhmischer Gedichte, und zwar der uralten sowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neusten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichst fortzusetzen. Es wird dies das sicherste Mittel sein, sich mit dem größern deutschen Publikum zu verbinden, indem, was das Übrige betrifft, man zunächst für das Vaterland zu arbeiten bemüht ist.

Die Entdeckung der Königingrätzer Handschrift, die uns ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit bekannt machte, giebt Hoffnung, daß dergleichen sich mehr auffinden werden, um deren Mitteilung wir um so dringender bitten, als sich in dem Volksgesang von solchen vorchristlichen und erstchristlichen Äußerungen einer halb rohen und doch schon den zartesten Gefühlen offenen Nation nichts erhalten haben möchte. Indessen danken wir für die Bruchstücke aus dem epischen Gedichte Wlasta von Karl Egon Ebert, nicht weniger für Horimir und dessen Roß Schimek von Professor Anton Müller.

Einigen der in deutscher Übersetzung schon so wohlklingenden Sonette von Kollar wünschten wir auch wohl einmal das böhmische Original zur Seite beigefügt zu sehen. Dies würde jenen Wunsch, die slavische Sprachkunde auch in die deutsche Litteratur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

---

den männlich-reinen Sinn, das stille Fortschreiten Schritt vor Schritt und die hochkultivierten Männer, die sie bedächtig zu leiten wüßten, gerühmt. Auch Gerhard machte er am 10. April 1827 darauf aufmerksam und verglich ein in der Monatsschrift mitgeteiltes böhmisches Gedicht mit den serbischen. Die Monatsschrift erschien seit dem Januar 1827, das hier erwähnte Bruchstück der „Wlasta" im ersten Heft S. 7—19, die Sonette von Kollar, übersetzt von Joseph Wenzig, ebenda S. 49—52 und Heft 2, S. 40—43, „Horimir und sein Roß Semit" in vier Romanzen im zweiten Heft S. 1—18. — Vergl. auch v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 1100. — S. 238, Z. 27. oben belobte Recension der serbischen Gedichte. Die von Jakob Grimm in den Göttinger gelehrten Anzeigen. Siehe S. 235 Z. 8.

13. Die Entdeckung der Königingrätzer Handschrift Die viel umstrittene Königinhofer Handschrift, die Goethe sonst auch irrtümlich als Königsgrätzer Handschrift bezeichnet, war 1817 durch Hanka entdeckt und 1819 veröffentlicht worden. Sie enthielt außer dem von Goethe übersetzten „Sträußchen" noch dreizehn epische und lyrische Gedichte, angeblich aus sehr alter Zeit — 20 s. Wlasta von Karl Egon Ebert (1801—1882) erschien vollständig in Prag 1829. — 23 s. Einigen der in deutscher Übersetzung ... Kollar. Jan Kollár (1793—1852), berühmter slavischer Dichter, hatte 1821 seine erste Gedichtsammlung „Básně" veröffentlicht. Er sprach zuerst den Gedanken des Panslavismus öffentlich aus.

Helena

Zwischenspiel zu Faust.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 200—203.)

Fausts Charakter, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmärchen denselben hervorgehoben hat, stellt einen Mann dar, welcher, in den allgemeinen Erdeschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen; einen Geist, welcher, deshalb nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt.

Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen so analog, daß mehrere gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu unternehmen sich gedrungen fühlten. Die Art, wie ich mich dabei benommen, hat sich Beifall erworben; vorzügliche Männer haben darüber gedacht und meinen Text kommentiert, welches ich dankbar anerkannte. Darüber aber mußte ich mich wundern, daß diejenigen, welche eine Fortsetzung und Ergänzung meines Fragments unternahmen, nicht auf den so nahe liegenden Gedanken gekommen sind, es müsse die Bearbeitung eines zweiten Teils sich notwendig aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben und einen solchen Mann in höheren Regionen durch würdigere Verhältnisse durchführen.

Wie ich nun von meiner Seite dieses angegriffen, lag im stillen vor mir, von Zeit zu Zeit mich zu einiger Fortarbeit anregend, wobei ich mein Geheimnis vor allen und jeden sorgfältig verwahrte, immer in Hoffnung, das Werk einem gewünschten Abschluß entgegenzuführen. Jetzo aber darf ich nicht zurückhalten und bei Herausgabe meiner sämtlichen Bestrebungen kein Geheimnis mehr vor dem Publikum verbergen; vielmehr fühle ich mich verpflichtet, alles mein Bemühen, wenn auch fragmentarisch, nach und nach vorzulegen.

1. Helena. Über die Entstehung der „Helena" vergleiche Bd. XII. 2, IV ff, sowie Weimarer Ausgabe 15, 2, 65 ff. Ende Januar 1827 wurde sie zum Druck gesandt und erschien im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand als „Helena. Klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust". Zu der Ankündigung existieren zwei Entwürfe aus dem Jahre 1826, die wir oben S. 181 und 183 mitgeteilt haben. Nach Erich Schmidt (Weimarer Ausgabe 15, 2, 214) liegen zu der Anzeige zwei Handschriften (von den beiden Schreibern Schuchardt und John) und ein Zettel vor, aber ohne sachliche Abweichungen.

Deshalb entschließ' ich mich zuvörderst, oben benanntes, in den zweiten Teil des Fausts einzupassendes, in sich abgeschlossenes kleineres Drama sogleich bei der ersten Sendung mitzuteilen.

Noch ist die große Kluft zwischen dem bekannten jammervollen Abschluß des ersten Teils und dem Eintritt einer griechischen Heldenfrau nicht überbrückt; man genehmige jedoch vorläufig Nachstehendes mit Freundlichkeit.

Die alte Legende sagt nämlich, und das Puppenspiel verfehlt nicht, die Scene vorzuführen, daß Faust in seinem herrischen Übermut durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt und dieser ihm nach einigem Widerstreben willfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in unserer Ausführung nicht zu versäumen, war uns Pflicht, und wie wir uns derselben zu entledigen gesucht, wird aus dem Zwischenspiel hervorgehen. Was aber zu einer solchen Behandlung die nähere Veranlassung gegeben, und wie nach mannigfaltigen Hindernissen den bekannten magischen Gesellen geglückt, die eigentliche Helena persönlich aus dem Orkus ins Leben heraufzuführen, bleibe vor der Hand noch unausgesprochen. Gegenwärtig ist genug, wenn man zugiebt, daß die wahre Helena auf antik-tragischem Kothurn vor ihrer Urwohnung zu Sparta auftreten könne. Sodann aber bittet man, die Art und Weise zu beobachten, wie Faust es unternehmen dürfe, sich um die Gunst der weltberühmten königlichen Schönheit zu bewerben.

Stoff und Gehalt

zur Bearbeitung vorgeschlagen.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 201—210.)

Es giebt Bücher, die sehr lesenswürdig, aber nicht lesbar sind; umgekehrt mag der Fall auch sein, aber von jenen gedenke ich jetzt dreie vorzuführen und hierauf Wunsch und Vorschlag zu gründen.

Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, sein Talent vorteilhaft zu zeigen. Thut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit, ihn zu ergreifen und zu reproduzieren, es sei durch Nachahmen,

Umarbeiten, Übersetzen, und wie es sich nur einigermaßen schicken will. Deshalb ist es beinahe lustig zu sehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen sucht, wodurch denn der Fall entsteht, daß Ähnliches oder völlig Gleiches vielfach ins Publikum gebracht wird. Was die scheinbaren Talente dabei gewinnen und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es ist keine Frage, daß entschieden gute Köpfe dadurch verführt und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Diesen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorschlag und empfehle sie ihrer Aufmerksamkeit. Sie sind alle drei von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form und bieten sich der geschicktesten Behandlung dar. Freilich ist hier die Rede nicht, daß etwas gemacht werde, sondern daß es gut werde; denn zu allen dreien, wenn man sie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieses zuerst genannten Werkes würde wohl am sichersten glücken; es ist vaterländischen Ursprungs, und wir Deutsche sind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, so abstehend und wunderlich sie auch sein mögen, mit einem heitern Patriotismus zu versetzen Auch ist eine solche Behandlung schon angedeutet. Der Referent im Litterarischen Konversationsblatt 1824, Nr. 153 und 155 hat den Sinn völlig gefaßt und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. à Paris 1824.

Dieses zweite liegt weiter von uns ab. Es ist eine Art von modern französischem Cellini, ein kühn-thätiger Mensch, der es auf eine Weise treibt, daß er sich immer selbst raten und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouse im Jahr 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener südfränkischen

15 f. Begebenheiten des schlesischen Ritters u. s. w. Der vollständige Titel lautet: „Leben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts in den Begebenheiten" u s w. Im Litterarischen Konversationsblatt ist die zweite Ausgabe besprochen: „Leben und Abentheuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Professor Büsching. Drei Bände." (Neue Ausgabe. Leipzig, Brockhaus 1828). Dort ist auch das Umständliche des ersten Titels getadelt. Der Referent hebt vor allem die humoristischen Seiten des Buches hervor. — Vergl. Goethes frühere Bemerkungen über das Buch S. 17 f.

Lebensweise vor der Revolution bis zu dem Beginn und dem Verlauf derselben. Wir werden von der ersten Erschütterung bis zum entschiedenen Vernichten des mäßig-behaglichen bürgerlichen Zustandes geführt, und da erscheint uns der Hergang fast greulicher als das konzentrierte Unheil der Pariser Gleichzeit. Denn diese macht einen großen, welthistorisch-tragischen Eindruck, dessen Erhabenheit das besondere Elend vor unserm Blick verschlingt. Dort aber ist es die einzelne Beunruhigung, sodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach sich steigernd. Wir sehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltsam ansteckenden Krankheit, ein leises Aufregen des untersten wüsten Pöbels, das allmähliche Verbreiten mörderischer, mordbrennerischer Sitten, wodurch ein idyllischer Zustand, insofern er im achtzehnten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerstört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus diesem Stoffe zu bilden, müßte man von den ersten Teilen das Meiste, von den letzten das Wenigste nehmen, dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Resultate summarisch-symbolisch auffassen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieses dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichste Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten sich entschlösse, sodann aber eine freie Umsicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern, und deshalb die klarste Einsicht in jene überseeischen Gegenstände zu gewinnen suchen. Von der frühsten Kolonisation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erst mit den Urbewohnern, dann unter sich selbst führten, von dem Vollbesitz an des großen Reiches, das die Engländer sich gewonnen, bis zum Abfall der nachher vereinigten Staaten, bis zu dem Freiheitskriege, dessen Resultat und Folgen: diese Zustände sämtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im besonderen klar sein. In welche Epoche jedoch er seine Handlung setzen wolle, wäre mancher Überlegung wert.

Die Hauptfigur, der protestantische Geistliche, der, selbst auswanderungslustig, die Auswandernden ans Meer und dann hinüberführt und oft an Moses in den Wüsten erinnern würde, müßte

eine Art von Doctor Primrose sein, der mit so viel Verstand als gutem Willen, mit so viel Bildung als Thätigkeit bei allem, was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß, was er thut, von seiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige, was er sich vorsetzte, durchzuführen genötigt wird und erst am Ende zu Atem kommt, wenn aus grenzenlosem Unverstand und unübersehbarem Unheil sich zuletzt noch ein ganz leidliches Dasein hervorthut.

Was den Personenbestand betrifft, so hat weder ein epischer noch dramatischer Dichter je zur Auswahl einen solchen Reichtum vor sich gesehen. Die Unzufriedenen beider Weltteile stehen ihm zu Gebot, er kann sie zum Teil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er seine Favoriten günstig untergebracht hat, die übrigen stufenweise mit sehr mäßigen Zuständen sich begnügen lassen.

Ich behalte mir vor, die Lösung dieser Aufgaben, insofern ich sie erleben sollte, so gründlich, als es mir nur möglich, zu beurteilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werte des Stoffs, dem Verdienste des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenschaft zu geben.

Naturphilosophie.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. S. 213—215.)

Eine Stelle in d'Alemberts Einleitung in das große französische encyklopädische Werk, deren Übersetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; sie beginnt Seite X der Quartausgabe mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, sich an den Anfang anschließend, umfaßt die große Wahrheit, daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerst aufgestellten Grundsatzes und auf der Reinheit des Vorsatzes alles in den Wissenschaften beruhe. Auch wir sind überzeugt, daß dieses große Erfordernis nicht bloß in mathematischen Fällen, sondern überall in Wissenschaften, Künsten wie im Leben stattfinden müsse.

1. Doctor Primrose aus dem Vicar of Wakefield. — 4. ruling passion. Siehe oben S. 217, Z. 1. — 20. Naturphilosophie. 22 ff. Eine Stelle in d'Alemberts ... étendu son domaine. Die Stelle hat Goethe in dem Aufsatz: „Über Mathematik und deren Mißbrauch sowie das periodische Vorwalten einzelner wissenschaftlicher Zweige" übersetzt (Bd. 34, 46 ff.).

Man kann nicht genug wiederholen, der Dichter sowie der bildende Künstler solle zuerst aufmerken, ob der Gegenstand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art sei, daß sich ein mannigfaltiges, vollständiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieses versäumt, so ist alles übrige Bestreben völlig vergebens: Silbenfuß und Reimwort, Pinselstrich und Meißelhieb sind umsonst verschwendet; und wenn sogar eine meisterhafte Ausführung den geistreichen Beschauer auch einige Augenblicke bestechen könnte, so wird er doch das Geistlose, woran alles Falsche krankt, gar bald empfinden.

Also kommt wie bei der künstlerischen, so bei der naturwissenschaftlichen, auch bei der mathematischen Behandlung alles an auf das Grundwahre, dessen Entwickelung sich nicht so leicht in der Spekulation als in der Praxis zeigt; denn diese ist der Prüfstein des vom Geist Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt seiner Vorsätze, sich nach außen wendet und von der Welt verlangt nicht etwa nur, daß sie mit seinen Vorstellungen übereinkommen solle, sondern daß sie sich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, sie realisieren müsse, dann ergiebt sich erst für ihn die wichtige Erfahrung, ob er sich in seinem Unternehmen geirrt oder ob seine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und begünstigt den, der es besitzt und hegt, dahingegen das Falsche an und für sich tot und fruchtlos daliegt, ja sogar wie eine Nekrose anzusehen ist, wo der absterbende Teil den lebendigen hindert, die Heilung zu vollbringen.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Erstes Heft. 1827. Umschlag S. 4.)

Die erste Lieferung der Taschenausgabe von Goethes Werken,

bestehend in fünf Bänden kleinerer Gedichte, erscheint zu Ostern versprochenermaßen. Format, Druck und Papier kommen mit der

30f. Die erste Lieferung der Taschenausgabe von Goethes Werken. Ein ganz gleichlautender Abdruck der Notiz unterzeichnet „Weimar 29. März 1827" erschien in den Berlinischen Nachrichten (bei Haude und Spener) Nr. 81 den 5. April 1827. Reinhard ließ sie in der „Iris" abdrucken, außerdem ging sie in andre deutsche Blätter über (Reinhard an Goethe 26. Mai 1827).

ersten Anzeige völlig überein, und die Teilnehmer werden hoffentlich erkennen, daß hier ein lebender Autor selbst mit Beihülfe vorzüglicher Männer und einer aufmerksamen thätigen Verlagshandlung möglichste Sorge getragen. Nun verliert sich wohl auch die unfreundlichst immer wiederholte Hindeutung auf die letzte Ausgabe der Schillerischen Werke, die der würdige Verfasser leider nicht selbst besorgen konnte. Übrigens soll Lieferung nach Lieferung in den angekündigten Terminen erfolgen, wobei man sich vorbehält, manches, von dem bis jetzt keine Kenntnis gegeben worden, nach und nach eingeschaltet mitzuteilen. Die Ausgabe in Oktav wird möglichst gefördert werden.

Amazonen in Böhmen.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 343 f.)

Die über kriegerische Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umständlicher zu erforschen und den Gedichts- und Geschichtsfreunden näher zu bringen, habe ich mir folgendes vergegenwärtigt: Libussa mit ihren zwei Schwestern, sie, die jüngste als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, scheinen den Grund zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurteils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beschwichtigen wußten.

Dieses Übergewicht war zu groß, so daß rohere, derbere Männer zuletzt ungeduldig die Königin sich zu verheiraten nötigten, wodurch aber jene Gynäkokratie keineswegs aufgehoben ward, sondern sich vielmehr, zur Opposition genötigt, befestigte.

Hier mögen nun die von Frauen besetzten festen Plätze den Nachbarn sehr unbequem gewesen sein und so lange Krieg und Streit gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft sich wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Freilich gründen sich diese Gedanken nur auf eine Chronikenlegende, und wir wollen ihnen nicht mehr Wert geben, als insofern alles, was sich auf Sagen gründet, doch immer einige Achtung verdient.

12. Amazonen in Böhmen. Der Aufsatz behandelt denselben Sagenstoff wie Eberts „Wlasta", mag also um dieselbe Zeit wie der über „Böhmische Poesie" (oben S. 238) entstanden sein, in dem das Gedicht „Wlasta" erwähnt wird.

Römische Geschichte von Niebuhr. Erster Teil. Zweite Ausgabe.

(Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. Dritter Band. Hamburg 1839. S. 363 ff.)

Es möchte anmaßend scheinen, wenn ich auszusprechen wage, daß ich dieses wichtige Werk in wenigen Tagen, Abenden und Nächten von Anfang bis zu Ende durchlas und daraus abermals den größten Vorteil zog; doch wird sich diese meine Behauptung erklären lassen und einiges Zutrauen verdienen, wenn ich zugleich versichere, daß ich schon der ersten Ausgabe die größte Aufmerksamkeit gewidmet und sowohl dem Inhalt als dem Sinne nach an diesem Werke mich zu erbauen getrachtet hatte.

Wenn man Zeuge ist, wie in einem so hellen Jahrhunderte doch in manchen Fächern die Kritik ermangelt, so erfreut man sich an einem Musterbilde, das uns vor das Auge gestellt zu begreifen giebt, was Kritik denn eigentlich sei.

Und wenn der Redner dreimal beteuern muß, daß Anfang, Mittel und Ende seiner Kunst durchaus Verstellung sei, so werden wir an diesem Werke gewahr, daß die Wahrheitsliebe lebendig und wirksam den Verfasser durch dieses Labyrinth begleitet habe. Er setzt seine frühern Behauptungen eigentlich nicht fort, sondern er verfährt nur auf dieselbe Weise, wie gegen alte Schriftsteller so auch gegen sich selbst, und gewinnt der Wahrheit einen doppelten Triumph. Denn dies Herrliche hat sie, wo sie auch erscheine, daß sie uns Blick und Brust öffnet und uns ermutigt, auch in dem

1. Römische Geschichte von Niebuhr. Die erste Ausgabe hatte Niebuhr am 10. November 1811 an Goethe übersandt, der sie mit Beifall aufnahm, am 18. Januar 1827 schickte er die zweite, und die obige Äußerung sprach Goethes Urteil aus. In dem Briefe vom 1. 15. April 1827 sagt er darüber: „Vorstehendes liegt schon seit dem 8. Februar unter manchen stockenden Blättern. Es war kein Gebrauch davon zu machen; denn es sagt von dem Buche, das mich zu dieser Äußerung veranlaßte, eigentlich gar nichts, sondern es drückt nur den damaligen Zustand des Gemütes leidenschaftlich aus. Doch entschließ' ich mich gegenwärtig, da ich dem verehrten Verfasser jenes Werkes von meiner Seite eine kleine Zusendung veranstalte, davon eine Abschrift vertraulich mitzuteilen; denn es kann ihm doch von Bedeutung sein, zu sehen, wie seine eigensten Bemühungen ins allgemeine wirken und, indem sie unterrichten, auch zugleich als die herrlichste Wirkung den Glauben an Wahrheit und Einfalt beleben und ermutigen." Am 2. Juni 1827 schlug Göttling vor, von der neuen Ausgabe der „Römischen Geschichte" in Kunst und Altertum Bericht zu erstatten. Goethe erwiderte (24. Oktober), er sei gegenwärtig nicht imstande, sich auf den Grad zu sammeln, um über diesen Gegenstand etwas wahrhaft Würdiges auszusprechen. Auf seine Aufforderung erhielt er denn auch bald von Göttling eine Entwickelung des Niebuhrschen Werkes, die völlig nach seinen Wünschen und über seine Erwartung war, „dabei so vollkommen klar und schön, daß man glaubt, man habe sie selbst schreiben können" (an Göttling 17. November 1827). Sie erschien 1828 in Kunst und Altertum VI, 2. — 15 ff. Und wenn der Redner ... begleitet habe. Vgl Goethe zu Müller: „Die Phantasie wird durch Niebuhrs Werk zerstört; aber die klare Einsicht gewinnt ungemein."

Felde, wo wir zu wirken haben, auf gleiche Weise umherzuschauen und zu erneutem Glauben frischen Atem zu schöpfen.

Daß mir nach einem eiligen Lesen manches im einzelnen nachzuholen bleibe, sei dann aufrichtig gestanden; aber ich sehe voraus, daß der hohe Sinn des Ganzen sich mir immer kräftiger entwickeln wird.

Indessen ist mir zu eigner froher Aufmunterung schon genug geworden, und ich vermag aufs neue mich eines jeden redlichen Strebens aufrichtig zu erfreuen und mich gegenteils über die in den Wissenschaften obwaltenden Irrungen und Irrtümer, besonders über konsequente Fortführung des Falschen sowie des durch schleichende Paralogismen entstellten Wahrhaften zwar nicht eigentlich zu ärgern, aber doch mit einem gewissen Unwillen gegen jeden Obskurantismus zu verfahren, der leider nach Beschaffenheit der Individuen seine Maske wechselt und durch Schleier mancherlei Art selbst gesunden Blicken den reinen Tag und die Fruchtbarkeit des Wahren zu verkümmern beschäftigt ist.

Memoiren Robert Guillemards, verabschiedeten Sergenten. Aus dem Französischen. Eingeführt und eingeleitet von Goethe. Leipzig, Weygandsche Buchhandlung. 1827. Zwei Teile.

(Erster Band. S. V—XVI.)

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publikum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drei deutsche Originalversuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich, das mannigfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben, der Lesewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurteilung der Jenaschen Allgemeinen Litteraturzeitung, 1825, Nr. 212, freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermutet ins Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm typographischen

18f. Memoiren Robert Guillemards, verabschiedeten Sergenten. Aus dem Französischen. Der Übersetzer ist nach v. B. Mämpel. Siehe oben S. 95, 132 und 172.

Kostüm ganz anständig ausnimmt. Der Kriegskamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück; ja, ein wohldenkender Kenner (Jenasche Allgemeine Litteraturzeitung, 1827, Nr. 35) giebt ihm, unserer eigenen Überzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träfe denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem rascheren Schritte vorwärts gingen.

Diese drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elsasser, in der mittlern und niedern Klasse geboren, vom Jahre 1806 an in französischen Kriegsdiensten, wurden in den spanischen Feldzug und weiter in die unselige Weltgeschichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieser individuellen Bekenntnisse; sie schreiten parallel und fast synchronistisch neben einander fort und lassen uns auf die klarste Weise in das Verderben hineinsehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein subalterner Franzose auf, ein Sergent, der, ungeachtet er den ganzen Deturs französischer Glücks- und Unglückswagnisse redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergent in seine leider sehr veränderte und entstellte Heimat mißmutig zurückkehrt und wie so mancher Andere zuletzt zu Feder und Papiere seine Zuflucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgendermaßen aus:

Vorrede des französischen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergent Guillemard scheinen uns aller Beachtung wert zu sein. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Klassen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen, was sie gesehen hatten, selten Teilnahme zu finden geglaubt. Bei dem, was Frankreich erlebt hat, giebt es indessen noch eine Menge obskurer Menschen, welche als Augenzeugen oder Teilnehmer wichtiger Ereignisse imstande waren, die Dinge in der Nähe zu sehen und ohne Leidenschaft über Personen zu urteilen, welche einen historischen Namen erlangten, so daß es

vielleicht an der Zeit sein möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.

„Aus der Lektüre dieser Memoiren wird man ermessen, welche große Lücke in der Kenntnis der Thatsachen durch das Schweigen eines Unteroffiziers würde unausgefüllt geblieben sein. Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereignisse, welche bis jetzt ganz unbekannt waren, und seine Nachrichten haben das doppelte Verdienst, den historischen Zweifeln ein Ende zu machen und das Interesse des Lesers lebhaft in Anspruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehreren andern Schriften ganz anders berichtet sind. Der Leser wird leicht entscheiden, auf welche Seite sein Zutrauen sich neigen müsse. Ohne eben allen Meinungen des Sergenten beizutreten, haben wir doch Grund, zu glauben, daß er nichts versichert, wovon er nicht selbst Zeuge gewesen ist, und daß selbst die Verschiedenheiten seiner Erzählung von andern sich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm sein, nachdem wir über gewisse Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren, und man wird es dem Sergenten einigermaßen Dank wissen, daß er seine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die sich sonst für seinen Grad und seine Stellung wenig zu eignen scheint.

„Guillemard stammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie und hätte deshalb erwarten können, nicht auf der Stufe des Sergenten stehen zu bleiben; aber einesteils wollte es ihm in seiner Laufbahn nicht glücken, und anderenteils hatte seine Erziehung, die in den Feldlagern sich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in seinem Werke eine Freimütigkeit des Ausdrucks und einen Reichtum von Wahrheit finden, die dem Leser bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Töne, mit welcher er jeden besondern Thatumstand auszumalen versteht, diese Memoiren zur angenehmen Lektüre machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergent hat aber, von den Ereignissen entgegengesetzter Natur verschiedenartig ergriffen, für jeden Umstand besondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Stil fast ohne allen Übergang in den Ton

einer vielleicht trivialen Familiarität herabsinkt, so erhält dadurch unsers Bedünkens seine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publikum ein gleiches Urteil fällen werde."

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so könnten wir es wohl dabei bewenden lassen, umsomehr als das, was wir zu sagen haben, einigermaßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend ansehen. Gilt dies sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unsern Sergenten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hierbei meinen oder glauben, früher oder später zur Sprache kommen muß, so halten wir es für geraten, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Persönlichkeit des Sergenten; sie geht so treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erscheinen überall wieder. Ein kühner, thätiger und doch immer subaltern-genügsamer Sinn zeigt sich überall, und besonders vom Anfange herein folgen wir der Erzählung mit getrostem sichern Schritte; nur wenn er in der Folge bei höchst bedeutenden Weltereignissen mitwirkend oder zuschauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerst, schütteln dann den Kopf und glauben endlich, einen höhern Sinn, einen weitern Verstand, einen freier umschauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem sei nun, wie ihm wolle: das Werk geht an einem einfachen, natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft ist, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht, auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken, nur im mindesten bemerklich sei; es gilt bloß, die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und gegen das Vergessen, gegen das völlige Auslöschen zu retten, wodurch besonders in neuester Zeit ein Tag den andern übertüncht und das Unnützeste über das Trefflichste, als müßte es so sein, sorglos hinpinselt.

Wir erkennen also mit Zufriedenheit und Beifall, daß sich an den heitern und harmlosen Lebensfaden eines untergeordneten Menschen die wichtigsten, halb bekannten und unbekannten Ereignisse und Persönlichkeiten nach und nach aufreihen und über die Abgründe des Vergangenen gar mannigfaltige Betrachtungen veranlassen. Ins einzelne dürfen wir nicht gehen; Überraschung und Anteil sei dem Leser unverkürzt bewahrt; aber eines gedenken wir, um dieses Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen, daß auch dieser Kriegsmann auf der Insel Cabrera erscheint und uns Nachricht giebt von einem auf französische Weise sich konstituierenden Urstaat, dessen gesetzliche Bestimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutschen Verbannten bekannt geworden, höchst merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlassen.

Übrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieses Werk zu bringen gesucht, indem die angehängten Dokumente auf die Einwirkung eines höheren Kreises und auf entschiedene Zwecke bedeutender Personen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes, das auf jede Weise schätzbar ist und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halbromans sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Produktion sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Weimar, den 9. März 1827. Goethe.

Opere poetiche di Alessandro Manzoni con prefazione di Goethe. Jena per Federico Frommann. 1827.

(S. V—L.)

Teilnahme Goethes an Manzoni.

Mit dieser Überschrift läßt sich am besten die Gesinnung ausdrücken, welche mir ein dauerndes Verhältnis zu Manzoni und die Freudigkeit gegeben, nachstehende Aufsätze zu verfassen, auch

26 s. Opere poetiche di Alessandro Manzoni con prefazione di Goethe. Vgl. Bd. 31, 273. 307, 323, 324, 380; Bd. 32, 39. Ein Exemplar dieser Ausgabe sandte Goethe an Manzoni mit der Widmung: „Herrn Manzoni als Zeugnis unwandelbarer Hochachtung und Mitwirkung Goethe. W., Juli 1827.“ Goethe an Zelter 29. März 1827: „In meiner Vorrede zu Manzonis Werken bei Frommann findest Du nur eigentlich das Bekannte aus Kunst und Altertum. Doch hab' ich bei Gelegenheit des Trauerspiels Adelchi und der darin verflochtenen Chöre einiges Wunderliche gesagt, das

sie nunmehr bei eintretender Gelegenheit nochmals abgedruckt zu wünschen.

Vor sieben Jahren ward mir dieses edlen Dichters vorzügliches Talent zuerst bekannt, und zwar, als bei Gelegenheit der Reise meines gnädigsten Herrn, des Großherzogs von Weimar, nach Mailand ein näheres Verhältnis zu den dortigen Schriftstellern und bildenden Künstlern eröffnet wurde. Über dasjenige, was damals zu meiner Kenntnis kam, drückte ich mich folgendermaßen aus:

Eine große, herrliche Stadt [bis „billig fügen könnte"].

Inni sacri.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni [bis „sich ihrer bedienen mag"].

Hiebei sei es uns erlaubt, zu bemerken, daß ein katholisch geborner und erzogener Dichter ganz andern Gebrauch von den Überzeugungen seiner Kirche zu machen versteht als Poeten anderer Konfessionen, die eigentlich nur durch die Einbildungskraft sich in eine Sphäre hinüber zu versetzen bemüht sind, in der sie niemals einheimisch werden können.

Il conte di Carmagnola, Tragedia di *Alessandro Manzoni*. Milano 1820.

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt [bis „Schärfe der Endfälle vermieden"].

Ein deutscher Übersetzer wird jedoch wohl thun, auf bedeutende Stellen diese Behandlungsart einzuschränken und sie alsdann nur

Du Dir gewiß mit Freuden zueignest. Das Vortreffliche (so sag' ich hier in Bezug auf den Anfang) sollte durchaus nicht bekrittelt noch besprochen, sondern genossen und andächtig im stillen bedacht werden. Da aber die Menschen dies weder begreifen noch ergreifen, so wollen wir's thun und uns dabei wohl befinden."

3 ff. Vor sieben Jahren ... eröffnet wurde. L. Senigaglia (Goethe-Jahrbuch IX, 135) vermutet, daß Goethe schon 1801 durch Frau von Staël von Manzoni gehört habe 1818 bereits wurde eine Verbindung zwischen beiden durch Cattaneo versucht (a. a. O. S. 137), und 1819 veröffentlichte Goethe bereits in Kunst und Altertum ein Urteil über Manzonis „Inni sacri". Es ist also nicht ganz richtig, wenn oben die Reise des Großherzogs im Jahre 1820 als Eröffnung des Verhältnisses zu den Italienern bezeichnet wird. — 9. Eine große, herrliche Stadt. Das folgende wörtlich aus „Klassiker und Romantiker in Italien" Bd. 31 S. 272 Z. 20—273 Z. 5. — 10. Inni sacri. Die unmittelbar folgenden Absätze des zu Z. 9 genannten Aufsatzes bis zum Schluß desselben. Nur der letzte Abschnitt ist neu hinzugefügt. — 19. Il conte di Carmagnola. Wiederholung der Anzeige in Kunst und Altertum II, 3 (Bd. 31, 307 ff.) mit Ausnahme des letzten Absatzes.

anzuwenden, wo er entschiedenen Effekt hervorzubringen denkt. Durchaus beibehalten, möchte für uns etwas Gekünsteltes, Gezwungenes entstehen.

Graf Carmagnola noch einmal.

Wir kommen gern [bis „keine schwache Tragödie nennen würde"]. 5

Manzoni an Goethe.

Per quanto screditati [bis „Mailand den 23. Januar 1821"].

Adelchi, Tragedia. Milano 1822.

Diese Tragödie, welche wir nun auch im Original dem 10 deutschen Publikum vorlegen, wird sonach von den Freunden der italienischen Litteratur näher gekannt und beurteilt werden; wir unterlassen deshalb die Entwicklung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des Grafen Carmagnola für nötig erachtet, und beziehen uns auf die Analyse dieses Stücks, welche 15 Herr Fauriel seiner französischen Übersetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer sinnigen, entwickelnden, fördernden Kritik auf jede Weise willkommen sein. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit, auszusprechen, wie uns eben diese Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu be- 20 gründen und seine Verdienste in weiterem Umfang zu übersehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzoni hat sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; sein schönes, wahrhaft poetisches Talent beruht auf reinem, humanem Sinn und Gefühl. 25 Und wie er nun, was das Innere seiner dargestellten Personen betrifft, vollkommen wahr und mit sich selbst in Übereinstimmung bleibt, so findet er auch unerläßlich, daß das historische Element, in welchem er dichterisch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Dokumente Bestätigtes, Unwidersprechliches enthalte. 30

4. Graf Carmagnola noch einmal. Wiederholung aus Kunst und Altertum III, 2 (Bd. 31 S. 380 ff). — 6. Manzoni an Goethe. Abdruck des Briefes (S. 30 Anm.) und der Übersetzung. — 9. Adelchi. Eine frühere Äußerung Goethes über das Stück in dem Brief vom 28. Mai 1830 an Fritz Schlosser, der damals seine Übersetzung u. d. T. „Adelgis" erscheinen ließ. — 12f. wir unterlassen ... Plans. Zu Cousin äußerte Goethe am 28. April 1825, daß er bereits einen Auszug des „Adelchi" gemacht habe.

Seine Bemühung muß also dahin gehen, das sittlich-ästhetisch Geforderte mit dem wirklich-unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unserer Ansicht hat er dies nun vollkommen geleistet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Personen aus einer halbbarbarischen Zeit mit solchen zarten Gesinnungen und Gefühlen ausgestattet habe, welche nur die höhere religiöse und sittliche Bildung unserer Zeit hervorzubringen fähig ist.

Wir sprechen zu seiner Rechtfertigung das vielleicht paradox scheinende Wort aus, daß alle Poesie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie nach unsrer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Altertümlichen zugestehen; der Poet mag hierüber mit seinem Gewissen übereinkommen, der Leser aber muß gefällig durch die Finger blicken. Die Ilias wie die Odyssee, die sämtlichen Tragiker, und was uns von wahrer Poesie übrig geblieben ist, lebt und atmet nur in Anachronismen. Allen Zuständen borgt man das Neuere, um sie anschaulich, ja nur erträglich zu machen, so wie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter verfuhren, dessen Maske wir viel zu sehr bis in Kunst und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hätte sich Manzoni früher von diesem unveräußerlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geschichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, so hätte er sich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er seiner Dichtung unwidersprechliche historische Denkmale bis ins Einzelne unterzulegen getrachtet hat.

Da er aber dieses zu thun durch seinen eignen Geist und sein bestimmtes Naturell geführt und genötigt worden, so entspringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entstehen Werke, die ihm niemand nachmachen wird.

Denn durch die entschiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zustände des Papstes und seiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Karls des Großen und seiner Franken, sodann das Gegeneinanderwirken dieser ganz verschiedenen, ursprünglich einander widersprechenden,

Gf. Personen aus einer halbbarbarischen Zeit. Das Stück spielt zur Zeit Karls des Großen.

durch weltgeschichtliche Ereignisse zusammen- und zwischen einander gewürfelten Elemente sich zu verdeutlichen, vor seinem Urteil zu vergewissern trachtete, gewann seine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein so festes Anhalten, daß man wohl sagen darf, keine Zeile sei leer, kein Zug unbestimmt, kein Schritt zufällig oder durch irgend eine sekundäre Notwendigkeit bestimmt. Genug, er hat in dieser Art etwas Willkommenes und Seltenes geleistet; man muß ihm danken für alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man dergleichen Gehalt und Form wohl niemals hätte fordern können.

Wir könnten in der Entwickelung des Vorgesagten noch auf mannigfaltige Weise fortfahren; aber es sei genug, den denkenden Leser hierauf aufmerksam gemacht zu haben. Nur eins bemerken wir: daß diese genaue historische Vergegenwärtigung ihm besonders in den lyrischen Stellen, seinem eigentlichen Erbteil, vorzüglich zu statten kommt.

Die höchste Lyrik ist entschieden historisch; man versuche die mythologisch-geschichtlichen Elemente von Pindars Oden abzusondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abschneidet.

Die modernere Lyrik neigt sich immer zum Elegischen hin, sie beklagt sich über Mangel, damit man den Mangel nicht spüre. Warum verzweifelt Horaz, den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen ist er freilich nicht; aber ein wahrhafter Dichter, der so viel zu rühmen und zu loben fände wie er, der sich mit froher Gesinnung bei Stammbäumen aufhalten und den Glanz so vieler wetteifernden Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage ebenso gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im Grafen Carmagnola der Chor, indem er die vorgehende Schlacht schildert, in grenzenloses Detail vertieft, sich doch nicht verwirrt, mitten in einer unaussprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten und das Wildeinherstürmende faßlich zu machen, so sind die beiden Chöre, die das Trauerspiel Adelchi beleben, gleichfalls wirksam, um das Unübersehbare vergangener und augenblicklicher Zustände dem Blick des Geistes vorzuführen. Der Beginn des ersten aber ist so eigen lyrisch, daß er anfangs

36 ff. Der Beginn des ersten ... zu erfreuen haben. Diese Sätze sind auch in einer Beilage zu Goethes Brief an Zelter vom 6. bis 9. September 1826 (Briefwechsel IV, 220 f.) enthalten. Dort gehen ihnen die Worte voraus: „Was die Chöre von Adelchi

fast abstrus erscheint. Wir müssen uns das longobardische Heer geschlagen und zerstreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet sich in die einsamsten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Lateiner, Sklaven gleich, das Feld bauen und sonst mühseliges Gewerb treiben. Sie sehen ihre stolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien flüchtig, zweifeln aber, ob sie sich deshalb freuen sollen; auch spricht ihnen der Dichter jede Hoffnung ab: unter den neuen Herren werden sie sich keines bessern Zustandes zu erfreuen haben.

Jetzt aber, ehe wir uns zu dem zweiten Chore wenden, erinnern wir an eine Betrachtung, die in den Noten und Abhandlungen zu besserm Verständnis des westöstlichen Divans, Seite 259 der ersten Ausgabe, mit wenigem angedeutet worden, daß nämlich das Geschäft der lyrischen Poesie von dem der epischen und dramatischen völlig verschieden sei. Denn diese machen sich zur Pflicht, entweder erzählend oder darstellend den Verlauf einer gewissen bedeutenden Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, so daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, sondern sich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe Der lyrische Dichter dagegen soll irgend einen Gegenstand, einen Zustand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereignisses dergestalt vortragen, daß der Hörer vollkommen Anteil daran nehme und, verstrickt durch einen solchen Vortrag, sich wie in einem Netze gefangen unmittelbar teilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in einem Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiete der Ästhetik hervortritt. Es schwebt uns kein Moderner vor, der diese Eigenschaften in so hohem Grade besessen als Manzoni. Diese Behandlungsweise ist seinem Naturell gemäß, ebenso wie er sich zugleich als Dramatiker und Historiker ausgebildet hat. Diese auch hier nur vorübergehend ausgesprochenen Gedanken würden freilich erst im Gefolg des zusammenhängenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundschule der Ästhetik in ihrem völligen Wert erscheinen, welchem zu genügen uns vielleicht so wenig als andern vergönnt sein wird.

betrifft, so giebt sich der zweite ganz gemütliche von selbst"; die Bemerkung ist datiert „September 1826".

13. Seite 259 der ersten Ausgabe. Werke IV, 225f.

Nachdem uns das Schlußchor des dritten Aktes mit Gewalt in den Untergang des longobardischen Reichs verwickelt hat, sehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politischen Schrecknisse, das Abscheiden Ermengardas, welche, Tochter, Schwester, Gattin von Königen, die Mutter eines Königs nicht werden sollte; sie scheidet, umgeben von Klosterfrauen, auf das schmerzlichste von einem hoffnungsleeren Leben. Der Chor tritt ein, und wir behalten, zu besserem Verständnis ernster Leser, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmutige Schilderung einer frommen Scheidenden; 2) die Klage verklingt; unter Gebet werden die matten Augen liebevoll geschlossen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergessen und sich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zustand wird geschildert, wo die Unglückliche zu vergessen wünschte, das ihr nicht gestattet war. 5) In schlaflosen Finsternissen und klösterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück, 6) als sie noch liebwert, unvorsehend in Frankreich eintrat 7) und von luftigem Hügel ihren herrlichen Gemahl, auf weiter Fläche sprengend, der Jagdlust sich erfreuen sah, 8) mit Gefolg und Getümmel dem wilden Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend stürzte, sie angenehm erschreckte. 10) Die Maas wird angesprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entwaffnet von edlen Thaten sich erquickte, 11) 12) 13) geben ein schön verschlungenes Gleichnis: wie vom erwünschten Tau der versengte Rasen, durch Freundeswort eine leidenschaftlich gequälte Seele erquickt wird, die zarten Stengel aber bald wieder von heißer Sonne verdorren, 14) so ward in ihre Seele, nach kurzem Vergessen, der alte Schmerz wieder vorgerufen. 15) Wiederholte Ermahnung, sich von der Erde abzulösen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeschieden. 17) Leiser Vorwurf, daß sie aus einem gewaltthätigen Geschlecht herstamme 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Friede wird ihrer Asche zugesagt. 19) Beruhigung ihrer Gesichtszüge zu unbefangenem jungfräulichen Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne, durch zerrissene Wolken den Berg bepurpurnd, einen heitern Morgen weissagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob sie gleich geschieden, noch als an eine Lebende, Horchende, Teilnehmende sich richtet.

Nach dieser Entwicklung fügen wir noch die günstigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel seine Analyse unsres Trauerspiels abschließt und, ohngeachtet er den Chören nicht gleichen Wert zuschreibt, doch über dieselben sich folgendermaßen ausspricht: „Sie zusammen betrachtet, sind alle drei unter den Meisterstücken der neuen lyrischen Poesie höchst bedeutende, selbst einzige Produktionen zu nennen. Man weiß nicht, was man mehr daran bewundern soll, die Wahrheit, die Wärme der Empfindungen, die Erhebung und Kraft der Ideen, oder einen so belebten als freimütigen Ausdruck, der zugleich eine Eingebung der Natur scheint, und doch so gefällig, so harmonisch, daß die Kunst nichts hinzufügen könnte."

Wir wünschen sinnigen Lesern Glück zu dem Genuß dieser Chöre wie der übrigen Dichtung; denn hier tritt der seltene Fall ein, wo sittliche und ästhetische Bildung vereint in gleichem Grade gefördert wird. Daß dieses schneller, mit größrer Leichtigkeit geschehe, dazu wird die Übersetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine früheren Bemühungen dieser Art sowie die Musterstücke der gegenwärtigen Arbeit sind uns dafür die sichersten Bürgen.

Die zum Andenken Napoleons gedichtete Ode Manzonis, welche zu übersetzen wir früher nach unserer Art versucht, möge er auch nicht außer acht lassen und nach seiner Weise im Deutschen vortragen, als einen Beleg dessen, was wir oben von den Erfordernissen der lyrischen Dichtkunst auszusprechen wagten.

Und so stehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung und uns selbst zu belehren, gleich beim ersten Lesen des Adelchi zu übersetzen uns vornahmen. Schon früher bei näherer Betrachtung des rhythmischen Vortrags, wie er im Grafen Carmagnola herrscht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Recitativ klinge; besonders fand sich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Übergreifen bewirkt wird, jener Deklamationsart günstig und einen energischen Vortrag durchaus belebend. Wollte nun damals nicht gelingen, uns in eine solche Art zu fügen, da ein deutsches Ohr und Wesen jeder Anspannung widersagt, so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem Studium des Trauerspiels Adelchi einen solchen Versuch zu wagen; hier möge denn

18. dafür. Im ersten Druck „daher". — 19 f. Die zum Andenken Napoleons ... versucht. Werke III, 2, 198 f. — 34 ff. so konnte ich doch nicht ... zu wagen. Siehe Werke III, 2, 202.

das ganze Unternehmen sowie das bisher zur Einleitung Gesagte wohlwollenden Lesern bestens empfohlen sein.

Vorgängiges.

Desiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwei in Gemeinschaft regierende Könige der Longobarden, bedrängen den Papst. Auf dessen flehentliches Anrufen richtet Karl der Große seinen Heereszug nach Italien, wird aber in dem Engpasse der Etsch durch Mauern und Türme unerwartet zurückgehalten.

Longobardische Fürsten, unterdes heimlich ihren Königen ungeneigt, sinnen auf Abfall und auf Mittel, dem herandrohenden Karl ihre Absichten zu entdecken, sich ihm heimlich zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade sich im voraus zu versichern. Geheime Beredung deshalb veranstalten sie in dem Hause eines unscheinbaren Kriegers, den sie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieser, in Erwartung ihrer, tritt auf und entdeckt seine Gesinnungen in einem Monolog.

Swarto.

Vom Franken ein Gesandter! Groß Ereignis,
Was es auch sei, tritt ein. — Im Grund der Urne,
Von tausend Namen überdeckt, liegt tief
Der meine; bleibt sie ungeschüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdüstrung sterb' ich, ohne daß nur jemand
Erführe, welch Bestreben mich durchglüht.
— Nichts bin ich. Sammelt auch dies niedre Dach
Die Großen bald, die sich's erlauben dürfen,
Dem König feind zu sein; ward ihr Geheimnis,
Nur eben weil ich nichts bin, mir vertraut.
Wer denkt an Swarto? Wen bekümmert's wohl,
Was für ein Fuß zu dieser Schwelle tritt?
Wer haßt? Wer fürchtet mich? — Oh! Wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Voreilig zuteilt, wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, sehen solltet ihr,
Hochmütige Fürsten, wem's von uns gelänge —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen

17. Swarto. Siehe Goethes Äußerungen zu Cousin über Swartos Charakter (v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 989).

Les' ich im Herzen; meins verschloß ich. Welches
Entsetzen würd' euch fassen, welch Ergrimmen,
Gewahrtet ihr, daß einzig Ein Begehren
Euch allen mich verbündet, Eine Hoffnung . . .
5 Mich einst euch gleichzustellen! — Jetzt mit Golde
Glaubt ihr mich zu beschwichtigen. Gold! zu Füßen
Geringern hinzuwerfen, es geschieht,
Doch schwach demütig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haschen —

10 **Fürst Idelchi.**

Heil dir, Swarto.

Fr. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel. In zwei Bänden. Herausgegeben von Friedrich Roth. (Erster Band, Leipzig, G. Fleischer, 1825. Zweiter Band 1827.)

15 (Goethes nachgelassene Werke. Fünfter Band. 1833. S. 292 ff.)

Eine höchst interessante Lektüre fürs Publikum, dem es um Einzelnheiten der Personen und Schicksale zu thun ist; für mich eine höchst traurige Unterhaltung. Ich rekapituliere, was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und 20 vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt, da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor wie Menschen, die sämtlich eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus: der 25 Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere: sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeste, und niemand hat die Braut gesehen. Besieht man es genau, so gründet sich doch zu- 30 letzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Dasein. Der Glaube, die Zuversicht auf das Bißchen, was man ist oder sein möchte, beseelt einen jeden, und so möcht' er sich auch dem andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen,

12. Fr. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel. Nach v. B. enthält Goethes Tagebuch unterm 9. April 1827 die Bemerkung: „Etwas über Jacobis Briefwechsel concipiert." — Eine Ergänzung zu diesem Aufsatz bieten die Gespräche mit von Müller am 26. Januar 1825 und mit Eckermann am 11. April 1827.

und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst bekomplimentieren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander. Über die Persönlichkeiten selbst lassen sich merkwürdige Betrachtungen anstellen. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derselben mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will sehen, daß ich mir den Anteil und Humor erhalte, diese Züge festzuhalten; sollt' ich es auch nur spät zu Tage geben, so wird es immer ein Vermächtnis bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur; ja, er sprach deutlich aus, sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir triumphierend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe, als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des unendlich Mannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten. Da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber, fand sie mild.
Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn.
So ist uns allen offenbar:
„Naturphilosophie sei Gottes Enkelin."

S. Dante, l'Inferno, canto XI. 97 sqq.

---

20 ff. Von Gott dem Vater ... Gottes Enkelin. Zuerst für sich in Kunst und Altertum VI, 1, 122 gedruckt mit dem Hinweis auf Dante XI, 98. In der Dante-Übersetzung von Streckfuß lauten die hier umschriebenen Verse:

„Weltweisheit," sprach er, „lehrt in mehrern Sätzen,
Daß nur aus Gottes Geist und Kunst und Kraft
Natur entstand mit allen ihren Schätzen;
Und überdenkst du deine Wissenschaft
Von der Natur, so wirst du bald erkennen,
Daß eure Kunst mit allem, was sie schafft,
Nur der Natur folgt, wie nach bestem Können
Der Schüler geht auf seines Meisters Spur;
Drum ist sie Gottes Enkelin zu nennen."

Das Nibelungenlied, übersetzt von Karl Simrock. 2 Teile. Berlin, 1827.

(Goethes nachgelassene Werke. Fünfter Band. 1833. S. 207—211.)

Kurze Litterargeschichte.

5 Zuerst durch Bodmer bekannt, späterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Interesse.

Mehrfaches Umschreiben und Behandeln.

Historische Bemühungen deshalb.

Untersuchungen, wer der Autor.

10 Welche Zeit.

Verschiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Überschätzung.

Entschuldigung letzterer, Notwendigkeit sogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

15 Unterliegt immerfort neuen Ansichten und Beurteilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

1. Das Nibelungenlied, übersetzt von Karl Simrock. In Goethes Tagebuch vom 18. August 1827 die Bemerkung: „Simrocks Nibelungenlied bedacht", am 20. desselben Monats: „Nibelungenlied". Zu einer regeren Beschäftigung mit den „Nibelungen" wurde Goethe zuerst 1807 angeregt, als ihm v. d. Hagen seine Übertragung des Gedichts zusandte. Als er ihm am 18. Oktober dafür dankte, sagte er: „Das Nibelungenlied kann sich, nach meiner Einsicht, dem Stoff und Gehalte nach, neben alles hinstellen, was wir poetisch Vorzügliches besitzen; wohin ich es der Form und dem Gehalte nach einrangieren soll, bin ich jetzt mit mir selbst noch nicht einig." Eifrig suchte er sich der Dichtung zu bemächtigen, studierte sie in den folgenden Wintern (Annalen 1807—1809) und trug in seinen Mittwochszirkeln daraus in freier Stegreifübersetzung vor, wobei er das Sujet, die Motive, die Ausführung, auch das Kostüm und andere Nebenvorkommenheiten genau beachtet, wodurch man dem Alter und Ursprung des Gedichtes näher kommen kann (an Knebel 25. November 1808). Auch andere mittelhochdeutsche und nordische Dichtungen fanden bei den Mittwochsunterhaltungen Beachtung. 1810 bezeugen die Stanzen zur Erklärung des Maskenzugs „Die romantische Poesie" wiederum die Teilnahme des Dichters an den poetischen Schöpfungen der Vorfahren und in den Annalen 1811 finden wir nochmals Spuren von der Beschäftigung mit jenen. Aus dem folgenden Jahrzehnt sind nur sporadische Erwähnungen der „Nibelungen" vorhanden, 1817 in Kunst und Altertum 1, 3 (Bd. 31, 252) und 1818 in den Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan (Abschnitte „Warnung" und „Übersetzungen"). Am 21. August 1819 schrieb er an Schubarth: „Von den Nibelungen habe ich seinerzeit so viel zu mir genommen, als mir frommte. Mögen sie jetzt und künftig hin einem jeden auch das seine bedeuten; für den Augenblick kann ich mich nicht damit befassen." Erst durch Simrocks Erneuerung ward wieder sein Interesse an dem Epos rege. Er äußerte es gegen Boisserée am 4. November 1827 in seinem Briefe an denselben, in den obigen Bemerkungen, die wohl den Entwurf einer Besprechung von Simrocks Nachdichtung bilden, und später noch zu Eckermann am 2. April 1829. — 5. Zuerst durch Bodmer bekannt, späterhin durch Müller. Chriemhildens Rache und die Klage, zwei Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpuntte (herausgeg. von Bodmer), Zürich 1757. Der Nibelungen Liet, ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert (herausgeg. von Müller), Berlin 1782. — 12. Schätzung, Überschätzung. Vgl. Eckermann, Gespräche unterm 31. Januar 1827: Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre musterhaft, oder das Serbische, oder Calderon, oder die Nibelungen; sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen .... — 18 ff. Uralter Stoff ... dem

Riesenmäßig.

Aus dem höchsten Norden.

Behandlung, wie sie zu uns gekommen.

Verhältnismäßig sehr neu.

Daher die Disparaten, die erschienen, wovon wir uns Rechenschaft zu geben haben.

Die Motive durchaus sind grundheidnisch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen.

Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen.

Alles ist derb und tüchtig von Hause aus.

Dabei von der gröbsten Roheit und Härte.

Die anmutigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig.

In Absicht auf Lokalität große Düsternheit.

Und es läßt sich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des ersten Teiles innerhalb der Grenzen von Worms, Xanten und Ostfriesland setzen dürfte.

Die beiden Teile unterscheiden sich von einander.

Der erste hat mehr Prunk.

Der zweite mehr Kraft.

Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig wert.

Die Kenntnis dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation.

Und zwar deswegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt und, um sie zu befriedigen, uns zu einem Urteil auffordert.

deutschen Dichter angehörig. Die hier ausgesprochenen Grundanschauungen sind schon in Goethes Brief an Eichstädt vom 31. Oktober 1807 enthalten: „Soviel ich ohne sonderliches Studium dieses merkwürdigen Gedichts einzusehen glaube, ist, daß die Fabel in ihren großen Hauptmotiven ganz nordisch und völlig heidnisch, die Behandlung aber deutsch sei, wie denn auch das Kostüm schon christlich ist.“ Daß er aber auch damals schon nur das Kostüm für christlich hielt, zeigt seine Äußerung vom 16. November 1808, er glaube, daß in den damaligen Zeiten das wahre Heidentum gewesen wäre, ob sie gleich kirchliche Gebräuche hatten; denn Homer hätte mit den Göttern in Verbindung gestanden; aber in diesen Leuten finde sich keine Spur von irgend einem himmlischen Reflekt. Über die Roheit und Härte schrieb er an v. d. Hagen am 11. September 1811: „... um so mehr als das Rohe und Ungeschlachte, was sich an ihnen [den Liedern von den Nibelungen] findet, zwar dem Charakter jener Zeit angemessen, auch bei der historischen Würdigung wohl notwendig zu beachten, keineswegs aber zur wahren Schätzung nötig und dem Genuß durchaus hinderlich ist.“

Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutschen ein solcher Vorteil werde, ist die vorliegende Behandlung höchst willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert seine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter ist so nah als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben.

Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firnis von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen.

Wir wünschen diesem Werke viele Leser; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegensieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß sie, ohne dem Ganzen zu schaden, noch etwas mehr ins Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weiteren, indem wir uns auf das oben Gesagte beziehen. Dies Werk ist nicht da, ein- für allemal beurteilt zu werden, sondern an das Urteil eines jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft, die der Reproduktion fähig ist, ans Gefühl fürs Erhabene, Übergroße, so wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.

Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst aufs Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich-vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören.

Nach unserer oft geäußerten Meinung deshalb behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse.

Auch den Nibelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam sein, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig sind, wegfielen und man unmittelbar

26 ff. Jeder rhythmische Vortrag ... übersetzt werden müsse. Vgl. Goethes sonstige Äußerungen über Prosa-Übersetzungen an Zauper 6. August 1823, Noten und Abhandlungen zum Divan unter „Übersetzungen" und oben S. 168 Z. 18 Anm.

kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme.

Es müßte, nach unserer Meinung, gerade nicht das Ganze sein; wir würden das achtundzwanzigste Abenteuer und die nächstfolgenden vorschlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unsern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Versuch zu wagen und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geschieht, ihren Eifer um die Wette beweisen.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. Juli 1827.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 270—274.)

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieser Zeitschrift die sittlich-ästhetischen Bemühungen der Deutschen aufgenommen und angesehen sind. Der Referent dieses Faches ist ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und andere verdanken werden.

In dem ersten Aufsatz, überschrieben: On the Supernatural in fictitious Compositions, welches wir übersetzen möchten: das Übernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unseres Hoffmanns den Anlaß genommen, seine Gedanken auszusprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geschichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geist gebracht wird; sodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorschreite, bis sie endlich, wenn sie keine höhere bändigende Kunst anerkennt, sich

6. das achtundzwanzigste Abenteuer. Bei Simrock: „Wie Kriemhild Hagen empfing". — 12. The Foreign Quarterly Review. Der Verfasser des besprochenen Artikels ist W. Scott. Goethe erwähnt hier zum erstenmale in den Aufsätzen zur Litteratur die Arbeiten dieses Dichters (falls nämlich, wie angenommen werden muß, der Aufsatz früher als der folgende über das „Leben Napoleons" geschrieben ist). Aber schon lange zuvor hatte er die Thätigkeit Scotts, von dem bereits 1799 eine Übersetzung des „Götz" erschienen war, aufmerksam verfolgt und ihm am 12. Januar 1827 den Anteil ausgesprochen, den er an dessen „bewundernswerten Darstellungen seit Jahren zu nehmen nicht verfehlen konnte". — 23. unseres Hoffmanns. Siehe D. Nat.-Litt. Bd. 147.

ganz und gar ins Falsche verliert, das Gräßliche, Schreckliche ins Unnatürliche und Unmögliche steigert und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigene Art von Kritik, es ist dieselbe, welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet und sie eben dadurch jedem Urteil offenbar vorlegt. Hoffmanns talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Äußerungen eines vorzüglichen, auf den Tod gefolterten Wesens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen ist: „Wir müssen uns von diesen Rasereien lossagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen."

Hören wir ihn ferner: „Es ist unmöglich, Märchen dieser Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es sind nicht die Gesichte eines poetischen Geistes, sie haben kaum so viel scheinbaren Gehalt, als den Verrücktheiten eines Mondsüchtigen allenfalls zugestanden würde; es sind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen, kranken Gehirns, denen wir, wenn sie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltsames überraschen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit widmen können. Fürwahr! die Begeisterungen Hoffmanns gleichen oft den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er seiner Einbildungskraft ernster geboten hätte, ein Schriftsteller der ersten Bedeutung geworden wäre, so dürfte er doch, indem er dem kranken Zustand seines zerrütteten Wesens nachhängt, jener grenzenlosen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffassungen als anheimgegeben erscheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu besiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und sonstige Reinigungen, verbunden mit gesunder Philosophie und überlegter Beobachtung, würden unsern Hoffmann, wie jenen bedeutenden Schriftsteller, zu einem gesunden Geisteszustand wieder

28 ff. jener grenzenlosen Lebhaftigkeit ... das Glück hatte. Der bekannte nüchterne Friedrich Nicolai hatte 1791 in Tegel Visionen, über die er 1799 in der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Vortrag, „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen", hielt, in dem er auch mitteilte, daß er sich von denselben durch Ansetzung von Blutegeln befreit habe. Er wird deshalb als Proktophantasmist in der Walpurgisnacht (Faust I, 3788 ff.) verspottet.

zurückgebracht haben, und seine Einbildungskraft, in einem gleichen und stetigen Flug sich bewegend, hätte vielleicht das höchste Ziel poetischer Kunst erreicht — Seine Werke jedoch, wie sie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muster der Nachahmung aufzustellen sein, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anschaulich machen, wie die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungstrieb des Besitzers."

Wir können den reichen Inhalt dieses Artikels unsern Lesern nicht genugsam empfehlen; denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Teilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemütern eingeimpft worden.

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Produktion aus dem Reiche der Litteratur ausschließen kann und soll, so besteht denn doch das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß, wenn irgend eine Art von wunderlicher Komposition sich hervorthut, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen nach sich reißt.

Würden vorzügliche Geister sich auf mehr als eine Weise versuchen, so würden sie sich und andere überzeugen können, daß durch mannigfaltige Übung der Geist ebenso vielseitig wirksam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umsicht gewinnt.

Daß eine gewisse humoristische Anmut aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusina ein Zeugnis zu geben getrachtet. Er hütete sich aber, den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist, als man denkt.

---

29 f. der Verfasser der neuen Melusina. Goethe. Siehe Bd. 16, 337 ff.

In diesem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmischen Kindermärchen zu empfehlen, wo der naturfeste Bauerjunge, der immer von Schaudern (Grieseln) hört und, höchst neugierig, was denn das eigentlich für eine Empfindung sei, die gespensterhaftesten Abenteuer mit realistischer Gemütsruhe besteht und durch eine Reihe der fürchterlichsten Zustände hindurch, bei welchen dem Leser wirklich schaudert, seinen reinen Prosaismus bewährt, einen Tod- und Teufelsspuk als ganz etwas Gemeines behandelt und im höchsten Glück sich nicht beruhigen kann, daß ihm eine solche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich durch einen absurden Weiberspaß belehrt wird, was denn eigentlich Schauern sei.

Der Gegensatz von Äußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüstlichem, gesundem Sinn und gespenstischem Trug kann nicht besser dargestellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weise zu beruhigen ist, finden wir meisterhaft erfunden, und so platt die Auflösung scheinen mag, getrauen wir uns doch, sie als höchst geistreich anzurühmen.

Leben Napoleons. Von Walter Scott.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 233—236.)

Der reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts unternimmt, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben.

Dabei entwickelt er notwendig alle die Tugenden, die er bereits in seinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannigfaltigen historischen Stoff deutlichst aufzufassen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehalts ein.

Durch vieljährige litterarische Übung gewinnt er sich die höchstmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

7. welchen. In den früheren Drucken „welchem". — 19. Leben Napoleons. Von Walter Scott. An dem Tage, von dem diese Bemerkungen datiert sind, schrieb Goethe an Zelter, er nehme jetzt das Leben Napoleons von Scott vor, verspricht gelegentlich seine Bemerkungen darüber mitzuteilen und hält sich über das Benehmen des Publikums gegenüber dem Buche auf. Am 4. Dezember äußert er sich wieder ausführlich gegen denselben Freund darüber; aber er hat das Werk noch nicht zu Ende gelesen. Weniger günstig als früher urteilt er in dem Briefe an den Grafen Reinhard vom 28. Januar 1828, wo er auch erwähnt, daß er in den letzten Wochen des Dezember alle neun Teile mit aufmerksamem Wohlwollen durchgelesen habe. Das persönliche Interesse an dem Vorgetragenen tritt in allen Erwähnungen des Buches, besonders in dem Briefe an Zelter vom 20. Februar 1828, hervor.

Die Eigenschaft des Romans und die Form desselben begünstigt ihn, indem er durch fingierte Motive das historisch Wahre näher aneinanderrückt und zu einem Faßlichen vereinigt, während es sonst in der Geschichte weit auseinandersteht und sich kaum dem Geist, am wenigsten aber dem Gemüt ergreiflich darstellt.

Er giebt sich auf, die Geschichte seiner Zeit dergestalt vorzutragen, daß er sich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereignisse gemacht, wieder aufs genauste vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott ist 1771 geboren; also fällt seine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des nordamerikanischen Kriegs. Er war 17 bis 18 Jahr' alt bei dem Ausbruche der französischen Revolution.

Was mußte er nicht in solcher Weise in solcher Zeit erleben? Jetzo, da er stark in den Funfzigern steht und durchaus nah genug von der Weltgeschichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenschaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige sich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dies in mir erregen mußte, wird derjenige leicht abnehmen, der sich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahr' älter als er, gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand und im sechzigsten vor Napoleon.

Diese langen Jahre durch versäumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereignissen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuellen Weise die Gegenstände mir zu ordnen und einen Zusammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünschter sein, als mich in ruhigen Stunden nach Bequemlichkeit und Belieben mit einem solchen Manne zu unterhalten, der auf seine klare, treue und kunstfertige Weise mir dasjenige vorzuführen versprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genötigt bin.

Dieses schreibe vorläufig nieder, eben als ich das Lesen

12 f. Walter Scott ist 1771 geboren ... Kriegs. Vgl. Goethe an Zelter 21. November 1827: „Er ist 1771, gerade beim Ausbruch der amerikanischen Revolution geboren; ihm ist, wie mir das Erdbeben von Lissabon, so der Theekastensturz bei Boston ein Jugendeindruck geworden." — 23 f. gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand. Vgl. Bd. 31, 142 Z. 23 und oben S. 95 Z. 1 f.

dieses Werkes beginne, und gedenke, was mir wichtig scheint, in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte sich zeigen, was mir neu war, teils weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch dasselbe in seiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner welche Kombinationen, Ein- und Übersichten mir besonders wichtig geworden.

Hiebei wird an der Betrachtung das Meiste zu gewinnen sein, daß, wie jedes Individuum die Weltgeschichte nur auf seine Weise vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne liest, so auch keine Partei, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig ist, sondern vielmehr immer erwartet und aufsucht, was ihren Begriffen zusagt und ihren Leidenschaften schmeichelt.

Haben wir den Franzosen, die so mannigfaltig auch von verschiedenen Seiten über die Revolution gesprochen, willig zugehört, haben wir uns von Deutschen vielfach davon unterhalten und belehren lassen, so muß es höchst interessant sein, einen Engländer, und zwar einen höchst namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszusehen ist, daß er es den andern Völkerschaften sowie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortsetzung gelingen sollte, zu allererst meine Betrachtungen äußern und ins klare zu bringen suchen, wer denn eigentlich spricht und zu wem!

Weimar, den 21. November 1827.

Whims and Oddities. 1827.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 275 f.)

Dies Werk, dessen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu übersetzen wäre, läßt sich schwer beurteilen. Zuvörderst wird der Leser dadurch äußerst irre, daß die eingeschalteten barocken Figuren nur zum Teil auf die Gedichte und prosaischen Aufsätze, denen sie beigegeben sind, wirklichen Bezug haben; man sucht im

16 f. so muß es höchst interessant ... zu vernehmen. Goethe an Zelter 21. November 1827: „Wieviel Wunderbares hat er als Engländer bei sich müssen vorübergehen lassen!“ am 4. Dezember: „Wie er auf seinem politisch-nationalen Standpunkt sich gegen das alles verhält, wie er, übern Kanal herüberschauend, dieses und jenes anders ansieht, als wir auf unserm beschränkten Platz und Kontinent, das ist mir eine neue Erfahrung, eine neue Weltein- und -Ansicht.“ — 24. Whims and Oddities. 1827. Der Verfasser ist der englische Humorist und Zeichner Thomas Hood (1798—1843), bekannt besonders durch seinen „song of the shirt“. Über die Bedeutung von „whim“ siehe Goethes Anwendung des Wortes „whimsical“ in „Dichtung und Wahrheit“ 11. Buch.

Texte Übereinstimmung mit den Bildern und findet keine; ein andermal gehören sie wieder ganz eigentlich zusammen, und es brauchte Zeit, bis man hierüber ganz im reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoristen rechten oder mit ihm völlig übereinkommen! 5

Der Autor gefällt sich, nach allen Seiten hinzudeuten, sich in Anspielungen zu ergehen, welche der kontinentale Leser wohl schwerlich alle sich zurecht legen könnte. Mannigfaltige Stellen so verstorbener als lebender Poeten und Schriftsteller aller Art, besonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht 10 er in seinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in solchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, so gesteht man dem Autor wie dem Skizzisten Geist 15 und Talent sehr gerne zu. Die prosaischen Aufsätze sind lebhaft humoristisch, aber mäßig, nicht fratzenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetischen Sinn; aber man freut sich an einem klaren, freien Blick auf die vorliegende Welt. 20

Vorzüglich brav ist er zur See. Ebb' und Flut, Wogen und Sturm, Schaum und Gischt weiß er recht gut zu malen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt alles, selbst was sich zum Erhabenen hinneigt, ins Absurd-Possenhafte, welches denn beim ersten Aufschlagen sogleich einem jeden Leser 25 zum voraus angekündigt ist.

1828.

Über Kunst und Altertum. Sechsten Bandes zweites Heft. 1828.

Bezüge nach außen.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 267—271.)

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterter Kommunikation eine Weltlitteratur baldigst zu hoffen sei, haben unsre westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und sich folgendermaßen darüber geäußert.

Le Globe, Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an sie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der physischen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geschlechter, aus welchen die Menschheit besteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich ist das Bestreben der Gelehrten, sich einander zu verstehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise zu diesem Zwecke. Aber wie sie sich auch bemühten, so bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen und schadeten ihrem geistigen Verkehr. Selbst das Werkzeug, dessen sie sich bedienten, konnte nur einer gewissen Ideenfolge genügen, so daß sie sich gleichsam nur durch die Intelligenz berührten, anstatt gegenwärtig durch das Herz und die Poesie. Die Reisen, das Studium der Sprachen, die periodische Litteratur haben die Stelle

Über Kunst und Altertum. 5 ff. Mein hoffnungsreiches Wort ... zu hoffen sei. In dem Artikel „Weltlitteratur" oben S. 223 f.

jener allgemeinen Sprache eingenommen und bestätigen übereinstimmend viel innigere Verhältnisse, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die sich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beschäftigen sich am meisten mit diesem Ideenwechsel. England, dessen innere Bewegung so groß, dessen Leben so thätig ist, daß es scheint, es könne nichts anders studieren als sich selbst, zeigt in diesem Augenblick ein Symptom dieses Bedürfnisses, sich nach außen zu verbreiten und seinen Horizont zu erweitern; seine Um- und Übersichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, sind ihnen nicht genug; zwei neue Zeitschriften, besonders fremden Litteraturen gewidmet, sollen zusammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der ersten, The Foreign Quarterly Review, sind zwei Bände in unsern Händen; den dritten erwarten wir zunächst und werden im Laufe dieser Blätter öfters auf die Ansichten der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Teilnahme an fremden Litteraturen so einsichtig als thätig beweisen.

Zuvörderst aber müssen wir gestehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann, als wir gerade am Ende des alten Jahres schon die mehr als dreißig deutschen Taschenbücher in einem englischen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recensiert, aber doch mit einigen eigentümlichen Bemerkungen.

Es ist erfreulich, daß unsere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Absatz finden, indem wir schon genötigt sind, auch die dortigen gleichmäßigen Produktionen für gutes Geld anzuschaffen; es wird sich nach und nach bemerken lassen, ob die Bilanz dieses Verkehrs für uns günstig ausschlage.

Die ernsthafteste Betrachtung mußte doch an jene ersten augenfällig heiteren sich ungesäumt anschließen. Eine jede Litteratur ennuyiert sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Teilnahme wieder aufgefrischt wird. Welcher Naturforscher erfreut sich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht sieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder schon, wenn auch unbewußt, an sich selbst erfahren und wird, sobald er erst aufmerkt, fassen und begreifen, wie viel er ihr im Leben zu seiner Bildung schuldig geworden.

31 ff. Welcher Naturforscher ... schuldig geworden Dasselbe Bild in „Wiederholte Spiegelungen" oben S. 22 f.

The Life of Friedrich Schiller. Comprehending an examination of his works. London 1825.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 277—278.)

Von dieser Biographie Schillers wäre nur das Beste zu sagen; sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unseres Dichters beweist, sowie denn auch das Studium der Dichtungen unseres Freundes und eine innige Teilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntnis. Denn gerade, daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr und vermag sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes. Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah.

---

1. The Life of Friedrich Schiller. Die Anzeige ist das erste öffentliche Zeugnis des herzlichen Verhältnisses zwischen Goethe und dem Verfasser der besprochenen Biographie, Thomas Carlyle. Im Jahre 1824 hat es sich angeknüpft, als Carlyle Goethe seine Übersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren übersandte. Das Leben Schillers erschien im London Magazine 1823—1824, dann als Buch 1825 ohne den Namen des Verfassers. Am 15. April 1827 sandte er es zugleich mit „German Romance" an Goethe „als Zeugnisse des Vordringens der deutschen Litteratur in England". (Nach der Übersetzung in „Goethes und Carlyles Briefwechsel", Berlin 1887.) Goethe dankt am 17. Mai 1827 kurz und fügt am 20. Juli ausführlichere Äußerungen hinzu. Der zweite bis vierte Absatz dieses Briefes enthält fast wörtlich dasselbe, wie die obige Anzeige. Carlyle sprach am 20. August 1827 seine ganze Zustimmung zu Goethes Ideen über die Richtung der modernen Dichtung aus. Siehe auch E. Flügel, Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwicklung und Weltanschauung. Leipzig 1887. S. 25 ff. und H. Conrad, Carlyle und Schiller (Vierteljahrschr. f. Litgesch. II, 195 ff.).

German Romance. Volumes IV. Edinburgh 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 279—284.)

Um den Sinn dieses Titels im Deutschen wiederzugeben, müßten wir allenfalls sagen: Musterstücke romantischer, auch märchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutscher Autoren, welche sich in diesem Fache hervorgethan haben; sie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Musäus, Tieck, Hoffmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier, anmutiger Sprache. Merkwürdig sind die einem jeden Autor vorgesetzten Notizen, die man, so wie die Schillerische Biographie, gar wohl rühmen, auch unsern Tagesblättern und Heften zu Übersetzung und Mitteilung, wenn es nicht etwa schon uns unbewußt geschehen ist, empfehlen darf. Die Lebenszustände und Ereignisse sind mit Sorgfalt dargestellt und geben von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung desselben auf seine Schriften genugsame Vorkenntnis. Hier sowohl wie in der Schillerischen Biographie beweist Herr Carlyle eine ruhige, klare, innige Teilnahme an dem deutschen poetisch-litterarischen Beginnen; er giebt sich hin an das eigentümliche Bestreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, jeden an seiner Stelle, und schlichtet hiedurch gewissermaßen den Konflikt, der innerhalb der Litteratur irgend eines Volkes unvermeidlich ist. Denn leben und wirken heißt ebenso viel, als Partei machen und ergreifen. Niemand ist zu verdenken, wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm seine Existenz sichert und einen Einfluß verschafft, der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt sich nun hiedurch der Horizont einer innern Litteratur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunst und Nebel sich setzen, zerstreuen und verschwinden und sieht jene fernen Regionen vor sich aufgeklärt mit ihren lichten und beschatteten Stellen mit einer Gemütsruhe, wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt sind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeschrieben, eingeschaltet stehen, sollte man auch finden, daß

1. German Romance. Siehe die Anmerkung zum vorigen Artikel. Auch hier ist manches aus dem Brief vom 20. Juli 1827 entlehnt, nämlich die Stelle: „Hier sowohl wie in der Schillerschen Biographie ... jeden an seiner Stelle"; und von „Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter" bis zum Schluß. — 6 ff. sie enthalten ... Goethe. Carlyle schreibt am 15. April 1827 in dem Begleitbrief zu „German Romance": „Außer ihm [Tieck] und Richter ... giebt es keinen andern unter diesen Novellisten, bei dem ich Sie nicht um Verzeihung bitten müßte, wenn ich Sie mit ihm zusammen nennte, wäre es auch als ihren König."

ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich gesteht, daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchscheinen sehen.

Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdisch Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es, was die Übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran sagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten

gegeben in seiner eigenen Sprache." So ist jeder Übersetzer ein Prophet in seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Bibelgesellschaft anders, als das Evangelium einem jeden Volke, in seine Sprache und Art gebracht, zu überliefern.

Nationelle Dichtkunst.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 321—355.)

(Gerhards Wila.)

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 321—323.)

Die serbische Poesie hat sich nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten, aber stockenden Versuchen endlich in den Litteraturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Anzeige des Neusten fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhards Wila, als der dritte und vierte Teil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon dehnt sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannigfaltiger aus; erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwei; schon findet man das geheimnisvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in einem geistigen Wesen zu denken, nicht mehr verträglich, sondern es treten schon unter-

8. Nationelle Dichtkunst. In diesem Artikel sind eine Reihe von Besprechungen neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Volkspoesie zusammengefaßt, von denen zwei nicht von Goethe verfaßt sind: Wolffs Egeria und von Holtei, Gedichte in schlesischer Mundart (S. 346—351). Die Überschriften „Gerhards Wila" und „Fräulein von Jakob" sind aus dem Inhaltsverzeichnis des Heftes entnommen. — 10. Auf Gerhards Wila hat Goethe schon früher (oben S. 235 und 236) aufmerksam gemacht. Gerhard hatte das Serbische von Milutinowitsch gelernt und Ende 1827 „Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmärchen" übersetzt und bearbeitet aus Sammlungen von Katschitsch, Karadschitsch und Milutinowitsch erscheinen lassen. Sie waren Goethe gewidmet. Der Großherzog Karl August schrieb am 27. Februar diesem voll der höchsten Begeisterung über die Sammlung (v. Biedermann, Goethe und Leipzig II, 323). Über die Entstehung derselben schreibt Fräulein v. Jacob den 28. Februar 1827 an Kopitar: „Milutinowitsch hat Gerhard auf dessen dringendes Verlangen eine wörtliche Übersetzung sämtlicher von mir nicht übersetzter Lieder der Vukschen Sammlung in die Feder diktiert. Gerhard hat sie bearbeitet und wird sie nächstens herausgeben." — 19 ff. Schon dehnt sich ... bevölkert. Über die Wila und ihre Bedeutung siehe S. 115 Z. 31 ff.

geordnete, begleitende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geisterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihr Heldenkreis vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher schon bekannten, halsstarrig-unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienstliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten lassen; nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensikalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert worden. Wir aber wurden persönlich in eine vorpolizeiliche Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drei Königen, sodann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Buttersemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu sein, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Versprechen, sie sind zu uns herübergeführt, und wir werden derselben gar manche in froher Gesellschaft, bei traulichen, wohl auch bei Festmahlen, ertönen zu lassen nicht versäumen; hier ist eine grenzenlose Anregung an unsere zahlreichen Komponisten.

(Fräulein von Jakob.)

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 321.)

Auch Fräulein von Jakob fährt fort, sich um die serbische Dichtkunst verdient zu machen; sind doch die Deutschen längst gewohnt, mehr als einen Übersetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu sehen.

Genannte Freundin hat uns ohnlängst abermals einige ihrer

35 f. Genannte Freundin ... mitgeteilt. Von diesen späteren Übersetzungen scheint nichts erschienen zu sein.

Übersetzungen mitgeteilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; sie hält sich fest an der Stelle, die sie früher schon behauptet, und kennt genau die Vorzüge, welche aus der unmittelbar darstellenden Art entspringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten versetzt.

Es ist dieses ein Unmerkliches, welches wohlempfunden sein will und durch das Ganze durchgehn muß, aber höchst wichtig, weil der poetische Vortrag sich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geschichtlichen unterscheidet.

Servian popular poetry, translated by John Bowring. London 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 325—326.)

Wie es uns mit schönen geliebten Personen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraschen, so oft wir sie in einem andern Kleid unvermutet wieder erblicken, so war es auch mir zu Mute, als ich die bekannten und anerkannten serbischen Gedichte in englischer Sprache wieder las. Sie schienen ein neues Verdienst erworben zu haben; es waren dieselbigen Gestalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns schon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer russischen Anthologie beschenkt, wodurch wir mit jenen entfernten östlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache scheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, sondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns schon längst durch Lieb und Freundschaft verwandt war, Herrn Schukowsky, näher

10. Servian popular poetry. Mit dieser Notiz schließen Goethes Veröffentlichungen über die serbische Nationaldichtung. Bald darauf erlosch sein Interesse daran; am 3. Oktober 1828 sagte er zu Eckermann: „Es ist in der altdeutschen düstern Zeit ebenso wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesieen gewonnen haben. Man liest es und interessiert sich wohl eine Zeit lang dafür, aber bloß um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nötig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm not, daß er sich zu solchen Kunst- und Litteraturepochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, so daß es ihnen sehr wohl war und sie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf andere auszugießen imstande sind." — 20 f. Herr Bowring hat ... beschenkt. Specimens of the Russian poets, London. — 26. Schukowsky. Der russische Dichter Wassili Schukowsky (1784—1852) war im September oder Oktober 1821 in Weimar. Siehe Goethes Brief an ihn vom 16. November 1821 (Goethe-Jahrbuch IV, 177 f.) und Otto Harnack, Goethes Beziehungen zu russischen Schriftstellern (Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. und Renaissancelitt. Neue Folge III, 269 ff.).

kennen und ihn, der uns bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung seines poetischen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen denen, welche nun auch ostwärts ihre Blicke wenden und den Eigentümlichkeiten der slavischen Dichtkunst ihre Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir diese beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

La Guzla, poésies illyriques. Paris 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 326—329.)

Eine beim ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewisse Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Produktionen auch ausländischer Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneuste und Wundersamste möchte denn doch sein, daß sie sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke auf die angenehmste Weise zum besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber nach der Entdeckung uns abermals und aufs neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann seinen Anteil an einer ausländischen

8. La Guzla, poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine. Trotz des irreführenden Titels hat Goethe, wie man sieht, die Mystifikation Mérimées sogleich durchschaut. Schon beim Erscheinen des „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole" (1825) erkannte er das große Talent des Verfassers an, der hier bereits eine ähnliche Täuschung versucht hatte. Über die „Guzla" äußert er sich gegen Eckermann am 19. März 1830: „Es fehlt freilich diesen Gedichten nicht an allerlei schauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Gespenstern und Vampyren; allein alle diese Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters, er behandelt sie vielmehr aus einer gewissen objektiven Ferne und gleichsam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie ein Künstler, dem es Spaß macht, auch einmal so etwas zu versuchen. Er hat sein eigenes Innere, wie gesagt, dabei gänzlich verleugnet, ja er hat dabei sogar den Franzosen verleugnet und zwar so sehr, daß man diese Gedichte der „Guzla" anfänglich für wirkliche illyrische Volksgedichte gehalten und also nur wenig gefehlt hat, daß ihm die beabsichtigte Mystifikation gelungen wäre." Nach v. B.s Mitteilung steht unterm 10. Oktober 1827 in Goethes Tagebuch: „Abends Guzla gelesen und betrachtet." Die beiden letzten Absätze fehlen in Kunst und Altertum, sie stehen zuerst in den nachgelassenen Werken VI. 137 f.

Dicht- und Sinnesart nicht besser ausdrücken, als wenn man sich derselben durch Übersetzen und Nachbilden anzunähern sucht.

Wir wurden aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum besten hatte. Auch blieben deshalb angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt. Diese Gedichte sollten dalmatischen Völkerschaften abgehorcht, besonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanovich angehörig sein.

Es hat von jeher in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweite Teile oder sonstig Angeschloßnes Aufsehn erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erst getäuschtes Publikum zu einem höhern Grad von Kennerschaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Cavineischen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?

Herr Mérimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und sogar ersuchen, uns mit dergleichen eingeschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, aufs neue zu ergötzen.

Auch er gehört zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigne Pfade suchen, wovon die seinen wohl mit zu den anmutigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes, heiteres Talent an Gegenständen und Tonweisen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieser Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten. Der Dichter vermeidet, im heitern und Helden-Stil mit seinen Vorgängern zu wetteifern; statt jene derbe, mitunter grausame, ja grausenhafte Thätigkeit gewaltig darzustellen, ruft er als ein wahrer Romantiker das Gespensterhafteste hervor; schon seine Lokalitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig kurz Verstorbene drohend und erschreckend, Vorgesichte beängstigend, als Gestalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyris-

16. die Cavineischen Arbeiten. Giovanni Cavini (1499—1570) zeichnete sich besonders durch seine getreuen Nachbildungen antiker Münzen aus.

mus mit allem seinem Gefolge, die schädlichen Einwirkungen eines bösartigen Auges, wovon die greulichsten, mit doppeltem Augenstern, höchlich gefürchtet werden; genug, die allerwiderwärtigsten Gegenstände. Doch müssen wir bei allem dem unserm Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete.

Cours de Littérature grecque moderne par Jacovaky Rizo-Néroulos. Genève 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 329—341.)

Wer diese wichtige Schrift in die Hand nimmt und sich daraus gründlich und schnell zu belehren wünscht, der fange sogleich unten auf S. 67 zu lesen an und fahre fort bis zum Abschnitt auf der 87sten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfasser auf diesen wenigen Blättern vortrug, hat er geahnet und durch eignen Geist vervollständigt, was nicht gesagt, aber deutlich genug angedeutet ist, so wird er den Schlüssel zu dem übrigen Werke und zu allem, was sonst über neugriechische Litteratur zu sagen ist, sich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unsrer Weise davon versuchen, mit Ernst und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantinischen Kaisertums zurück, so erstaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Konstantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron sehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenstab über dem Scepter; wir sehen Glauben und Lehre, Meinung und Rede überall, über alles herrschen. Denn nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze christliche Welt hatte von den letzten heidnischen Sophisten Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu gebaren und umgekehrt das

9. Cours de Littérature grecque moderne. Über die „Histoire de la Grèce moderne“ (Genève 1828) von demselben Verfasser urteilte Goethe (an Frau v. Pogwisch 18. Juli 1828), daß nicht leicht ein vorzüglicheres Werk der Art geschrieben sei. Zelter sprach seine Freude über die Anzeige lebhaft aus (am 27. Juli 1828) und Goethe erwiderte (am 9. August): „Ich habe das Wenige mit Ernst und Sorgfalt zu Steuer der Wahrheit niedergeschrieben, für gescheite Leute, die sich aus Haltbare halten wollen. Die Philhellenen des Tags werden schiefe Mäuler darüber ziehen, deshalb steht es da. Über die Angelegenheit, wenn man sie weiter führen wollte, ist noch gar viel zu sagen; auch steht das Nächste schon auf dem Papier; alles auszusprechen ist noch nicht Zeit.“ Die Fortsetzung erschien erst in den nachgelassenen Werken VI, 353—359. Sie beginnt mit den Worten: „Eben als wir im Begriff sind.“

Wort in That zu verwandeln, Wort und Redensweise zu Schutz und Schirm als Verteidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des östlichen Reiches daher entsprungen, welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzu deutlich; wir aber sprechen dieses nur mit wenigen Worten aus, um schnell zum Anschauen zu bringen, wie die priesterliche Gewalt sich durchaus den Majestätsrechten gleichzustellen gewußt. Als nun in späterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden; aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fesseln?

Da fand man denn geraten, die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge desto gewisser zu sein. Ließ man aber dem geistlichen Oberhaupte auch nur einen Teil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwengliche Vorteile, grenzenlose Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine bestehende Synode wurden Patriarchen und Erzbischöfe gewählt, die letzteren auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Pascha durfte sich in geistliche Händel mischen, noch sie vor seine Gerichtsstelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was sonst noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt sterbenden Geistlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abscheidenden.

Zwar verfuhren die Überwinder folgerecht genug, um allmählich auch die Geister wehrlos zu machen. Die einzeln stehenden Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, alle Schulen geschlossen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöster hatte man bestehen lassen, da denn die Mönche nach echt orientaler Weise sich ihrer Kirchen und Kapellen bedienten, um Kinder zu versammeln, sie bei gottesdienstlichen Ceremonieen mit assistieren zu lassen, ihnen bei dieser Gelegenheit durch Katechisation das Nötige beizubringen und dadurch Religion und Kultus im stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß schon in der alten byzantinischen Verfassung der Patriarch nicht allein

von religiosen Männern, von Priestern und Mönchen umgeben gewesen, sondern daß er auch einen Kreis, einen Hofstaat von Weltgeistlichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien — denn verheiratet war ja der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen Zeiten her einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würdestellen einnahmen, deren griechischerweise zusammengesetzte, vielsilbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Kaste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitztümer aller Klöster, die Aufsicht darüber sowie über deren Haushalt war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenem Besitz bei dem Untergange des griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb, versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angebornen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald ans Ende der Stadt in eine geringe, unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahegelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfangs gegen ihre frühern Zustände gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwei Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gnadenblick einer dem tyrannischen

Überwinder abgenötigten Gunst alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Korporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenstuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Abkömmlinge der letzten Litteratoren und Sophisten des Heidentums, alle Ursache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden, so werden diese Laien gewiß nicht zurückgeblieben sein, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das, was von Unterricht nur irgend noch möglich war, mitzuwirken gesucht und sich selbst, um einer solchen Oberaufsicht wert zu sein, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der altgriechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester, als sie ihre Würde gegen die betriebsame Menge verwahren mußte, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß unter den Kreuzfahrern, Venezianern und Genuesen sich den stammelnden Kinderdialekt der abendländischen Sprachen und statt herrlicher geistreicher Formung und Beugung nur Partikeln und Auxiliarien gleichsam stotternd hatte gefallen lassen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsal entstellte Sprache wiederherzustellen bemüht ist, so streng und zudringlich verfahren; wie sollten diejenigen, welche ein reines Altherkömmliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt sein?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beschäftigten Weltgeistlichen waren dagegen genötigt, sich mit dem Volke abzugeben; sie mußten seine Sprache sprechen, wenn sie bessern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verschmähen, wodurch ein solcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach sich verbreitenden Schulunterrichts, den sie von dem Hauptsitze aus

13. nur. In Kunst und Altertum statt dessen „und“.

zu beleben hatten, eine Wirksamkeit, die über den Archipel, bis zum Berg Athos, nach Larissa und Thessalien hinreichte, so wird man folgern, daß sie, überall mit allen Nationen zusammentreffend, in fremden Sprachen sich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Interesse teil zu nehmen hatten.

Der Geschichtskundige wird diesem stillen, gewissermaßen geheimen Gang durch zwei Jahrhunderte zu folgen wissen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieses niedergebeugte Geschlecht, diese von einem abgelegenen Quartier benamseten Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünstigt, an den ersten Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Walachei hervortreten.

Hier nun glauben wir unserer Einleitung nach oben ausgesprochener Absicht genug gethan zu haben und dürfen wohl dem Leser auf Seite 25 deuten, wo er die drei Epochen der neugriechischen Litteratur angezeigt und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700 bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freieren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbesserte das Geschick der Nation in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studieren.

Die zweite Periode, von 1750—1800, zeichnet sich besonders aus durch Einführung europäischer wissenschaftlicher Kenntnisse. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der Philosophie angehörig; die Schulen vervielfältigten sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studiert, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datiert vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung, besonders aber studierte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt,

9. von einem abgelegenen Quartier Konstantinopels, Fanar.

brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit, große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korais vorzüglich, und alles war bemüht, die Nation eines Platzes unter den civilisierten Europas würdig zu machen. 5

Gar mannigfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor, auch die unsrigen mitzuteilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edlen Gouverneur versammeln, daß die Unterrichteten, Weisen und Klugen mit Rat, 10 die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit reinmenschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Überzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit, sich erweisen und betragen mögen. 15

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 353—359.)

Eben als wir im Begriff sind, Vorstehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Christian Müller zu Genf die Übersetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgeraten, wie sich's von einem so vorzüglichen Litterator 20 denken läßt.

Da ich so viel Anteil an dem Original genommen, so war nichts natürlicher, als daß ich mich sogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorstehendem Aufsatz veranlaßt hatte Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfasser sonst günstig ge- 25 sinnte Übersetzer S. 72 und 77 in beigefügten Noten auf einmal als dessen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren Herkommen und Wirkung wir historisch zu entwickeln getrachtet, feindselig behandelt.

Widerspruch gegen meine Überzeugung ist mir in einem 30 hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne besondere Bemühung erfahre, wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweise im mindesten abzuweichen genötigt werde.

Und so gestehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie

9 f. um den edlen Gouverneur versammeln. Am 11. April 1827 war Kapo d'Istrias zum Präsidenten der griechischen Republik gewählt worden. — 13. Fanarioten im höheren Sinne, mit Bezug auf die eigentliche Bedeutung von Fanar (fanarium), Leuchtturm.

Jacovaky Rizo-Neroulos, der sich noch jetzt ehemaligen Premier-Minister der griechischen Hospodare in der Moldau und Walachei nennt und unterschreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zustande sah, wie er als Vor-
5 tragender, Vorlesender, Belehrender genötigt ist, seine Darstellung unmethodisch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verständnis beruht, als Parenthese zu geben; wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet, vor Zuhörern, die sich Freunde nennen, seinem Adel zu entsagen, seine fürstlichen Vorfahren zu verleugnen,
10 die langjährigen edeln, stillen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihres Märtyrertums als eines gleichgiltigen Geschicks zu gedenken und die stillen Thränen, die er ihrem Grabe zollt, vor seinen Zuhörern beschämt zu verbergen. Diese jammervollen Zustände, die wir aus dem
15 Original schon herausahneten, werden durch die Noten des werten Übersetzers ganz offenbar. Denn der wackere Neroulos mußte angesichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten, daß man an ihm den Geruch einer ab-
20 geschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand, ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edlen Mann nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne" durchbrechen konnte, bleibt
25 ein Rätsel, das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaßen abgenötigte Äußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein
30 dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

---

35 Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurteilen wollen, so dürfen

28 ff. ihm hat sich ... bringt. Vergl. Sprüche in Prosa Nr. 29. — 35 f. Wenn wir die Vorwürfe ... beurteilen wollen. Die Fanarioten standen infolge ihrer glänzenden

wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domkapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmekiden, die Fanarioten von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt, nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig, und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich notwendig bilden muß.

Erinnert man sich der bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannigfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen, so wird man denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz Recht und Einfluß ihrer Kaste unter einem despotischen Oberhaupte zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen, sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswert zu sein, jederzeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Äußerungen eines reisenden Engländers zu statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im stillen vorbereiteten Explosion jene um den Patriarchen von Konstantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie auf der Insel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, besuchte, wo auch unser Rizo noch, den Beginn der großen Epoche erwartend und voraussehend, scheinbar mit Altertümern sich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, scharfem Blick jene Zustände durchschaute. Wir setzen die hierher sich beziehende Stelle, deren Lakonismus kaum zu verstehen, unmöglich aber zu übersetzen wäre, im Original hier bei und lassen eine Paraphrase derselben als Entwickelung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été longtemps signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres Byzantins: cette accu-

Stellungen in der türkischen Diplomatie, Verwaltung und Finanzwelt dem Aufstand der übrigen Griechen durchaus nicht freundlich gegenüber, und hatten deshalb viele Vorwürfe zu ertragen.

sation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le temps et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever, malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man schon längst als Erben aller Laster ihrer Byzantinischen Vorfahren angeklagt, auch diese Beschuldigung zuversichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie sollten aber auch die Griechen überhaupt jene schönen, edlen Eigenschaften, weshalb ihre freien Urväter so hoch geschätzt sind, durch eine Reihe höchst bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, beim Verfall des morgenländischen Kaisertums den Einflüssen eines verdorbenen Hofes, theologisch-verworrener Parteiungen, einer eigensinnig willkürlichen Gesetzgebung widerstehen? Mußten sie nicht, in diese Verworrenheiten verschlungen, alle Freiheit des Geistes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

Unter einem solchen, durch türkische Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete sich in dem griechischen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in sittlichen Dingen, woraus sich denn bei fortdauernder Sklaverei eine gewohnt-hinterlistige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim ersten Antritt auffällt.

Diese Laster und Mängel können nicht augenblicklich verschwinden, und nur das edelste Beginnen, die gewaltsamsten Zuckungen konnten so altherkömmliche Verwöhnungen besiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufschwung nach dem Bessern hin verleihen."

Leukothea, von Dr. Karl Iken. Leipzig 1827. 2 Bände.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 342—343.)

Dieses Werk wird einem jeden, der sich mit den hellenischen Angelegenheiten näher beschäftigt, willkommen und brauchbar sein Aus dem Neugriechischen übersetzte Briefe über die Zeitereignisse bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umständlich ausgelegt wird. Man kann daher dieses Werk als Kompendium, Kommentar und Sammlung von Kollektaneen betrachten, woran man sich vielseitig unterrichten wird.

Der meiste Stoff ist aus französischen und englischen Werken zusammengetragen, ein Verzeichnis neugriechischer Schriftsteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt und das Ganze durch den Versuch eines Personen-, Sachen- und Wörterverzeichnisses zugänglicher gemacht.

Aus dem Gesagten erhellt nun schon, daß man diese sämtlichen Materialien mit Vorsicht und Kritik zu brauchen habe, indem sie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten sind, dem man nicht zumuten kann, seinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechische Volkslieder,

herausgegeben von Kind, Grimma 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 343—345.)

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Prosodie des Neugriechischen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgeteilt, denen sodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetischer Ordnung folgen.

Ein sehr willkommenes, brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorschritt in den Kenntnissen der Verdienste neugriechischer Nationalpoesie thun Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu sichten haben, was denn eigentlich an diesen Gedichten das Schätzenswerte sei. Keine Nation hat noch zu

1. Leukothea, Briefe über Staatswesen, Litteratur und Dichtkunst des neuen Griechenlands. — 20. Neugriechische Volkslieder. Nachdem Herr v. Harthausen ihm seine Griechenlieder mitgeteilt hatte, erfuhr Goethe zuerst wieder von dieser Dichtung durch Fauriels Chants populaires de la Grèce (Paris 1824—1825). Wie er darüber urteilte, lehrt eine Stelle aus einem Briefe des Fräulein v. Jacob an Kopitar: „Goethe hat die kleinste Meinung von den bewußten Griechenliedern. 'Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot! Lorbeern her! Blut! Blut!' sagt er, 'das ist noch keine Poesie'"

keiner Zeit das Vorrecht erhalten, nur gute und grundwürdige Poesieen hervorzubringen. Und so möchte denn auch mancher dieser Gesänge einen patriotisch-historischen Wert haben, ohne wegen des poetischen hervorgezogen zu werden

Ich versuche nun, ob mir gelingen möchte, zu den in gegenwärtiger Zeitschrift (IV. 1. 54) übersetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Wert hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt schon aussprechen, daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das sich an dichterischem Wert dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder teilnehmende Vögel wiederholt sich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders ist es mit jenem Falle beschaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephthen davongetragen hat und mit demselben, eh er es aufspeist, eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterscheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Gestalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos oder Litthauische Volkslieder, herausgegeben von L. J. Rhesa. Königsberg 1825.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 345—346.)

Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt. Schon Herder liebte die lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama Die Fischerin sind einige von seinen Übersetzungen geflossen. Außerdem liegt bereits seit mehreren Jahren eine starke Sammlung solcher wohlverdeutschter Gedichte

5 f. zu den in gegenwärtiger ... zwölf Liedern. An jener Stelle sind nur sechs Lieder abgedruckt. — 19. Dainos oder Litthauische Volkslieder. Vgl. oben S. 164. In Kunst und Altertum beginnt der Aufsatz mit den Worten: „Auch diese Sammlung darf einer Bibliothek, die sich mit der Nationalpoesie beschäftigt, nicht fehlen. Die Übersetzung sowie die beigefügten Anmerkungen" u. s. w. und endet bei „die Knaben zu Pferde steigen". Dort ist also nur der dritte und vierte Absatz vorhanden. Der erste vollständige Druck steht in den nachgelassenen Werken VI, 364—367 — 23. Schon Herder ... sehr. In seinen „Volksliedern" sind eine ganze Anzahl lettischer Gesänge enthalten, noch früher (im 33. Litteraturbrief 1759) hatte sich Lessing mit diesen Dichtungen befaßt. — 24 f. in mein kleines Drama ... geflossen. Siehe Bd. 7, 291. Es ist übrigens nur das eine a. a. O S. 317 stehende Lied ein litauisches. — 25 ff. Außerdem liegt bereits ... ruhen ließ. Annalen 1820: „Als völligen Gegensatz erwähne ich hier einer schriftlichen Sammlung lettischer Lieder, die ebenso begrenzt, wie jene [Touti Nameh] grenzenlos sich in dem natürlichsten, einfachsten Kreise bewegten."

bei mir, die ich, wie so manches Andere, in Hoffnung dessen, was gegenwärtig geschieht, im stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von litthauischen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigentümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung giebt der Sammler wünschenswerte Aufschlüsse über Inhalt und Rhythmus; auch teilt er Notizen über jene Litteratur mit und drückt sich im allgemeinen über diese Dichtart folgendermaßen aus: „Die litthauischen Volkslieder, Dainos, sind größtenteils erotischer Gattung; sie besingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, schildern das Glück des häuslichen Lebens und stellen die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchst einfache Weise vor Augen. In dieser Hinsicht bildet die ganze Sammlung gleichsam einen Cyklus der Liebe von ihrer ersten Veranlassung durch die verschiedensten Abstufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben. Eine ernste Wehmut, eine sanfte Melancholie verbreitet über diese Lieder einen sehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe ist hier nicht eine ausschweifende Leidenschaft, sondern jene ernste, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menschen ahnen läßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieser wundervollen Seelenneigung liegt.“

Die Übersetzung sowie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen sind schätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Wert verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtschaft wären aufgestellt worden: vom Spinnermädchen und Webermädchen durch Natürliches und Phantastisches bis zu Krieg und Kriegsgeschrei. Wie sie jetzt unter einander stehen, zerstreuen sie Gefühl und Einbildungskraft und zerstören zuletzt beide, weil Sensationen aller Art sich doch am Ende nach einer gewissen Einheit zurücksehnen.

Als merkwürdig würde man sodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken sei, daß man jemals darauf sittlich und dichterisch aufgemerkt. Die Mädchen, sogleich wie sie erscheinen, wollen heiraten, die Knaben zu Pferde steigen.

Da es so viele Rubriken giebt, unter welche man die Gedichte verteilt, so möcht' ich diese mit dem Namen Zustands-

gedichte bezeichnen; denn sie drücken die Gefühle in einem gewissen entschiedenen Zustande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denselben; das Gemüt schwebt elegisch über dem beschränktesten Raum.

Und so sind denn diese Lieder anzusehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur und also der Poesie viel näher ist als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe ist viel häufiger, als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter sei, sieht man am sichersten bei Gelegenheits- und solchen Zustandsgedichten: das erste faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beschränkt sich mit zarter Neigung in einen engen Raum und spielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man sich unauflöslich beschränkt sieht. Beide nehmen ihren Wert von dem prägnanten Stoff, den sie ergreifen, dem sie sich widmen, und verlangen von ihren Fähigkeiten nicht mehr, als sie leisten können.

Daß der Herausgeber sich mit einsichtiger Wahl auf die Hälfte der in seinem Besitz befindlichen Lieder beschränkt hat, ist sehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrierenden Teil der echten Litteratur machen, so müssen sie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. Ist die Gelegenheit, ist der Zustand erschöpft, so begnüge man sich in diesem Kreise, wie der Sammler hier sehr löblich gethan hat.

Es kommt mir bei stiller Betrachtung sehr oft wundersam vor, daß man die Volkslieder so sehr anstaunt und sie so hoch erhebt. Es giebt nur eine Poesie, die echte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vorteile; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen.

J. F. Castellis Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 355.)

Diese Sammlung, uns erst angekündigt, ist nach und neben dem Vorstehenden willkommen. Es sind grammatische Andeutungen und ein Idiotikon zugleich versprochen, wodurch sie sich desto schneller den verwandten und geschätzten anschließen werden.

Altböhmische Gedichte.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 355.)

Wir haben davon schon einiges zur Sprache gebracht, hoffen aber nächstens deshalb weiteres vermelden zu können, da uns die Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums neben so vielen andern Belehrungen auch hierüber nähere Kenntnis verleiht und zusagt.

Zum nähern Verständnis des Gedichts „Dem Könige die Muse", gewidmet dem 28. August 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 362—368.)

Vorgemeldetes, durch bildende Kunst zeitgemäß errichtetes Denkmal veranlaßt uns, jenes poetisch gewagten Gedächtnisbildes

1. J. F. Castellis Gedichte. Erschienen 1828. Der Verfasser, ein bekannter Wiener Dialektdichter, lebte 1781—1862, und schrieb u. a. den Text zu Weigls „Schweizerfamilie" und die Travestie der Schicksalstragödien „Der Schicksalsstrumpf". Seine Gedichte sind das erste Erzeugnis der österreichischen Dialektdichtung. — 4. neben dem Vorstehenden, den übrigen angezeigten Werken zur „nationellen Dichtung". Unmittelbar vorher geht die nicht von Goethe verfaßte Besprechung von Holteis Gedichten in schlesischer Mundart. — 4 f. grammatische Andeutungen und ein Idiotikon. Erst 1847 erschien in Wien Castellis „Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns". — 8. Altböhmische Gedichte. Siehe oben S. 238 und Goethes Bericht über die „Monatsschrift" aus dem Jahre 1830. Goethe hatte nach seinem Briefe an den Grafen Sternberg vom 27. November 1827 die Absicht, in diesem Hefte der böhmischen patriotischen Monatsschrift „nach Würden zu gedenken"; doch ist außer dieser kurzen Erwähnung nichts, was sie betrifft, darin enthalten. — 15 f. Zum nähern Verständnis des Gedichts „Dem Könige die Muse". Am 28. August 1827 hatte König Ludwig I. von Bayern Goethe das Großkreuz des Verdienstordens vom h. Michael überreicht. Auf Goethes Veranlassung feierte der Kanzler v. Müller den König in einer Reihe von Gedichten, die mit dem Titel „Dem Könige die Muse, 28. August 1827" an der Spitze von Kunst und Altertum VI, 2 erschienen. Goethen schien es nicht zu behagen (Gespräch mit Müller vom 7. September 1827). An Boisserée schrieb er (2. März 1828): „Indessen steht das Gedicht an den König im neuesten Stück voran; einige Noten zur notwendigsten Aufklärung desselben werden gegen das Ende eingeschaltet, da es denn wohl Gelegenheit giebt, etwas Bescheiden-sinniges über das einzige Ereignis auszusprechen." — 19 f. Vorgemeldetes ... Denkmal, das von Coudray projektierte, dem fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum Karl Augusts gewidmete „Pentazonium Vimariense", über dessen Zeichnung Goethe unmittelbar vorher berichtet hatte.

zu gedenken, womit wir den Anfang unseres Heftes schmücken durften, wie es Ihro Königlichen Majestät in Bayern festlichem Aufenthalt in Weimar bescheidentlich gewidmet worden. Wenn die Muse sich in ihren Darstellungen lakonisch auszudrücken hatte, so ist es gewiß nicht unangenehm, ja, es wird gefordert, das dort Angedeutete mit einiger Ausführlichkeit nunmehr erläutert zu finden. Denn jenes Gedicht, das durchaus sich auf Zustände, Umstände und Gelegenheiten bezieht, verlangt notwendig Bemerkungen, damit es auch jedem Lesenden ebenso deutlich sei als denen Personen, für die es gedichtet und niedergeschrieben worden.

Brückenau.

Ihro Königliche Hoheit der Großherzog von Weimar, vieljähriger vertrauter Freund Ihro Majestät Maximilians König von Bayern, hatten nach Höchstdessen Hintritte nichts Angelegeners, als mit dem erhabenen Königlichen Sohn und Nachfolger so schöne Verhältnisse fortzusetzen und zu erneuern. Als nun König Ludwig in dem so lieblichen und durch kronprinzliche Vorsorge ausgestatteten Brückenau sich im Sommer 1826 befand, eilte der Großherzog dahin, um in den anmutigen Gegenden, welche jenes Gedicht schildert, und an die so manche Erinnerung froher Vorzeit sich knüpfte, einer freiern und gemütlichen Zusammenkunft zu genießen.

Wilhelmsthal.

Da nun dieser Besuch von Wilhelmsthal aus, einem nahe bei Eisenach gelegenen großherzoglichen Lustort, nachbarlich unternommen ward, so durfte man der Hoffnung leben, daß in diesen romantischen Berggründen, deren Schilderung der Dichter gleichfalls wagt, und wo auch die Frau Großherzogin ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegt, ein nachbarlicher Besuch von Ihro Majestät dem Könige würde veranlaßt und erleichtert werden.

Durch verschiedene Umstände gehindert, unterblieb jedoch der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Weimarischen Herrschaften im Jahr 1827, worauf denn der König deshalb einen weitern Weg zu unternehmen sich nicht abhalten ließ und, Wilhelmsthal vorbeigehend,

Wartburg

besuchte, sich dort unerkannt dem Zudringen bedeutender altertümlichen Betrachtungen hingab, sodann aber dem eigentlichen Ziel ungesäumt entgegeneilte, seine erlauchten Wirte in

Weimar

zu begrüßen. Hier traf der erhabene, überall teilnehmende Fürst gerade zu einem Fest ein, welches die dortigen Bewohner einem altbewährten Mitbürger freundlich veranstaltet hatten. Er verherrlichte dasselbe durch seine aufmerkende Gegenwart und krönte die schönen Gaben, welche dem Gefeierten an diesem Tage beschert wurden, auf das Herrlichste. Nach allen Seiten umsichtig, am Vergangenen wie am Gegenwärtigen teilnehmend, unterhielt Er sich vielfach über Weimars jüngste Vorzeit, und so konnte es nicht fehlen, daß auch der

Tiefurtischen

Räume und der hohen Fürstin gedacht wurde, die da in der Mitte freundlichster Naturumgebung zugleich geist- und kunstreiche Unterhaltungen um sich her anzuregen und zu beleben gewußt hatte.

Ein innigstes Anliegen aber war es Ihm,

Schillers Wohnung

zu betreten. Hier, von der bürgerlich umfangenden Enge gerührt, hörte man Ihn beteuern: es sei zweifach bewundernswert, wie Schiller in so eingeschlossenen Räumen so großartig freie Schöpfungen habe hervorrufen können; Er würde diesen trefflichen Mann, hätt' Er ihn noch am Leben gefunden, sogleich nach Rom in die Villa di Malta versetzt und ihm zur Pflicht gemacht haben, das so herrlich angefangene Drama Die Malteser in den klassischen Räumen auszuführen und Roms Geschichte unter Roms Ruinen zu schreiben.

Sodann in

25 ff. Er würde diesen trefflichen Mann ... zu schreiben. Vgl. Unterhaltung mit dem Kanzler v. Müller vom 30. August 1827, wo Goethe mit Bezug auf die Äußerung des Königs seine Ansicht dahin ausspricht, daß Italien Schillern nicht zugesagt, ihn eher erdrückt, als gehoben haben würde. Seine Individualität sei durchaus nicht nach außen, nicht realistisch gewesen.

Belvedere,

teilnehmend an der glücklichen, großen Vorbildern nachlebenden Häuslichkeit der erbgroßherzoglichen Familie, widmete der König auch dem anspruchlosen Stillleben einer seltenen und mannigfaltigen Pflanzenwelt Neigung und Aufmerksamkeit. Auf der Rückkehr umschwebten ihn tausendfältige Erinnerungen in dem

Park

bei Weimar, und es schien keine Anmaßung, wenn die dort einheimische Muse vor Ihn zu treten und die bedeutenden Augenblicke dieser seltensten aller Erscheinungen festzuhalten und Ihm ehrerbietigst zu widmen trachtete. War sie doch selbst in jedem Bewußtsein würdigen Besitzes der Vergangenheit und Gegenwart durch so erhabene Teilnahme erfrischt und bestätigt, ja zu begeistertem Blicke in die Zukunft aufgeregt worden.

---

15 Histoire de la Vie et des Ouvrages de Molière, par J. Taschereau. Paris 1828.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 378—379.)

Genanntes Werk verdient von allen wahren Litteraturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen sein, ob sie gleich desselben, um ihn hochzuschätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener

15. Histoire de la Vie et des Ouvrages de Molière. Im Inhaltsverzeichnis steht bei diesem Artikel mit Bezug auf den folgenden Inhalt des Heftes: „der Herausgeber meist bis zu Ende". Wir bringen alles auf Litteratur Bezügliche zum Abdruck, da sich nicht entscheiden läßt was andern Verfassern angehört.

großer Bildung doch natürlich geblieben ist und wie mit sich, so auch mit andern nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.

Richelieu, ou la journée des dupes, comédie historique par Lemercier. 1828.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 380—382.)

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es ist wohl keine Frage, daß uns bei demselben der Tartuffe einfallen müsse, der sich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Kubus. Letzterer ist ein potenziierter Tartuffe; bloß in diesem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur, einiges Nützliche beiläufig zu sagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß; es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deshalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erscheinet. Bemerke man, wie und warum in den neuesten Zeiten eben dieses Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geschah, weil man es zum Nachteil einer Klasse Menschen deuten konnte, die, im stillen wirksam, dem Staatshaushalt schädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, so wird man finden, daß keineswegs das genial-ästhetische Verdienst aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde, es war eine gehässige Gegenwirkung, Parteien regten sich gegen einander, die eine wollte schaden, die andere sich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künstlerisch kluge Behandlung wirksam, ganz eigentlich vorwaltete.

9f. Richelieu, ou la journée des dupes, comédie historique par Lemercier. L. J. N. Lemercier (1771—1840), bekannter französischer Dramatiker.

Ganz anders mit Richelieu. Dieser hat keine bösen Absichten, die seine ist vielmehr höchst löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einsieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen imstande sei. Durch ihn wird niemand beschädigt, der König findet sich gesichert gegen äußere und innere Feinde; freilich ist beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakonisch, doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältnisse sind es, die auf einer so hohen Region mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugsamen Lächlen erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entschiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines solchen Ratgebers, er fühlt es, er folgt ihm, nur daß er, durch die fortstürmenden schwankenden Wogen der Leidenschaften, Velleitäten und Intriguen seiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unsicher und verlegen wird.

Die wider den Kardinal Verschwornen sind durchaus von der Art, daß der Leser kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weise ihre Partei ergreifen, wie er doch sonst wohl in Schauspielen dieser Art auf der Seite der Unzufriedenen zu sein beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Kardinal bei, an dem er sich nicht geirrt hat; denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt; der König ist seiner hohen Würde sicher, und selbst die Übrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprilsnarren (Dupes) bezeichnet, könnten sehr zufrieden sein, wenn sie einzusehen verstünden, daß, wär' ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweit und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Leichtsinn sich und zugleich das Königtum zu Grunde gerichtet hätten.

Und so steht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Litteratur überhaupt und besonders die französische interessiert, werde sich an den Charakteren und dem Wechselwirken derselben, an dem musterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Interesse, selbst in den Auftritten, die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen sich hervorhebenden Hauptscenen wahrhaft ergötzen. Zu bedauren möchte nur sein, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten, wo man es versteht, wird es verfänglich erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln.

Faust. Tragédie de Mr. de Goethe, traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. Delacroix.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 387—389.)

Wenn ich die französische Übersetzung meines Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werd' ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweist, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig sein, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält, von allem, was sie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen und durch das, was sie wünscht, auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud und Leid sich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden, sich nach demjenigen umzusehen, was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken, was auch ihm bereitet wird.

Ist nun jenes Gedicht seiner Natur nach in einem düstern Element empfangen, spielt es auf einem zwar mannigfaltigen, jedoch bänglichen Schauplatz, so nimmt es sich in der französischen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommnen gesteigert, so verschwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk sonst auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von dessen Dasein und Eigenschaften zu vergewissern.

Dabei ist aber eins besonders merkwürdig: daß ein bildender Künstler sich mit dieser Produktion in ihrem ersten Sinne dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in ihr

1. Faust. Über Stapfers Übersetzung der dramatischen Werke Goethes siehe oben S. 111 und 155. Der weimarische Oberbaudirektor Coudray hatte schon im Herbst 1826 einzelne Abdrücke der Illustrationen von Delacroix zum Faust mitgebracht, über die sich Goethe äußerst beifällig gegen Eckermann (am 29. November 1826) und in einem Brief an Reinhard (2. März 1827) aussprach.

ebenso aufgefaßt und einen unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr Delacroix, ein Maler von unleugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Älteren von Jüngeren öfters zu geschehen pflegt, den Pariser Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine Verdienste leugnen, noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr Delacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugnis zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohstem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegnes Spiel treiben mag, sich heimatlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

Elisabeth de France, Tragédie par Alexandre Soumet. (Globe, Tome VI, No. 55.)

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 391—392.)

Bei Gelegenheit dieses dem Schillerischen Don Karlos nachgebildeten Stückes sprechen sich die Verfasser des Globe folgendermaßen zu Gunsten der Werke unsres verewigten Freundes unbewunden aus:

„Dieser große Dichter idealisiert mehr als ein anderer seinen Gegenstand. Ganz reflektierendes Genie, lyrischem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er sie an in der Abstraktion und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Person aus; dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte und wirft den Typus hinein, den er ersonnen hat. Eine Epoche, ein Ereignis, ein Mensch wird wie durch Zauberei der Ausdruck seines geliebten Gedankens; wirkliche geschichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle,

19. Elisabeth de France. Erschienen 1828. Der Verfasser schrieb noch eine große Anzahl von Dramen und Epen. Er lebte 1788—1845.

Leidenschaften und Vorurteile jener Zeiten, alles modelt sich nach dem Bilde, das er im Grund seines Herzens trägt, alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt."

Der Raum unsrer Blätter mahnt uns, abzubrechen. Jede Zeitschrift, die hier fortfährt, das schöne Zeugnis, das ein Ausländer dem würdigen Freunde giebt, durch Übersetzung unsrer Nation mitzuteilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

Perkins Warbeck, Drame historique par M. Fontan. (Globe, Tome VI, No. 57.)

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 393.)

Auch hier wird unseres Schillers, seines projektierten Warbeck, seines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutschen, welche sich so lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden sich auch allmählich bequemen, den Westländern geneigter zu sein.

Dieselbige Zeitschrift (Tome VI, No. 58), nach Erwähnung einiger Übersetzungen und Nachahmungen von unserem Wilhelm Tell, schließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder, traduites par Quinet. Paris 1828.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 393—394.)

Die Einleitung, welche der Übersetzer seiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen, die Tag für Tag das Publikum mit Fremdem und Einheimischem bekannt zu machen verpflichtet sind; uns hat sie sowohl als die Übersetzung selbst zu schönen Betrachtungen Anlaß gegeben Wir sagen nur so viel:

8. Perkins Warbeck. Drame historique par M. Fontan. Louis Marie Fontan (1801—1839). Sein „Perkins Warbeck" erschien in Paris 1828. Über Schillers „Warbeck" und „Demetrius" siehe D. Nat.-Litt. Bd. 125, 101 ff. und 281 ff. — 22 f. Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder, tradnites par Quinet. Edgar Quinet (1803—1875) ließ seine Übersetzung der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" 1827 erscheinen, sein „Essai" über Herder folgte 1828 nach.

Ein vor funfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es seine Schuldigkeit gethan, so gut wie vergessen ist, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewissem Sinn schon so hochgebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer nach höherer Kenntnis strebenden Masse den menschlichsten Einfluß auszuüben.

Wallenstein. From the German of Frederick Schiller. Edinburgh 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 394—395.)

Wenn ich oben, Seite 271, auf das Gefühl hindeutete, welches Übersetzungen unsrer dichterischen Arbeiten jederzeit erregen müssen, so wird man mir gern zugestehen, daß ich bei einer Übersetzung Wallensteins eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieser höchst bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfasser nicht von der Seite. Er hatte die Gabe, über das, was er vorhatte, ja soeben arbeitete, sich mit Freunden besprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur seines ewig reflektierenden Geistes, störte seine Produktion keineswegs, sondern regelte sie und gab ihr Gestalt, wie aus unsrer durch zehn Jahre geführten Korrespondenz nächstens zu ersehen sein wird.

Bracht' ich nun nach seiner Vollendung dieses dreifache Werk gemeinschaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Proben, die Mühseligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig

8. Wallenstein. From the German of Frederick Schiller. Der Übersetzer ist George Moir, ein Edinburgher Advokat (gest. 1870). Goethe schreibt darüber an Carlyle (15. Juni 1828): „Die Übersetzung des Wallensteins hat auf mich einen ganz eignen Eindruck gemacht, da ich die ganze Zeit, als Schiller daran arbeitete, ihm nicht von der Seite kam, zuletzt, mit dem Stück völlig bekannt, solches vereint mit ihm auf das Theater brachte, allen Proben beiwohnte und dadurch mehr Qual und Pein erlebte, als billig, die nachfolgenden Vorstellungen nicht versäumen durfte, um die schwierige Darstellung immer höher zu steigern; so läßt sich's denken, daß dieses herrliche Stück mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte; auch hab' ich es in zwanzig Jahren nicht gesehen und nicht gelesen. Nun aber da ich es unerwartet in Shakespeares Sprache wieder gewahr werde, so tritt es auf einmal wie ein frischgefirnißtes Bild in allen seinen Teilen wieder vor mich, und ich ergötze mich daran wie vor Alters und noch dazu auf eine ganz eigene Weise. Sagen Sie das dem Übersetzer grüßend, nicht weniger auch, daß die Vorrede, die eben auch in dem rein teilnehmenden Sinn geschrieben ist, mir wohlgethan habe." — 11. oben (S. 271), in dem Gedicht „Ein Gleichnis" (Werke II, 281).

zur Erscheinung gelangte; wohnte ich so mancher Vorstellung in kritisch dirigierendem Sinne bei, klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauspielers individuellem, nicht immer rein korrespondierenden Sprachton mir vor die Ohren, wußt' ich das Gedicht auswendig; so wird man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, so daß ich es in vielen Jahren weder wiedersehen noch lesen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakespear's entgegen, die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterseelen ging mir lebhaft auf; es war das erste frische wieder, dasselbe in einem andern und so neu, daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte. Die Vorrede ist höchst bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schillerschen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu übersetzen wagt, giebt er historische Kenntnis, den Schlußgesang aber übersetzt er, und wir vernehmen ihn aufs neue in fremder Sprache ebenso aufregend, wie er vor Jahren auf uns wirkte.

(Edinburgh Reviews.)

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 396—398.)

Des Edinburgh Review, sodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir diesmal nur flüchtig erwähnen.

Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltlitteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. Wenn nun diesmal mehrere Gesellschaften, welche

19. (Edinburgh Reviews.) Im Text ist der Aufsatz ohne Überschrift, im Inhaltsverzeichnis ist er so wie hier bezeichnet. Übrigens paßt der Titel „Edinburgh Reviews" nicht; denn die Foreign Review und die Foreign Quarterly Review erschienen in London. Herausgeber der Edinburgh Review war Jeffrey, die beiden andern wurden von Fraser und Lockhart geleitet. Alle drei beschäftigten sich viel mit ausländischer, besonders deutscher Litteratur. Goethe schreibt an Carlyle 15. Juni 1828: „Vier Hefte Ihrer zwei Zeitschriften, die sich mit fremdem Interesse beschäftigen, liegen vor mir, und ich muß wiederholen, daß vielleicht noch nie der Fall eintrat, daß eine Nation um die andere sich so genau umgethan, daß eine Nation an der andern so viel teilgenommen, als jetzt die schottische an der deutschen."

die britischen Inseln mit dem Ausland bekannt zu machen die Absicht haben, in sich selbst wirklich übereinstimmend erfunden werden, so erfahren wir Ausländer dadurch, wie man dort gesinnt ist, wie man denkt und urteilt. Im ganzen gestehen wir gern, daß sie höchst ernst, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen, und für uns wird das Resultat sein, daß wir über unsre eigne kaum vergangene Litteratur, die wir gewissermaßen schon beseitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzustellen genötigt werden. Bemerkenswert ist besonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier, worin derselbige wirkt, bei dieser Gelegenheit zu überschauen.

Von Wilhelm Hoffmanns Werken ausgehend, sprechen sie von der Zulässigkeit des Übernatürlichen in ersonnenen Dichtungen (on the Supernatural in fictitious Compositions). Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beispiel, die Teilnahme Bouterweks durch freundschaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus von Klingemann giebt Gelegenheit, das neuere deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen.

Viktor Cousins philosophische Fragmente geben Anlaß, ungünstig von der deutschen Philosophie überhaupt zu sprechen und sich zuletzt für Jacobis Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutschen Reisenden veranlassen den Referenten, auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutschland gern als eine große Einheit sehen möchten und als Mittelpunkt derselben uns eine große Hauptstadt wünschen. Bei den Assassinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu sehr als Parteischriftsteller auftrete und den Widerwillen gegen die neusten geheimen Gesellschaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufsatz, der von einigen Schriften, welche Franz Horn angehören, ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise, die Labyrinthe deutscher

13 ff. Von Wilhelm Hoffmanns ... Compositions. Von Walter Scott. Siehe oben S. 276 ff. — 15 f. Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze. Der Aufsatz über ihn ist von George Moir verfaßt (Carlyle an Goethe 18. April 1828). Über Schulze siehe D. Nat.-Litt. Bd. 147. — 18 f. Ahasverus von Klingemann, dem Leiter des Braunschweiger Theaters (1777—1831), erschienen 1827. — 21. Viktor Cousins philosophische Fragmente, erschienen 1826. — 27. Assassinen des Herrn von Hammer, aus dem Jahre 1818.

Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen. Werners Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben; aber wir gestehen gern, daß uns der Mut fehlte, jenen Komplex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre bei redlich menschlicher Teilnahme bitterlich gelitten, nochmals historisch-kritisch gelassenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweise jener Kunstrichter fordert in vielfachem Sinne unsere Aufmerksamkeit. Bei mannigfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinstimmenden Urteile auf eine, wo nicht geschlossene Gesellschaft, doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weise herangewachsener Zeitgenossen. Bewundernswürdig ist der redliche Fleiß, sind die sorgfältigen Bemühungen, die sie anwenden, sich in unsern verwickelten ästhetisch-litterarischen Zuständen umzuschauen, sie von einem höhern Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken, daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commerzio e Teatri. Milano.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 398—400.)

Eine Zeitschrift, mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Äußeres, welches einen Beweis giebt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publikum zu ehren wisse.

Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können den Mitarbeitern sowohl wie den Redaktoren das beste Zeugnis geben.

1 ff. Werners Leben und Schriften ... zu verfolgen. Über Werner hatte in der Foreign Review Nr. 1 Thomas Carlyle gehandelt. Goethe schreibt an ihn (15. Juni 1828): „Eine so genaue als liebevolle Aufmerksamkeit setzt sich durchaus fort und fort, ja ich darf sagen, daß ich gewisse Eigenheiten vorübergegangenen bedeutenden Menschen abgewonnen sehe, in dem Grade, um mir gewissermaßen Angst zu machen, solche Persönlichkeiten, die mir im Leben gar manchen Verdruß gebracht, möchten wieder auferstehen und ihr leidiges Spiel von vorne beginnen. Dergleichen war der unselige Werner, dessen fratzenhaftes Betragen, bei einem entschiedenen Talente, mir viel Not gemacht, indessen ich ihn aufs treuste und freundlichste zu fördern suchte. Ich mußte Ihren Aufsatz zuerst weglegen, bis in der Folge die Bewunderung Ihrer Einsicht in dieses seltsame Individuum den Widerwillen besiegte, den ich gegen die Erinnerung selbst empfand." — 19 f. L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commerzio e Teatri. Mehrfach rühmte Goethe seinen Freunden die neue italienische Zeitung. Die hier angezeigten 47 Blätter hatte er nach einem Brief an den Grafen Sternberg am 10. Juni 1828 in Händen. Den 3. August sandte er dem Faktor Reichel in Augsburg ein Paket für die Herausgeber des „Eco". Leiter der Zeitschrift war Lampato.

Sie offenbaren durchaus einen reinen, geistvoll heiteren Freisinn, hinlängliche Übersicht fremder Litteratur neusten Datums, überhaupt Umsicht von hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im ganzen.

Sie sind auf dem Altertum und auf ihrer ältesten Litteratur gegründet; sodann aber vernimmt man, was die Italiener neuerlich unter sich verkehren, was sie dem Ausländer mitteilen möchten, was sie von uns, mit besonderer Gunst angesehnen Deutschen, und wie sie es brauchen können, wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug, dafür zu sorgen, was das Publikum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerte. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italienischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern, daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in sprachtümlichem Konflikt liege. Dabei ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der italienischen Sprache im Auslande zur Benutzung beim Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute, was sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren.

Eunomia, von Dr. Karl Iken. 3 Bände. Grimma, 1827.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 413.)

Genanntes Buch schlagen wir gegenwärtig lieber auf als zur Epoche, da es uns zuerst dargeboten war. Wer mochte wohl in den Tagen der grimmigsten Anarchie an verdiente Personen denken, die der Nation von jeher Ehre machten, da man gerade diese unterdrückt, verfolgt und von aller Einwirkung ausgeschlossen wußte.

26. „Eunomia, Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa. In Originalen und Übersetzungen. Aus englischen und französischen Werken und aus dem Munde geborener Griechen entlehnt. Mit Beiträgen von verschiedenen Verfassern. Für Gelehrte und Nichtgelehrte gesammelt von Karl Iken.“ Über ein in demselben Hefte besprochenes Buch ähnlichen Inhalts von demselben Verfasser siehe oben S. 292.

Jetzt, da ein edler, von den allerhöchsten Mächten begünstigter Gouverneur den Seeraub nach außen, den wucherlichen Raub nach innen zu vertilgen bemüht ist, fängt man an, nach jenen Persönlichkeiten und Verhältnissen sich wieder zuversichtlich umzuschauen, Übergewicht und Einwirkung der Bessern unsern Wünschen und Hoffnungen gemäß endlich erwartend.

Tausend und Ein Tag. Morgenländische Erzählungen, nach von der Hagens Übersetzung. Sieben Bände. Prenzlau 1828.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 414—415.)

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit scheint zwar kein Gesetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin- und herzuschwanken; aber, genau besehen, wird sie auf mannigfaltige Weise geregelt: durch Gefühl, durch sittliche Forderungen, durch Bedürfnis des Hörers, am glücklichsten aber durch den Geschmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtsame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der Tausend und Eine Nacht findet sich eine große Abstufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags und eben jener geheimen Bedingungen, denen die Einbildungskraft im stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der Tausend und Ein Tag, jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerschaften fortzusetzen. Der Stoff scheint unerschöpflich, die Behandlung willkürlich. Indessen ist doch ein gewisser Kreis geschlossen, dessen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten, den forschenden Geist unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Überlieferte mehr oder weniger teilnehmend an sich vorübergehen läßt.

1 f. ein edler ... Gouverneur. Kapo d'Istrias. — 7. Tausend und Ein Tag. Goethe an F. v. d. Hagen 28. April 1827: „Für die Mitteilung von Tausend und Einen Tag, 1. Band, bekenne ich mich schönstens dankbar. Schon mit den späteren Teilen der von Ihnen herausgegebenen Tausend und Eine Nacht fand sich ein merklicher Unterschied des Sinnes und Tons angenehm zu beobachten. Diese neuesten Märchen haben abermals etwas Anderes, wie es der Zeitgeschmack und das Bedürfnis der Hörer scheint verlangt zu haben." „Tausend und Ein Tag" ist keine orientalische Sammlung, sondern eine französische Nachahmung von „Tausend und Eine Nacht", die 1710 von de la Croix und Lesage in Paris herausgegeben wurde. Von v. d. Hagens Übersetzung erschienen bis 1832 noch weitere vier Bände. — 18 f. Tausend und Eine Nacht, herausgegeben von v. d. Hagen, Habicht und Schall, Breslau 1825. Die weiterhin erwähnte zweite Auflage erschien in Breslau 1827, ihre Illustrationen sind in dem unmittelbar vorhergehenden Artikel in Kunst und Altertum besprochen.

Wir wünschen auch dieser Sammlung eine zweite Auflage und dürfen sie hoffen, da sie den ausländischen Gehalt in gar gutem deutschen Stil vorträgt, und da würde es ganz besonders angenehm sein, wenn der Prenzlauer Verleger, dem Breslauer nacheifernd, mit Holzschnitten obgemeldter Art das Werk zu schmücken die Aufmerksamkeit haben möchte.

Alfred Nicolovius, über Goethe. Erster Teil. Leipzig 1828.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 427—428.)

Wenn es gleich wunderlich scheinen möchte, daß ich ein mich so nahe angehendes Werk in diesem Verfolg berühre, so ergiebt sich's doch im Lebensgange ganz natürlich, da ich dasselbe von vorgelobtem Künstler höchst schön gebunden vor mir sehe.

Ist es mehr oder weniger bedenklich, an dasjenige, was man gethan und geleistet, in späteren Jahren erinnert zu werden, so ist es wohl noch apprehensiver, wie man auf andere gewirkt und wie man von ihnen durch Rückwirkung gefördert, gestört und gehindert worden, gewissermaßen protokolliert zu sehen. Ein mir sehr werter, von der Natur wohl begabter, nah verwandter junger Mann hat das Interesse gehabt, obgenanntes Buch zu sammeln, um dadurch in Wohlmeinung mit Herrn Varnhagen von Ense zu wetteifern. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nur flüchtig hineinblicken durfte; denn wer möchte gern Rechnungen früherer Jahre und die einzelnen Posten des Credit und Debet wieder durchsehen, wenn man das Summa summarum längst gezogen, den Verlust verschmerzt und den Gewinn verzehrt hat. Möge es dem Herausgeber und allen wohlwollenden Lesern glücklich und nach Wunsch gelingen, aus diesem Konflikt von Meinungen, diesem Widerstreit von Lob und Tadel zu eignem Nutzen und Frommen sich irgend ein heilsames Resultat endlich zu gewinnen.

---

7. Alfred Nicolovius, über Goethe. Der vollständige Titel lautet: Über Goethe. Litterarische und Artistische Nachrichten. 1. Teil. Mit den Schattenrissen von Goethes Vater und Mutter. Der Verfasser übersandte das Buch an Goethe, seinen Großoheim, zu dessen Geburtstag 1827. Goethe dankte am 18. September für „die merkwürdige Gabe" und schrieb am 2. Oktober in ähnlichem Sinne, wie hier. — 11 f. von vorgelobtem Künstler. Ein Artikel über „Karl Lehmanns Buchbinderarbeiten" geht unmittelbar voraus. — 20 f. mit Herrn Varnhagen von Ense zu wetteifern. Anspielung auf dessen Schrift „Goethe in den Zeugnissen der Zeitlebenden". 1823.

Helena in Edinburgh, Paris und Moskau.

The Foreign Review, No. II. 1828. p. 430. Le Globe. Tom. VI. No. 34. p. 209. Der Moskowische Bote. Nr. 21. 1827, S. 79.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Zweites Heft. 1828. S. 129 f.)

Hier strebt nun der Schotte, das Werk zu durchdringen, der Franzose, es zu verstehen, der Russe, es sich anzueignen. Und so hätten die Herren Carlyle, Ampère und Schewireff ganz ohne Verabredung die sämtlichen Kategorieen der möglichen Teilnahme an einem Kunst- oder Naturprodukt vollständig durchgeführt. Das Weitere hierüber zu verhandeln, sei unsern wohlwollenden Freunden überlassen. Sie werden, das Ineinandergreifen jenes dreifachen, nie scharf zu trennenden Strebens bemerkend und bezeichnend, uns über die mannigfaltigsten ästhetischen Einwirkungen aufzuklären, erwünschte Gelegenheit davon hernehmen.

---

1. Helena in Edinburgh, Paris und Moskau. Goethe an Carlyle 15. Juni 1828: „Desto erfreulicher [im Vergleich zu dem Artikel über Zach. Werner] war mir Ihre Behandlung der Helena. Sie haben auch hier sich nach eigner schöner Weise benommen, und da zu gleicher Zeit aus Paris und Moskau über dieses so lange gehegte und gepflegte Werk mir zwei Aufsätze zukamen, so sprach ich mich darüber folgendergestalt aus: Der Schotte sucht das Werk zu durchdringen, der Franzose es zu verstehen, und der Russe es sich anzueignen. Unverabredet haben also diese drei die sämtlichen Kategorieen der Teilnahme an einem ästhetischen Werke dargestellt; wobei sich versteht, daß diese drei Arten nicht entschieden getrennt sein können, sondern immer eine jede die andern zu ihren Zwecken zu Hilfe rufen wird. Da ich mich aber in solche Betrachtungen nicht einlassen darf, obgleich bei solchem Zusammenstellen gar manches Erfreuliche und Nützliche zu sagen wäre, so habe ich einen jungen Freund [Eckermann] ersucht, sich darüber auszusprechen mit Rücksicht auf die unter uns geführten Gespräche.“ Dies geschah in Eckermanns Brief an Carlyle von demselben Tage. Vgl. Goethe an Zelter 21. Mai 1828. Ampère hatte im Mai 1827 Goethe besucht und dabei war sehr viel von der „Helena“ gesprochen worden. Schewireff hatte an der bezeichneten Stelle im „Moskowskoi Wjesinik“ eine Übersetzung von Faust II, 4661—4773 („Du siehst mich, Königin, zurück“ bis „Bestätigung wer giebt sie?“ „„Meine Hand““) gegeben und eine Inhaltsangabe der „Helena“ mit lobender Schlußbemerkung hinzugefügt. M. Borchardt hatte die Arbeit mit seinem Aufsatz „Goethes Würdigung in Rußland und zur Würdigung von Rußland“ an den Dichter gesandt, der am 1. Mai 1828 dafür dankte.

1829.

Widmung des Briefwechsels mit Schiller.

(Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Sechster Teil. Stuttgart und Tübingen. 1829. Acht Seiten Vorstoß.)

An Seine Majestät den König von Bayern.

Allerdurchlauchtigster
Allergnädigst regierender König und Herr,

In Bezug auf die von Ew. Königl. Majestät zu meinem unvergeßlichen Freunde gnädigst gefaßte Neigung mußte mir gar oft, bei abschließlicher Durchsicht des mit ihm vieljährig gepflogenen Briefwechsels, die Überzeugung beigehen: wie sehr demselben das Glück, Ew. Majestät anzugehören, wäre zu wünschen gewesen. Jetzt da ich nach beendigter Arbeit von ihm abermals zu scheiden genötigt bin, beschäftigen mich ganz eigene, jedoch dieser Lage nicht ungemäße Gedanken.

In Zeiten, wenn uns eine wichtige, auf unser Leben einflußreiche Person verläßt, pflegen wir auf unser eigenes Selbst zurückzukehren, gewohnt nur dasjenige schmerzlich zu empfinden, was wir persönlich für die Folge zu entbehren haben. In meiner Lage war dies von der größten Bedeutung: denn mir fehlte nunmehr eine innig vertraute Teilnahme, ich vermißte eine geistreiche Anregung und was nur einen löblichen Wetteifer befördern konnte.

2. Widmung des Briefwechsels mit Schiller. Bisher nur in der ersten und vierten Auflage des Briefwechsels, sowie in der von Vorberger besorgten Ausgabe desselben (in der Kollektion Spemann) gedruckt. Goethe hatte von König Ludwig II. von Bayern eine Reihe von Gunstbezeugungen erfahren, unter denen der oben (S. 296) erwähnte Besuch des Königs und die gleichzeitig verliehene hohe Ordensauszeichnung hervorragten. Auch zu Goethes Geburtstag 1829 hatte der König wieder durch Übersendung des Abgusses einer Niobide und einen eigenhändigen Brief seine Teilnahme bezeugt. Diese ungewöhnliche fürstliche Gunst zu erwidern, ist die Widmung des Edelsten, was Goethe zu bieten hatte, bestimmt.

Dies empfand ich damals aufs schmerzlichste; aber der Gedanke, wie viel auch Er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Teilnahme und Mitteilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmut über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte.

Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung.

Wäre nun das Leben des Dichters auf diese Weise Ew. Majestät gewidmet gewesen, so dürfen wohl auch diese Briefe, die einen wichtigen Teil des strebsamsten Daseins darstellen, Allerhöchstdenenselben bescheiden vorgelegt werden. Sie geben ein treues unmittelbares Bild, und lassen erfreulich sehen: wie in Freundschaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgesinnten, besonders auch mit mir, er unablässig gestrebt und gewirkt, und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen.

Seien also diese sorgfältig erhaltenen Erinnerungen hiemit zur rechten Stelle gebracht, in der Überzeugung, Ew. Majestät werde gegen den Überbliebenen, sowohl aus eigner höchster Bewegung, als auch um des abgeschiedenen Freundes willen, die bisher zugewandte Gnade fernerhin bewahren, damit, wenn es mir auch nicht verliehen war, in jene ausgebreitete königliche Thätigkeit eingeordnet mitzuwirken, mir doch das erhebende Gefühl fortdaure, mit dankbarem Herzen die großen Unternehmungen segnend, dem Geleisteten und dessen weitausgreifendem Einfluß nicht fremd geblieben zu sein.

11 ff. Durch allerhöchste Gunst ... versetzt worden. Vgl. oben S. 298, 25 ff.

In reinster Verehrung mit unverlöschlicher Dankbarkeit lebenswierig verharrend

Weimar, den 18. Oktober 1829

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigster Diener

Johann Wolfgang von Goethe.

King Coal.

(Goethes nachgelassene Werke. Elfter Band. 1833. S. 195—198.)

Die englische Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wissenschaftlichen Männer das ins Ganze Versammelte sowie das einzeln Gefundene baldmöglichst in Thätigkeit zu bringen suchen; am sichersten kann dies geschehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hiezu verschmähen sie kein Mittel, und es möchte vielleicht wunderlich scheinen, daß sie, indem andere Völkerschaften sich mit Streit und Zwist, was als Hypothese oder als Methode gelten soll, leidenschaftlich umhertreiben, sie durch Gedichte ernster und scherzhafter Art das, was jedermann wissen sollte, unter die Menge bringen.

Didaktische Gedichte sind in England wohl aufgenommen; ein neueres, durchaus munteres und glücklich humoristisches verdient näher gekannt zu sein. Es soll die geognostischen Kenntnisse nicht etwa popular machen, sondern vielmehr geistreiche Menschen zur Annäherung berufen. Übrigens nehmen sie den Gebirgsbau im Sinne der Wernerschen Schule, und mehr braucht auch ein frei umblickender Reisender nicht, um sich an vielen vorüberfliegenden Gegenständen zu interessieren. Das Gedicht ist in drei Teilen geschrieben; der erste: King Coal's Levee, or geological etiquette (By John Scafe).

7. King Coal. Schon früher, in dem Aufsatz „über das Lehrgedicht" (oben S. 199, 31 ff.) hat Goethe das humoristische Epos „King Coals Levee, or geological etiquette" (König Kohles Morgenaudienz oder geologische Hofetiquette), London 1819, erwähnt. In einem Briefe an den englischen Verleger John Murray vom 30. März 1831, dessen Inhalt Strehlke (Goethes Briefe I, 495) angiebt, bittet Goethe, dem Verfasser ein freundliches Wort von ihm zu bringen und ihn seiner Teilnahme an der geistreichen Arbeit zu versichern. In der Chronologie der Entstehung Goethescher Schriften wird der Aufsatz über „King Coal" ins Jahr 1829 gesetzt. — 24. der Wernerschen Schule. Das System des berühmten Geologen Abraham Gottlob Werner, das den Einfluß der vulkanischen Thätigkeit bei der Bildung der Erde völlig leugnete, hatte Goethe als leidenschaftlicher Neptunist angenommen und verfocht es im zweiten Teil des Faust V. 3241 ff.

König Coal, der Beherrscher, um seiner Gemahlin Pyrites zu gefallen, fordert die sämtlichen Gebirgsarten von England und Wallis durch ein gebieterisches Erdbeben zusammen. Er auf seinem schwarzen Throne sitzend, ernst und stattlich, sie munter und glänzend, präsidieren in dem Audienzsaal, der von glimmergeschmückten Wänden ein blendendes Gaslicht zurückwirft.

Die Gebirgsarten kommen; ihre Rangordnung ist festgesetzt. Herzog Granit kommt zuerst, angekündigt durch Gneis; jener mit Würde einhertretend, wird vom König Coal begrüßt; Gneis aber erscheint im verwitterten Zustande und prägt keinen Respekt ein. Hierauf tritt Marquis Schiefer heran; er ist aber auch nicht in den besten Gesundheitsumständen. Hierauf kommt die Gräfin Porphyry als Witwe, sie hat ihre Prachtgarderobe in Ägypten gelassen; die Königin spottet über ihre schlechte Tracht, der König erklärt sie für eine gelehrte Dame, die um ihren Anzug nicht genug besorgt sei.

Ein schöner Mann, grün gekleidet, vornehm, aber von geringen Besitzungen, Graf Serpentin, erscheint. Dann tritt Viscount Syenit hervor, jenem obengenannten Herzog Granit sehr ähnlich; er schien sich selbst zu gefallen, denn er besaß große Herrschaften; er war mit einem gewissen Hornblende verwandt, einem trockenen Manne; sie waren aber beide so intime Freunde, daß, wer den einen sah, den andern zu sehen glaubte.

Graf Grauwacke tritt kühnlich auf, tüchtigen Ansehens, mit sommerfleckigem Gesichte. Der Zauberer Werner in Sachsen hatte ihn auferzogen, und nun mit großem Selbstvertrauen machte er Ansprüche auf die Besitzungen des Thonschiefers; der König meint jedoch, der Streit könne noch lange währen.

Nachbar Wasserblei, ein weitläufiger Verwandter des Königs, der über sein trauriges Schicksal, immer eingesperrt zu werden, melancholisch geworden, zeigt sich nur wenig im Vorübergehen. Nun tritt ein bedeutender Mann, Sandstein der ältere, nachdem er lange vergebens auf seinen Vetter, Sandstein den jüngern, gewartet, allein in die Audienz. Ihm folgt sogleich Sir Lorenz Urkalk, ein reichbegüterter Herr, unverheiratet, aber Freund von Miß Gypsum, die er ihres Reichtums wegen wohl geheiratet hätte, doch ihre süße Nichte Selenit macht gleichfalls

1. Pyrites, Schwefelkies. — 37. Selenit, Gypsspat.

Ansprüche an ihn; doch hat sie keine Reichtümer zu erben, und dies macht die Wahl zweifelhaft.

Die beiden Sandsteine machen auch Ansprüche an Miß Gypsum; der jüngere führt Salz in allen seinen Reden, wenn auch kein attisches; auch hat das Geschlecht Sandstein viele Seitenverwandte, wovon die meisten nicht präsentabel sind, aber alle stolz, weil sie sich von dem großen Pair Lord Quarz herschreiben.

Aber Sir Lorenz Urkalk ist bei Hofe wohlgesehen und von ausgebreiteten Besitzungen; seine vier Söhne werden gleichfalls aufgeführt und dabei Vetter Mergel nicht vergessen.

Nun aber entschuldigt Sir Lorenz seine Mutter, Lady Marmor, wegen ihrer entfernten Wohnung, worauf König Coal seine Gemahlin belehrt, was das für eine schöne Dame gewesen, ja wohl noch sei, zwar in England nicht einheimisch, doch in allen großen Häusern wohl aufgenommen. Er rühmt ihre hohe Politur und versichert, an welchen Hof sie käme, würde sie sich wohl zu Hause fühlen, ja, es sei jetzt eine Intrigue im Werk, sie so hoch als möglich zu erheben; denn man höre wiederholt, Canova bezeige ihr große Aufmerksamkeit.

Der jüngere Sandstein mit Miß Gypsum am Arme treten vor, jedes von seiner Seite gar freundlich mit den Herren und Damen vom Hofe liebäugelnd.

Nun erscheint Tufstein, wunderlich bewaffnet; er war nicht er selbst, ja er schien betrunken. Mit seltsamem Prunk hatte er mit Eidechsen und Fischen sein Haupt geziert. Sein Schild war eine calcinierte Schildkrötenschale; ein Ammonshorn brannte in der Mitte als Nabel, er ritt auf einem Krokodil und zeigte sich als Herr sämtlicher Fossilien.

Nun kommt Flözkalk und mit ihm der muntere, hartherzige Bube Flint. Flözkalk, im südlichen England wohnend, konnte niemals ohne diesen Kobold sein.

Hans Mergel und Jakob Thon kommen von Scheppis-Eiland und waren bei Hof wohl empfangen; die Königin war eine Freundin von Muscheln und hatte dem Jakob Thon aufgetragen, ihr eine Sammlung zu veranstalten. Auch die Botanik ward nicht hintangesetzt und die Pflanzen der Vorwelt sorgfältig gesammelt. Deshalb erhält denn Jakob Thon eine gute Aufnahme, schmeichelt den Majestäten und sucht sich auch hier festzusetzen.

Nun kommt, zwar etwas spät, Baron Basalt mit kühnem

Auftreten, von Lady Grünstein und Page Zeolith begleitet. Der Baron sieht sich verächtlich um, und da er keine Säulen sieht, findet er den Saal unwürdig; Staffa und Fingalshöhlen seien ganz was anderes, meint er. Er verbarg seine Verachtung nicht, und man muß ihm das nicht übel nehmen, da er als vollkommener Architekt berühmt war.

(Paralipomena.)

(Goethes Werke. 29. Teil. Berlin. Hempel o. J. S. 347—348.)

Unter denen zurückgebliebenen oder vielmehr zurückgehaltenen Gedichten ist eine bedeutende Anzahl, welche vielleicht niemals öffentlich erscheinen zu lassen rätlich ist; sie sind meinem Sohne als Geheimnis in die Hände gegeben, um solche künftighin mit Beirat der verbündeten Freunde entweder zu zerstören oder sonst darüber zu verfügen. Es verhält sich aber damit folgendermaßen. Da ich weder meine frühsten Arbeiten noch meine späteren jemals herausgegeben, als bis ich mich über das Urteil der Welt darüber völlig gleich fühlte, da ich jede Kontrovers im Ästhetischen, Sittlichen, ja Wissenschaftlichen zu vermeiden mich bestimmt hatte und nur im letzteren Fach ganz neuerlich eine Ausnahme zu machen für gut fand, so wollte ich doch als Mensch dem menschlichen Gefühl nicht widerstreben, welches uns bei unfreundlicher und unartiger Erwiderung einer wohlgemeinten Gabe natürlich zu überfallen pflegt. Ich habe daher seit den „Freuden des jungen Werthers" bis auf den heutigen Tag bei allen Versuchen, meine Wirkung zu stören, zu schmälern, zu vernichten, die sich von Zeit zu Zeit bei der großen Masse mißwollender Menschen wiederholen mußten, mit dem besten Humor ein Schnippchen in der Tasche geschlagen

7. (Paralipomena.) Zuerst in der Hempelschen Ausgabe durch v. B. aus dem Nachlaß des Kanzlers Müller mitgeteiltes Diktat Goethes ohne die Überschrift. Als früheste Zeit der Entstehung bezeichnet v. B. das Jahr 1825, „an dessen 21. März Goethe dem Kanzler v. Müller den Wunsch zu erkennen gab, diesen und den Professor Riemer zu Vollstreckern seines litterarischen Nachlasses zu ernennen". Als Grenze können wir, da Goethes Sohn als Inhaber der ungedruckten Gedichte bezeichnet ist, das Jahr 1830 bestimmen, in dem August v. Goethe am 27. Oktober verschied. — v. B. führt noch eine Anzahl von Stellen auf, wo sich Goethe über die Paralipomena äußert: Annalen 1816 und 1821, Ankündigung des Divan (Bd. 31, S. 219, Z. 32), an v. Woltmann 8. Februar 1816 und an Zelter 21. Juni 1827; endlich bei Falck, Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt S. 92 ff. — 18 ff. und nur im letzteren Fach ... für gut fand. Falls Goethe hier nicht seine entschiedene Parteinahme gegen Newton meint, die allerdings in viel frühere Zeit fällt, kann sich die Anspielung nur auf seine Beteiligung an dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire im Frühjahr und Sommer 1829 beziehen. Dadurch gewinnen wir eine neue Zeitbestimmung für den Aufsatz. — 23. seit den Freuden des jungen Werthers, von Fr. Nicolai. Abgedruckt D. Nat.-Litt. Bd. 72, 365 ff.

und ganz im stillen meinen Gegnern etwas angehängt und damit geistreiche, wohlwollende Freunde oft unterhalten, ohne dadurch dem Öffentlichen beschwerlich zu sein oder zu irgendeiner Erschütterung Anlaß zu geben.

Dasselbige gilt von solchen Gedichten politischen Inhalts, wo es ebenso gefährlich, für diese oder jene Seite auch nur scheinbar dichterisch sich zu erklären oder sich zu unvermeidlicher Quetschung zwischen beide zu stellen. Mögen meine Freunde künftighin darüber entscheiden, wie ihnen denn auch das Endurteil über jugendliche Versuche, die teils zu schwach, teils zu frech möchten gefunden werden, anheimgegeben bleibt.

Ferneres über Weltlitteratur.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 134—141.)

Einwendung.

Wenn nun aber eine solche Weltlitteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts andres von ihr erwarten, als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; diejenigen aber, die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus giebt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg, den sie einschlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert sein, und deshalb lehnen sie ab und verhindern die Fördernis dessen, was sie selbst

12. Ferneres über Weltlitteratur. Der zweite Teil dieses Aufsatzes, beginnend mit „Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer", stimmt genau mit dem Briefe Goethes an die Berliner „Gesellschaft für in- und ausländische Litteratur" vom 11. November 1829 überein. Wie es scheint, haben Riemer und Eckermann den im Nachlaß vorgefundenen Entwurf des Briefes für eine selbständige Betrachtung gehalten, ohne von der früheren Verwendung etwas zu wissen.

fördern könnte. Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesflut sich entgegenzusetzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen, bis die Strömung vorübergegangen ist. Die Haupttröstung, ja die vorzüglichste Ermunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen, kräftig einzuwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es schon in manchen Fällen wohlgethan sein mag, dem Leser nicht grad das Gedachte zu überliefern, vielmehr sein eignes Denken aufzuwecken und anzuregen, so möcht' es doch wohlgethan sein, die eben ausgesprochene, vor geraumer Zeit niedergeschriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage, ob diese oder jene Beschäftigung, welcher sich der Mensch widmet, auch nützlich sei, wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt besonders wieder hervortreten, wo es niemand mehr erlaubt ist, nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden; hier sieht er sich genötigt, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse anderer zu sorgen; und da fragt sich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, diesen aufdringlichen Pflichten genugzuthun? Da bleibt nun nichts übrig, als sich selbst zu sagen, nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten; dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochener Entschluß sein.

Der Mensch frage sich selbst, wozu er am besten tauge, um dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden. Er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spätesten und höchst vorsichtig als Meister.

Weiß er mit einsichtiger Bescheidenheit die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachstum seiner Fähigkeiten zu steigern, um sich bei ihr, dadurch nutzend, einzuschmeicheln, so wird er stufenweise seinen Zweck erreichen und, wenn ihm das Höchste gelingt, behaglich wirken können.

Über Fördernisse und Hindernisse, wie sie die empirische Welt darreicht oder zwischenschiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; so viel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: sich um der Gunst des Tags willen abzuhetzen, bringt keinen Vorteil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigentümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und diese sind es auch, wodurch die Nationen sich unter einander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Äußerlichkeiten dieser innern Eigentümlichkeit kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt, noch erkannt; nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst, sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation, wie die des einzelnen Menschen unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über das, was zum Vorschein kommt.

Ohne mir anzumaßen, diese Geheimnisse zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit, sie auszusprechen. Nur so viel will ich sagen, daß nach meiner Einsicht das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am thätigsten ist, und daß sie deshalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden. Gern sagt' ich mehr; aber es führt zu weit, und man müßte sehr ausführlich sein, um sich verständlich, und um das, was man zu sagen hat, annehmlich zu machen.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammenbegab, um besonders von deutscher Poesie Kenntnis zu nehmen, so war dies auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswert, indem diese Personen sämtlich, als gebildete Männer von dem übrigen deutschen Litteratur- und Staatswesen im allgemeinen und besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Litteratur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften.

Sage man sich daher, daß die schöne Litteratur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Komplex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtigt.

36. vergegenwärtigt. Im Briefe „vergegenwärtige".

Dies geschieht nun zum Teil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es ist aber dieses nicht genug, sondern man hat noch hinzuzufügen, was die Ausländer in kritischen und referierenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Anteil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind. Wollte man zum Beispiel sich mit der französischen neusten Litteratur bekannt machen, so müßte man die seit zwei Jahren gehaltenen und im Druck erschienenen Vorlesungen, als Guizot, Cours d'histoire moderne, Villemain, Cours de littérature française, und Cousin, Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältnis, das sie unter sich und zu uns haben, geht hieraus am deutlichsten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die schneller erscheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, La Revue Française und das zuletzt erscheinende Tageblatt Le Temps. Keins von allen diesen ist zu entbehren, wenn wir das Hin und Wider jener in Frankreich sich balancierenden großen Bewegungen und alle daraus entspringenden Wogungen vor unserm Geiste lebendig erhalten wollen.

Die französische Poesie, sowie die französische Litteratur trennt sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität; in der neusten Zeit erscheint sie natürlich immer als Opposition und bietet alles Talent auf, um sich geltend zu machen, um den Gegenteil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nötig hat, geistreich zu sein.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich be-

1. nun. Im Briefe „nur". — 2 f. Es ist aber dieses nicht genug. Im Brief „Dies ist aber nicht hinlänglich". — 4. die Ausländer. Im Brief „sie". — 10 ff. Guizot, Cours d'histoire moderne 1828—1830, Villemain, Cours de littérature française 1828—1830, Cousin, Cours de l'histoire de la philosophie 1828. — 19. erhalten wollen. Darauf folgt im Briefe: „Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere; am wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das, was es ist. Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen: 'daß die französische ... Litteratur sich nicht einen ... Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich ... Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, um sich'." — 24. denn. Im Briefe „dann".

urteilen; und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht.

Befolgt man den oben vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von allem, was öffentlich wird und der Öffentlichkeit sich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen schnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte.

Aus allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Litteratur der neusten Zeit zu durchdringen. Über die englische wie über die italienische müßte man wieder besonders reden; denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse.

---

2. denken macht. Im Briefe folgt: „Darf ich aufrichtig reden, so wird hierdurch ein größerer Vorteil erzielt, als wenn wir uns mit ausländischen Dichtern in Korrespondenz setzen wollten. Die besten bleiben immer in ihrem Kreis beschränkte Individuen, welche in solchem Falle gar nichts thun können als schönstens zu danken, wenn man ihre Sachen gut findet. Setzt man daran aus, so ist das Verhältnis sogleich aufgehoben. Befolgt man aber jenen vorgeschlagenen Gang . . ..“

1830.

Blicke ins Reich der Gnade. Sammlung evangelischer Predigten, von D. Krummacher, Pfarrer zu Gemarke. Elberfeld 1828. 16 Gr.

(Kritische Prediger-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. J. F. Röhr. Elfter Band. Erstes Heft. Neustadt a. d. Orla. 1830. S. 21. 22.) 5

Gemarke ist ein ansehnlicher Marktflecken von 380 Häusern, mit Stadtfreiheiten, im Wupperthale und Amte Barmen des Herzogtumes Berg, wenig über Elberfeld gelegen. Die Einwohner haben ansehnliche Leinen-, Band-, Bettdrillich- und Zwirnmanufakturen und treiben mit diesen Waren sowie mit gebleichtem 10 Garne einen ausgebreiteten Handel. Der Ort hat eine reformierte und eine kleine katholische Kirche.

In diesem Orte steht Herr Krummacher als Prediger. Sein Publikum besteht aus Fabrikanten, Verlegern und Arbeitern, denen Weberei die Hauptsache ist. Sie sind in ihrem engen Be- 15 zirke als sittliche Menschen anzusehen, denen alles daran gelegen sein muß, daß nichts Excentrisches vorkomme, deshalb denn auch von auffallenden Verbrechen unter ihnen kaum die Rede sein wird. Sie leben in mehr oder weniger beschränkten häuslichen Zuständen, allem ausgesetzt, was der Mensch als Mensch im Sittlichen, im 20

2. Blicke ins Reich der Gnade. Der Weimarer Oberhofprediger Röhr leitet die Recension mit einer Vorrede ein, worin er sagt, er sei gar nicht gemeint gewesen das Buch anzuzeigen, da der Verfasser seine homiletischen Unarten freiwillig anerkenne, sich darin gefalle und unverbesserlich darin verharren wolle. „Zu gleicher Zeit glaubte aber der Herausgeber auch den hochverehrten Nestor unserer deutschen Litteratur, welcher die verschiedenartigsten Erscheinungen derselben noch stets mit jugendlichem Interesse verfolgt und würdigt, auf diese Predigten aufmerksam machen und um sein Urteil über dieselben ersuchen zu müssen. Dieser las sich tief in sie hinein und gab sie, begleitet von einem Aufsatze, zurück, durch welchen er sich einigermaßen Rechenschaft geben wollte, wie in unserer Zeit ein Mann, den man doch für vernünftig halten sollte, auf solche Verirrungen geraten könne'. Diesen Aufsatz hat der Herausgeber Erlaubnis, auch seinen Lesern vorzulegen, und er thut dies um so freudiger, je überraschter sich dieselben eben an dieser Stelle von dem Treffenden und Geistvollen seines Inhaltes fühlen werden." — Der Verfasser des besprochenen Buches, Friedrich Wilhelm Krummacher (1796—1868), ist der Sohn des Parabeln-Dichters. Er war ein starrer Orthodoxer und heftiger Gegner des Rationalismus.

Leidenschaftlichen und im Körperlichen zu erdulden hat. Daher im Durchschnitte viele kranke und gedrückte Gemüter unter denselben zu finden sind. Im allgemeinen aber sind sie unbekannt mit allem, was die Einbildungskraft und das Gefühl erregt, und obgleich auf den Hausverstand zurückgeführt, doch für Geist und Herz einiger aufregender Nahrung bedürftig.

Die Weber sind von jeher als ein abstrus-religiöses Volk bekannt, wodurch sie sich im stillen wohl unter einander genugthun mögen. Der Prediger scheint das Seelenbedürfnis seiner Gemeinde dadurch befriedigen zu wollen, daß er ihren Zustand behaglich, ihre Mängel erträglich darstellt, auch die Hoffnung auf ein gegenwärtiges und künftiges Gute zu beleben gedenkt. Dies scheint der Zweck dieser Predigten zu sein, bei denen er folgendes Verfahren beliebt.

Er nimmt die deutsche Übersetzung der Bibel, wie sie daliegt, ohne weitere Kritik, buchstäblich geltend, als kanonisch an und deutet sie wie ein ungelehrter Kirchenvater nach seinem schon fertigen Systeme willkürlich aus. Sogar die Überschriften der Kapitel dienen ihm zum Texte und die herkömmlichen Parallelstellen als Beweise; ja, er zieht dasselbe Wort, wo es auch und in welchem Sinne es vorkommt, zu seinem Gebrauche heran und findet dadurch für seine Meinungen eine Quelle von überfließenden Gründen, die er besonders zu Beruhigung und Trost anwendet.

Er setzt voraus, der Mensch tauge von Haus aus nichts, droht auch wohl einmal mit Teufeln und ewiger Hölle; doch hat er stets das Mittel der Erlösung und Rechtfertigung bei der Hand. Daß jemand dadurch rein und besser werde, verlangt er nicht, zufrieden, daß es auch nicht schade, weil, das Vorhergesagte zugegeben, auf oder ab die Heilung immer bereit ist und schon das Vertrauen zum Arzte als Arznei betrachtet werden kann.

Auf diese Weise wird sein Vortrag tropisch und bilderreich, die Einbildungskraft nach allen Seiten hingewiesen und zerstreut, das Gefühl aber konzentriert und beschwichtigt. Und so kann sich ein jeder dünken, er gehe gebessert nach Hause, wenn auch mehr sein Ohr als sein Herz in Anspruch genommen wurde.

Wie sich nun diese Behandlungsart des Religiösen zu den schon bekannten ähnlichen aller separatistischen Gemeinden, Herrnhuter, Pietisten ꝛc. verhalte, ist offenbar, und man sieht wohl ein, wie ein Geistlicher solcher Art willkommen sein mag, da die Be-

wohner jener Gegenden, wie anfangs bemerkt, sämtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deshalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen, welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.

Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

Erster Jahrgang. Prag, im Verlag des Böhmischen Museums. 1827. Zwölf Stücke.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Berlin 1830. März Nr. 58—60. Erster Band. 8°. Sp. 457—480.)

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deswegen giebt sie auch in

8f. Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Unter dem Datum vom 6. März 1827 erhielt Goethe durch Hegel und Varnhagen von Ense die Aufforderung zur Teilnahme an den neu begründeten „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik". Er dankte dafür am 15. März, gewährte gern die Erlaubnis, seinen Namen unter die Zahl der Mitarbeiter zu setzen, bat aber, den Arbeiten eine Zeit lang zusehen zu dürfen, „damit ich ihre Zwecke, Absichten, Gesinnungen, die mir im allgemeinen gar wohl bekannt sind, auch im einzelnen kennen lerne und dadurch veranlaßt werde, von demjenigen, was mir am meisten anliegt, den Umständen gemäß etwas Würdiges mitzuteilen". Nachdem er sodann am 8. November 1827 den bis dahin erschienenen Nummern der Zeitschrift Beifall gespendet hatte, bot er am 19. Februar 1828 Varnhagen eine Arbeit für das Jahrbuch an. Er fragt: „Ob Sie ... eine Recension brauchen können des ersten Jahrgangs der Monatsschrift der vaterländischen Gesellschaft in Böhmen? Meine vierzigjährige Bekanntschaft mit diesem Lande würde mich in den Fall setzen, bei dieser Gelegenheit gar mannigfaltiges Lesbare darüber auszusprechen. In meinem neusten Stück Kunst und Altertum kann ich nur das Allgemeinste sagen und es würde mir angenehm sein, meine Leser dorthin zu verweisen." Die Stelle, auf die Goethe hier anspielt, steht in Kunst und Altertum VI, 2 (siehe oben S. 296). Schon früher hat er der Monatsschrift und der Gesellschaft, die sie herausgab, gedacht in dem Aufsatz „Böhmische Poesie" (S. 238). Dort ist auch das Nötige über sein Verhältnis zu der Gesellschaft gesagt. Zum Zwecke der ausführlichen Besprechung für das Jahrbuch diktierte Goethe aus den zwölf Heften einen Auszug; er wurde aber zu breit, und so kam er nicht zu Ende und sandte, als Zeichen seines guten Willens, den Fascikel an den Grafen Sternberg (Briefe vom 29. Juni und 6. Juli 1829). Am 8. Juli schlug er dann dem Grafen vor, ein Mitarbeiter der Monatsschrift solle seinen Artikel redigieren und über die noch nicht besprochenen Hefte das Nötige hinzufügen. Dann würde er selbst es gern noch einmal durchsehen und nach Berlin senden. Am 4. Februar 1830 schickt Graf Sternberg an Goethe eine vom Professor Müller gelieferte Übersicht des Inhalts der Zeitschrift. Diese übergiebt Goethe am 13. Februar mit seiner eignen Arbeit und den an Sternberg in der Sache geschriebenen Briefen Varnhagen zur Redaktion, und dieser entledigt sich des Geschäfts zur Zufriedenheit Goethes, der ihm am 25. April 1830 schreibt: „Ew. Hochwohlgeboren empfangen den lebhaftesten Dank für die glückliche Art und Weise, wie Sie den stockenden Kahn vom Stapel laufen lassen; es bedurfte einer so frei einsichtigen Resolution, um diese Anfänge dem Untergange zu entziehn. Jene redlichen Bestrebungen unsrer böhmischen Freunde werden auf solche Weise zu einiger Evi-

dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles, was sie mitteilt, ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vorteil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannigfaltiges Eine unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen: Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends hin verzweigt ist; eine große, mannigfaltige Flußregion, fast durchaus von eignen Quellen bewässert, ein Kontinent mitten im Kontinente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend-sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte noch immer besteht, teilweise zerstört, teilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht und sich in der neueren Zeit durch Vorstädte nach außen fröhlich ins Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichster Kürze darzustellen, welchen Aufschluß uns über ein so wichtiges Innere die verbundene Gesellschaft durch ihre Mitteilungen zu geben geneigt ist, so ordnen wir die verschiedenen Teile unter gewisse Rubriken und wenden uns zuvörderst zu denjenigen, auf welche wir die Statistiker aufmerksam zu machen Ursach finden.

Bevölkerung Böhmens. Der Flächeninhalt dieses Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die gesamte Bevölkerung aber, Christen, Juden, Ausländer und Prag mit eingeschlossen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergiebt sich, daß die Volkszahl seit 34 Jahren fast um den vierten Teil gestiegen ist;

denz gebracht, und es wird doch wohl als ein löbliches Unternehmen betrachtet werden, Deutsche mit Deutschen näher bekannt zu machen, da wir denn nicht unterlassen können, fremde Nationen anzusprechen und von ihnen angesprochen zu werden. Wollten Sie mir das Aktenfaseikelchen zurückschicken, so verwahre ich es unter meinen grenzenlosen Papiervorräten mit einer sich selten realisierenden Hoffnung, davon gelegentlich weiteren Gebrauch zu machen." — Wie der Aufsatz in den „Jahrbüchern" vorliegt, scheint er nur das von Goethe Zusammengestellte zu enthalten; denn Goethes Angabe (an Varnhagen 13. Februar 1830), daß nach Fol. 14 sein Manuskript anfange, schematischer zu werden und nur noch der Aufsatz über den botanischen Garten zu Prag und die merkwürdige Brücke bei Karlsbad ausgeführt sei, findet durch die gedruckte Fassung ihre Bestätigung. — Wie Goethes Brief an Varnhagen vom 10. September 1830 zeigt, gedachte er auch den damals laufenden Jahrgang der Zeitschrift, die nun vierteljährlich erschien, für die Jahrbücher zu besprechen; doch ist es bei der Absicht geblieben.

der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältnis von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreise, die Zahl ihrer Einwohner, sowohl die stärkste als geringste, vor Augen gestellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Ursachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Klassen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältnis des männlichen zu dem weiblichen Geschlecht, ingleichen der Verheirateten zu den Ledigen, welches sich denn auch in den einzelnen Kreisen abändert und zu gar angenehmen geographischen und topographischen Betrachtungen Veranlassung giebt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen und die Durchschnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet; die Langelebenden sind bemerkt, die gewaltsamen Todesarten angezeigt und sogar nach Kreisen speziell aufgezeichnet.

Wir schließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers Dr. Stelzig, Physikus der Altstadt Prag, und treten seinem geäußerten Wunsche vollkommen bei: „Wer sollte wohl beim Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Fortsetzung wünschen, die uns zugleich auch über den moralischen, physischen und pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklärung geben möchte. Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen und als Materiale zu einer medizinischen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unsere besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen und diese gegenwärtige vaterländische Zeitschrift damit bereichern."

Bevölkerung der Hauptstadt. Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erfahrende Wünschenswerte nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegen.

Vaccination. Es bedarf keiner weitumsichtigen und durchdringenden Seelenkenntnis, um zu wissen, daß wenn man dem hülfsbedürftigen Menschen irgend eine neue Arznei oder sonstiges

Heilmittel anbietet, solche sogleich als universell und in allen Fällen erprobt angesprochen werden, daß aber sodann, wenn sich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerspruchsgeist alsobald Platz gewinnen und das, was bisher als zuverlässig und unzweifelhaft angesehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgestellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt sehen wir die Vaccination mit gleichem Schicksale bedroht. Und höchst verdienstlich ist die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne, nicht genugsam geprüfte Beispiele zu befestigen trachtet.

Böhmische Bäder. Am allgemeinsten und unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele Tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann. Es ist daher dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was sich daselbst Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieser Quellen geschieht.

Wie wir denn überhaupt wünschen, daß diese Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden sein, um den Fremden, der sich eine Zeit lang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichts- sowie der Naturfreund in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geschichte des großen Zwischenreichs in den Jahren 1439 bis 1453 läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hineinsehen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt oder auch wohl zwischen Würdigen und Mächtigen ins Schwanken gerät und deswegen sich nach auswärtigen Gewalthabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacký, dessen forschender Fleiß und scharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein kritischer Nachtrag und Angabe der historischen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die früheren und deren Wert und Zuverlässigkeit beleuchtet.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1464. Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt; seine Stellung zum Lande, zu den Nachbarstaaten, zu der Kirche war höchst schwierig, und als ein großdenkender, überschauender Mann hegt er den Gedanken, der späteren vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging: man müsse einen Fürstenbund schließen, um einem jeden das Seinige und einen friedlichen Zustand allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reisediarium, aus dem Böhmischen übersetzt, im natürlichsten Stile von einem Gesandtschaftsgenossen verfaßt, ist eins von den unschätzbaren Monumenten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweise keinen Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne. Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergiebt sich ein Ereignis, das uns gleichfalls den Geist jener Zeit aufs unmittelbarste vergegenwärtigt. Eine gewaltsame, unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse großer und vielgegliederter Familien. Ein grenzenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchst merkwürdig erscheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen: Geld zur Versöhnung der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen; sodann aber Schritte zu Prozessionen und Wallfahrten. Auch dieses ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648. Unter den historischen Aufsätzen zeichnet sich dieser vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende; schon sind die Gesandten in Westfalen versammelt, um den gewünschten Frieden endlich zustande zu bringen. Grade in diesem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und besetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadtteile des rechten Ufers der Moldau sich dagegen zur Wehre setzen, die Brücke verteidigen und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerschaft indessen leidet, ist eine furchtbare Geschichte.

Die Studenten und Professoren der Karolinischen Universität thun sich aufs kräftigste hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und so wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen besorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen sich musterhaft beim Löschen. Was aber die Bangigkeit dieser Beschreibung vermehrt, ist das Unbehülfliche beider Parteien, das sowohl im Angriff als in der Verteidigung und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unser Menschengefühl sich auf der Seite der Belagerten halten muß, so bewundert man ihren unbezwungenen Mut und ihre schlaflose Thätigkeit, unterdessen die Feinde, mit Macht und Ernst gleich anfangs die Stadt zu erstürmen unterlassend, sich rottenweis im Lande umhertreiben, brandschatzen, sengen und verderben.

Bei so großen, lange dauernden, höchst unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Teil der Belagerten sich davon durch irgend einen anständigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deshalb aufgesetzte Kapitulation giebt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Mensch seinen herkömmlichen Zustand ebenso wenig mit Willen als das Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht ist, doch alles bis auf das Geringste zu erhalten trachtet. Hier nun wird man sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man sieht, wie diese unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, Besitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr sind, doch noch alle Habe beisammen zu erhalten und ihrer Persönlichkeit die größte Willkür zu sichern gedenken.

Auch ist sie nie den Belagerern mitgeteilt worden, vielmehr scheint der kaiserliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit so viel Mut als Klugheit bisher das militärische Regiment geführt, auch hier abgeraten und verzögert zu haben, wohl wissend, daß wer, in den äußersten Fall gesetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erscheint, auch schon verloren ist.

Glücklicherweise macht noch zuletzt der in Westfalen geschlossene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchst beschädigte Stadt erfreut sich ihres Charakters; der Kaiser, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünstigt alle und vergißt es ganz, daß Verschiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüter in dem Augenblicke trennte, wo sie vereint für politisches Dasein und Selbsterhaltung kämpften.

Übergang zum Folgenden. Nachdem wir bei Krieg und Verderben unsre Darstellung verweilen lassen, ist es wohl Zeit, daß wir wieder zurückschreiten und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Absichten bei den wissenschaftlichen Anstalten der frühsten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unsere Leser an dem tapfern Betragen der Karolinischen Universitätsverwandten teilgenommen, so werden sie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieser Anstalt beschaffen gewesen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu sein erlauben, indem ähnliche Zustände, Gegensätze und Konflikte bis auf den heutigen Tag gewaltsam zu bemerken sind.

Universitäten zu Prag. Kaiser Karl IV. kam als ein Prinz aus dem Hause Luxemburg nach Frankreich und erhielt daselbst die ersten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrschen geborener Mann bemerkte er gar bald die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen auf eine und die andere Weise zur Dienstlichkeit gebracht und der Einfluß der Geistlichkeit vermindert werden; das Erste gelang ihm durch die goldne Bulle später; das Andere zu bewirken, machte er beizeiten einen großen Versuch; es war: wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonner ward eine Prager Universität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schweif von Schülern mit sich, damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Dasein. Die Karolinische Universität, gestiftet 1348, wird nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Karln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen, die Absicht war löblich, der Zweck eines großen Zusammenstrebens erreicht; aber auch die Reibungen vorschreitender Geister bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiöse Männer gesandt, erst Bonifacius, welches der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das strengste an den römischen Kultus hielt. Nun aber kam Wiclef herüber, gerade im Gegensinn; ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder sich, wo

es ihm beliebe, könne hinbegraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Charakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Konflikt wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV. durch seine Entscheidung den Böhmen das Übergewicht gab und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die römisch katholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und großenteils im Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Karolinische Universität hiezu kein Werkzeug sein konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Kollegium zu St. Klemens übergeben.

Die Karolinische Universität bestand aus vier Fakultäten und übte die Rechte derselbigen aus; der Ferdinandeischen waren aber nur Theologie und Philosophie zugeteilt. Hieraus ergab sich schon ein Mißverhältnis zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, daß auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Karolina früher der utraquistischen und darauf der protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide nicht neben einander bestehen, ihre Wirksamkeiten mußten feindlich zusammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Übergewicht aber, welches durch den entscheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiser Ferdinand II. über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachteil der unterlegenen Partei ernstlicher betrieben. Die Karolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie inkor-

poriert, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen, und dem bedrängten Teile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am wirksamsten, woher sie am wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Kanzler der Karolina, fand sich in seinen Rechten verletzt; ein Vergleich kam nicht zustande, weil man sich noch schwerer über den Besitz als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung: die Väter der Societät Jesu seien ohne Autorität des päpstlichen Stuhles keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Karolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deshalb wieder zurückzustellen.

Die Karolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demütig benahmen.

Nunmehr war die eigne Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Karolina und deren Selbständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten sich zwischen dem Prager Erzbischof, der Jesuitensocietät und der Karolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen, ward ein Vergleich versucht und nahe zustande gebracht. Aber der dreißigjährige Krieg wütete dazwischen, und alles geriet nun in langwieriges Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämtliche Akademiker, besonders aber die von der Karolina, patriotisch hervor. Kaiser Ferdinand III. begnadigte sie deshalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Übergewicht der römisch-katholischen Kirche bald einen möglichen Abschluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, sowie von allen nun zu promovierenden Doktoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jedermann sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige

Absonderung war hiemit für immer gebrochen und die Karolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; deshalb man auch diesseits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Karl-Ferdinandeischen. Man bestimmte Rechte und Befugnis des Kanzlers, des Rektors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften doch möglichst berücksichtigte, und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Funktion eines modernen Kurators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Also bis dahin, wo diese widersprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender, von Herrn Professor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufsatz, dem wir in unserm Auszug genau folgen wollten, weil das Ähnliche, ja das Gleiche in unsern Tagen vorgeht; deshalb wir allen und jeden, welche berufen sind, sich mit akademischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Kapitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren notwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indes es denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Nekrologen. Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mitteilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läßt. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen wir die zusammenhängendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Deshalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mitteilungen nur dankend anrühmen; sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in später Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines bestimmten Landes werden bei aller Mannigfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsame im

Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Professor Millauer gelieferten Notizen über siebzehn verstorbene Mitglieder der Prager theologischen Fakultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch sämtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweist sich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergessen kann, katholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man sie notwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun, Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam Martinitz, des Generals Freiherr von Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzern Anzeigen über die Gelehrten Johann Maček und Joseph Dlabač, so wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke gewähren einen reichen Überblick mannigfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderem Interesse sein müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese. Vom Abbé Joseph Dobrowský, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltne Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleiß und Herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den seltneren eines popularen Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unsres Pertz alsogleich für die böhmische Geschichte seinen Gewinn erliest, vermehrt er rückwirkend den der unsrigen. Seine Bemerkungen über das alte mährische Reich suchen in diese dunkle Verwickelung der bewegtesten, zusammenfließenden, sich wieder teilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswert sind gleicherweise die Enträtselung einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandt-

schaft slawischer und nordischer Mythologie und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowskys Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältnis des Fürstentums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II., Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumez, später Geiersberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgeteilte Originalmatrikel der juridisch-kanonischen Fakultät der Prager Karolina so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rektor Held, — worin derselbe die Vermutung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rat entscheidend bei König Wenzel IV. auf Erteilung des Dekrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte — schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner. Herr Gubernialrat Neumann liefert über die Produktion und Konsumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens einen umständlichen Bericht, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Überfluß und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug; wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung, tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithülfe teilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwicklung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Aktiengesellschaften und andre Vereine zu gemeinnützigen Zwecken zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig; für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet,

die vormalige und jetzige Forstkultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige hieher bezügliche noch unter eignen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum. Wie in andern Teilen des österreichischen Kaiserstaats war auch in Böhmen bei eifriggesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe: Altertümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andre Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Teilnehmer aus allen Ständen vereint, reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Überlegung und mannigfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zustande; endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatsschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerter Personen, die an ihr teil haben, von allen Stufen und aus allen Klassen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Kaspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abteilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder und einer besondern Klasse beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Altertümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andre Aneignung.

Zeitschriften. Neben der böhmischen Sprache besteht die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Übergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgeteilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Litteratur, deren Sprache sich in engeren Grenzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem unteren Volk überlassen war und mit einer teilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das ebenso viel Selbstverleugnung als Kraft und Geschick fordert. Der Reichtum an Mitteilungen aus der ältern böhmischen Litteratur, die ja auch eines klassischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen sein. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprichwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge werden mit sorgfältigem Fleiße zum Druck befördert. Indes schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannigfacher Art, historische, kritische und sogar philosophische Aufsätze. Palacký, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowský, Hanka, Čelakowský, Kollar, Sedlaček, Swoboda und andre bilden eine tüchtige Reihe neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Litteratur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluten der Zeit einstweilen gesichert zu sein.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den ins Böhmische versuchten Übersetzungen nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull auch Pindars erste Olympische Siegeshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichtum und der Biegsamkeit der böhmischen Sprache, sowie von dem Talente des Übersetzers Machaček eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten. Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers, wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, so wie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner, wie Herr Hoborský ist, berechtigen zu den besten Erwartungen; auch finden diese sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren; betrachtet man sie genauer, (es werden auch zugleich Pflanzen vom gräflich Salmischen Garten gegeben), so findet sich, daß die dortigen Gärten den vorzüglichern anderer Orte gleich sind.

Die zahlreichen Erika, Diosma, Phylica, Passerina deuten auf wohlbesetzte Kaphäuser, die Helikteres, Curcuma auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Listen in Verhältnis nur wenig und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England sendet. Einige seltene brasilische erinnern dagegen an Wien oder sind wohl unmittelbar vom Direktor mitgebracht worden.

Am entschiedensten verrät sich aber der Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrat ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai füllt sich das Verzeichnis mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Kultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studiert und zur Nachahmung bekannt gemacht hat

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier begegnen und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erstenmal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognostisch-botanisch darstellt. Das Ganze ist deutsch zu Regensburg erschienen und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine französische Übersetzung hat ebendaselbst Graf Bray herausgegeben.

Den Entwicklungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen; nur so viel sei zu sagen erlaubt, daß höhere Ansicht und gründliche Forschung, so wie ruhig besonnene und ansprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennstoffe. Reich an Getreide und großen Waldungen, könnte Böhmen gegen die furchtbaren Notstände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Ersatz der beiderlei Notwendigkeiten niemals zu verabsäumen und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegneren Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatz über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage und giebt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einigermaßen sich verbreitend ansetzt, und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verursacht, indem teils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbaus in Schlesien von da herüberwirkte, teils dessen siebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte; wenigstens heißen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Brambory, der Angabe nach aus Brandenburger verstümmelt, welcher Name damals noch den preußischen bei dem Volk überwog. Doch erst in späterer Not wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein und ist es seitdem in angemessenem Verhältnis geblieben, neben den Cerealien immer höchst wichtig und bei deren Mangel unschätzbar.

Auf gleiche Weise betrachtet der verehrte Verfasser in einem zweiten Aufsatz die Steinkohlen. Der Überfluß an Brennholz, welchen die böhmischen Waldungen liefern, soll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Ersatzmittels nicht ausschließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen sogar mit England soll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiser-Franzens-Brücke. Wir wenden uns von diesen Naturerzeugnissen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monats-

schrift liefert uns eine ausführliche Beschreibung mit lithographierten Rissen der bei Karlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten steinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntnis, auf welches uns vom dortigen Kurorte zurückgekehrte Freunde sowohl wegen seiner kühnen Anlage als sorgfältigen Ausführung schon vielfach aufmerksam gemacht hatten.

An der Stelle dieser merkwürdigen Brücke befand sich vormals schon eine steinerne mit drei Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwei Pfeilern im Flusse ruhten. Vor diesen Pfeilern hatten sich bei der außerordentlichen Überschwemmung in der Nacht zwischen dem 9. und 10. September 1821 sechs oberhalb durch die Fluten mitfortgerissene hölzerne Brücken und sieben dergleichen Stege aufgetürmt und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluß zu verschaffen und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weise, in Holz, Eisen und Stein, projektiert; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material und geruhten zu dem Bau 20,000 Gulden Konventionsmünze anzuweisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saatz über die Eger rühmlichst bekannten k. k. Straßenbaudirektors Strobach, durch den umsichtigen Straßenbaukommissär Aloys Meyer im Herbste 1825 begonnen und mit solchem Eifer betrieben wurde, daß schon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt, welches sich nach Wegnahme des Lehrgerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebekings ver-

gleichender Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken (Tl. III. S. 484. dessen Wasserbaukunst) in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältnis, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 11 Fuß Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1597 mit roten Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Karl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet. Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte steinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dies bei steinernen Brücken mit einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältnis. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 110 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $^1/_5$ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Karlsbader Brücke noch nicht $^1/_7$ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unsrer Erinnerung durch außerordentliche Überschwemmungen schon mehr höchst gefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material sowie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Karlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders sinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Zentner schweren, $3^1/_4$ bis $4^3/_4$ Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues sowie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes in der Zeitschrift selbst mit besonderem Interesse lesen und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Äußere anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Töplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Karlsbad herabkömmt, der k. k. Baudirektion zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere, mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke, steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie. Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anlässe eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand und, wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des Zurücktretens und der Vernachlässigung, welche aller Orten zu überstehen waren, haben auch hier den bessern eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannigfachen Anteil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung giebt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor allem eignes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns diesmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reiche Gemäldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem einen Verzeichnis abnehmen, das uns Herr Galerie-Kustos Burde bloß von solchen Ölgemälden des Lukas Kranach angiebt, die bisher in dem Hellerschen Verzeichnis der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Konservatorium der Tonkunst. Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet; diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor, und Genuß und Übung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weitern Entwickelung entgegen, zu welcher es beinahe auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannigfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entraten kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Konservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht sowie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Konservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademieen und selbst dramatischen Vorstellungen lassen auch im Publikum einen frischen Anteil sich stets erneuen.

Ein im Jahre 1826 unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in andrer Art und Richtung, indem er die großen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Komponisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, sowie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Totenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie. Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar gemäß den eigentümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens in doppeltem Dasein, in einem böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären giebt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung

erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerseits recht eigentlich böhmisch.

Unter den letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Karl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich böhmische Stoffe gewählt und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem großen Epos mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten, und schon bei früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von Horimir und dessen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von andrer Seite haben wir aus deutscher Übersetzung neuere böhmische Sonette von Kollar kennen gelernt, und da auch deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka ins Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem diesen aber dürfte das Ergebnis folgen, daß in Gemäßheit des schon festgestellten Verhältnisses beiderlei Dichtungszweige, der böhmische wie der deutsche, ihren wahren Grund und Boden dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben, Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbständigste Gestalt tragen. Böhmen ist reich an Denkmalen dieser Blütenzeit. Die kostbaren Überbleibsel seiner alten Litteratur, nie ganz vergessen, sind in unsern Tagen unverhofft durch die reichsten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieser Zeit, wo die Liebe zum vaterländischen Altertum überall neu erwacht ist, Herr Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handschrift, eine Sammlung böhmischer Heldenlieder, die uns auch bereits in deutscher Übersetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen slawischer und böhmischer Volkslieder von Celakowský und andere dahin gehörige Mitteilungen schlossen sich an, und seitdem bereichert sich diese Litteratur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieser Art zu machen, fehlt es nicht an Hoffnung und Aussicht, besonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für diese Gegenstände durch das böhmische Museum so kräftig unterhalten wird.

So häuft sich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unsern deutschen Schätzen solcher Art Ähnliches sehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, dessen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein ist.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark hervorströmen zu lassen und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neueren böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließt, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater. Hier ist in Kürze anzumerken, daß die von den böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den bestgebildeten und in bewährter Überlieferung fortarbeitenden deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzüglichste Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Ruhm erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erscheinungen wird verständiger Bericht erteilt, worin unverkennbar das Streben ist, das Vorübereilende des Tages im Zusammenhang aufzufassen und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab neben dem deutschen Schauspiel auch zu Zeiten ein böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höhern Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergötzt und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten. Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichnis und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaktion von solchen Kontroversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen, sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Über wen beschweren sie sich? Über Durchreisende, und wer hat sich über die nicht zu beklagen, über mißwollende Stadt- und Landsgenossen, dieses Geschlecht stirbt nicht aus; also nur im äußersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen rätlich finden und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen

als das Publikum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß. Unsre Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerte des vorliegenden ersten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit, eine übergroße Versammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nötigt zu repräsentativen Maßregeln, und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannigfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermaßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichtum an wertvollen Mitteilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechsundsiebzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowský enthalten, — wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen und dadurch jede Fortsetzung von unsrer Seite entbehrlich zu machen.

J. W. v. Goethe.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Zwei Teile. München, F. G. Franckh. 1830.

(Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Berlin 1830. Zweiter Band. September. Sp. 468—472.)

Ein für Deutschlands Litteratur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man

22. Briefe eines Verstorbenen. Die Schrift ist das erste Werk des Fürsten Pückler-Muskau, der Goethen schon am 14. September 1826 besucht hatte. Hier ist der dritte und vierte Teil besprochen; der erste und zweite erschien 1831. Goethe sandte seine Kritik am 10. September 1830 an Varnhagen, durch dessen Vermittlung er Pücklers Schrift zu Anfang des Monats vom Verfasser erhalten hatte; er lege einige Blätter bei, schrieb er, die ihm ein wunderliches höchst interessantes Büchlein abgelockt habe; sie wie die vorigen gleichfalls zur Aufnahme oder Rücksendung übergebend. Varnhagen ließ dann Goethes Aufsatz unmittelbar hinter einem eigenen über Pücklers Buch abdrucken und fügte die Bemerkung hinzu, daß die zweite Anzeige erst eingegangen sei, als die vorhergehende sich schon im Druck befunden habe. Sie stamme von einer Hand, „deren Gaben uns und unsern Lesern in zu hohem Werte stehen, als daß wir sie um eines äußerlichen Grundes willen zurückhalten dürften". — Goethe war damit durchaus zufrieden. „Es war im eigentlichen Sinn des Wortes recht liebenswürdig von Ihnen und der Direktion," schreibt er

sich nicht erst abzumüden braucht, um auf ein gewisses Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet, der Schmied seines eigenen Glücks zu sein, und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns selbst anzurechnen haben.

Die Briefe sind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reise geschrieben, welche mehr zur Zerstreuung, in Absicht, von Mißmut wegen eines verfehlten Unternehmens sich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet sind sie an eine zärtlich geliebte, genau und fest verbundene Freundin, die man in kurzem wiederzusehen hofft.

Der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der durch ein bewegtes sociales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.

Als guter Geselle tritt er auf auch in der nicht besten Gesellschaft und weiß sich immer anständig zu halten; er bleibt sowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd als den herkömmlichen Ausschweifungen der Gelage sein selbst mächtig und ist ohngeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt, Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe; aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenstände

am 3. Oktober 1830 an Varnhagen, „daß Sie meine Recension nach der Ihrigen abdrucken ließen; ich erinnere mich dabei der venetianischen Rechtspflege, wo der eine Advokat die Sache ruhig und gründlich vorträgt, damit man wisse, wovon die Rede sei, der andre aber in lebhafter Peroration das Publikum auf eine leichtere Weise ins Interesse zu ziehen sucht. Verfasser und Verleger können zufrieden sein; denn wer wird das Buch jetzt nicht lesen?" — Pückler dankte am 2. Dezember 1831 für die Besprechung und übersandte zugleich den 1. und 2. Teil seines Werkes, und Goethe stattete am 5. Januar 1832 seinen Dank dafür ab, nachdem er sich von dem unangenehmen Eindruck, den ihm die Vorführung seiner selbst verursachte, befreit hatte. — In der Vorrede zum 1. Bande (S. XIII ff.) sprach Pückler seine Genugthuung über Goethes anerkennende Recension aus. — 6 f. von Mißmut ... erholen. Diese Lesart steht in den Gesamtausgaben. Im ersten Druck ist die Stelle verdorben; sie lautet dort: „von Mißmut sich vom verfehlten Unternehmen zu erholen".

unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare, ausführliche Darstellung immer noch eine seltne Erscheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonste in der größten individuellen Mannigfaltigkeit vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteien und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgänglichen Moore, bemerkenswert und erträglich. Armut und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns ohne ihn überall abstoßen. Diese Betriebsamkeit der stumpfen Jagdgenossen, diese Trinkstuben, die sich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldsam, weil er die Zustände erträgt. Man mag sich von ihm, wie von einem lieben Reisegefährten, nicht trennen eben da, wo die Umstände die allerungünstigsten sind; denn sich und uns weiß er unversehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch geteiltes Gewölk und erschafft auf einmal durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe eine bisher ungeahnete Welt vor den erstaunten Augen. Wie denn seine Reflexionen über künstlerisch zusammengefaßtes Landschaftsbild und eine successive, gleichsam kursive Reisemalerei als höchst trefflich zu achten sind.

Haben wir nun ihn mit Geduld durch solche langwierige Pilgerschaften begleitet, so führt er uns wieder in bedeutende Gesellschaft. Er besucht den famosen O'Connell in seiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns nach den bisherigen Schilderungen von diesem wundersamen Manne im Geiste entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zusammenkünften bei, hört den Genannten sprechen; sodann jenen merkwürdigen Shiel und andere wunderlich auftretende Personen. Auch dergleichen Gastmahle schlägt er nicht aus, wo sich ein- oder der andere der gefeierten Tageshelden zu eignen Gunsten und Ungunsten mehr oder weniger auszeichnet. An der großen irländischen Hauptangelegenheit nimmt er menschlich billigen Anteil, begreift aber die Zustände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß er sich zu heitern Erwartungen sollte hinreißen lassen.

Wenn nun aber auch der menschlichen Gesellschaft mancher Raum in diesen Briefen gegönnt ist, so nimmt doch bei weitem die Beschreibung von Gegenden den größten Teil derselben ein

und drängt sich immer wieder vor. Eigentlich sind es aber keine Beschreibungen, sondern Durchflüge, die man mit ihm auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße machen muß und sich daran nur desto mehr ergötzt, als man weder durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen den Vorfällen ganz ruhig zusehen kann.

Warum man aber gern in seiner Nähe bleibt, sind die durchgängig sittlichen Manifestationen seiner Natur; er wird uns durch seinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchst interessant. Es wirkt so angenehm erheiternd, ein wohlgesinntes, in seiner Art frommes Weltkind zu sehen, welches den Widerstreit im Menschen von Wollen und Vollbringen auf das anmutigste darstellt. Die besten Vorsätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegenteil gethan. Dies inkommodiert sein Innres dergestalt, daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch parador ausgedrückter Besserungssinn unter der Form einer Ehrensache hervortritt.

Er sagt: „Wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem andern gebe und es nicht halte, so muß ich mich mit ihm schlagen; wie wär' es denn, wenn ich mir selbst das Ehrenwort gäbe, dieses und jenes, was mich oft reut, zu unterlassen? da käm' ich denn doch gegen mich selbst in eine bedenkliche Stellung."

Wäre denn wohl Kants kategorischer Imperativ in empirischer Form gleichnisweise artiger auszudrucken?

Religionsbegriffe oder -Gefühle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand. Er bescheidet sich, daß dem Menschen über gewisse Dinge keine deutliche Auskunft gegeben sei.

Der äußere Kultus, den man, das Innere zu beschwichtigen, anordnet, ist ihm deutlich. Die römische Kirche wie die anglikanische läßt er bestehen; aber unbewunden spricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er sich zu dem, was man sonst natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit schon wieder sich zu einer andern Ansicht gewendet hat. Der Frömmelei ist er besonders aufsässig, und einige, wie es jedoch fast scheinen will, von fremder Hand eingeschaltete Aufsätze drücken sich sehr stark hierüber aus.

24ff. Religionsbegriffe ... hierüber aus. Pückler an Varnhagen, 13. Oktober 1830: „War nicht in Goethes Recension eine Stelle über Religion anders? Hat sie etwa die Censur nicht passiert? Doch irre ich mich wohl." Danach scheint Pückler die Besprechung seines Buchs vor dem Druck gesehen zu haben, was auch durch Varnhagens Brief an ihn vom 26. September bestätigt wird.

Ritterlich, wie oben gegen sich selbst, benimmt er sich durchaus, und die Art, wie er sich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vorteil. Man denkt sich seine Person ansehnlich und angenehm; er stellt sich Hohen und Geringeren gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerksamkeit von Frauen und Mädchen besonders erregt, ist wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber als welterfahrner Mann die kleinen Herzensangelegenheiten mild und schicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er sich denn wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger versteht er, hie und da verfängliche Geschichten mit Anmut und Bescheidenheit, wie es die beste Gesellschaft erträgt, schicklich einzuflechten.

Die Reise ist in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt also das Neuste aus genannten Ländern, wie ein geistreicher, um- und einsichtiger Mann die Zustände gesehen, uns vor Augen. Nach unsrer Meinung gereicht es diesem Werke zu großem Vorteil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei ersten erscheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epische Wendung nimmt; denn zu jedem, was vorgeht, muß man sich das Vorhergehende denken, welches durch die große Konsequenz des Schreibenden, durch sein sichres Verhältnis zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiste wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erscheint, ohne eben gerade aufrichtig zu sein.

Nach und nach hilft uns der werte Mann selbst aus dem Traume. Man sieht, es ist ein schönes, höchst fähiges Individuum, mit großen äußern Vorteilen und zu genügendem Glück geboren, dem aber bei lebhaftem Unternehmungsgeiste nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben ist, daher ihm denn manches mißlungen sein mag. Eben deswegen kleidet ihn auch diese wundersam genialischzwecklose, für den Leser zweckerreichende Reise gar zu gut. Denn da wir nicht unterlassen können, englischen und irländischen Angelegenheiten unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden, so muß es uns freuen, einen so begabten Landsmann gleichsam als forschenden Abgesandten dorthin geschickt zu haben.

Dies sei genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so lesenswertes und gewiß allgemein gelesenes Buch vielleicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines prosaischen

Vortrags angerühmt werden kann, besonders in beschreibenden Darstellungen, wohin man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit später brachte mir Kapitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Besuch in der beschriebenen Versammlung und die von mir dort gesagten Worte nebst den übrigen Reden mit aller der in England üblichen Charlatanerie drei oder vier Seiten füllten. Um dir eine échantillon von diesem Genre zu geben und zugleich mit meiner eignen Beredsamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angepriesen wurde, wie ein Wurmdoktor seinen Pillen oder ein Roßkamm seinen Pferden nie besessene Eigenschaften andichtet. Höre:

„Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, begab sich der Präsident mit einer Deputation auf dessen Zimmer, um ihn einzuladen, unser Fest mit seiner Gegenwart zu beehren.

„Bald darauf trat er in den Saal. Sein Ansehen ist befehlend und graziös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und obgleich von sehr blasser Farbe, ist doch sein Gesicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm seinen Platz am obern Ende der Tafel, und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. s. w."

Eben deshalb werden denn auch die zwei ersten, noch versprochenen Teile sehnlich erwartet werden, besonders von Lesern, welche eben jene Kenntnis der Persönlichkeiten, Namen, Verhältnisse, Zustände für notwendiges Komplement auch der schon an sich anonym höchst interessanten Überlieferungen hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werte des Buchs nichts benehmen, sollte sich's auch am Ende finden, daß einige Fiktion mituntergelaufen sei.

Goethe.

Thomas Carlyle, Leben Schillers, aus dem Englischen; eingeleitet durch Goethe. Frankfurt a. M. 1830.

(S. III—XXIV.)

Der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Litteratur, zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Gesellschaft, welche bisher ihre Aufmerksamkeit inländischer Litteratur gewidmet hatte, nunmehr dieselbe auf die ausländische zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründ-

1. Thomas Carlyle, Leben Schillers. Goethe hatte Carlyles „Life of Schiller" bereits in Kunst und Altertum VI, 2 (oben S. 275) angezeigt. Am 6. Juli 1829 übersandte er dem Verfasser einige Aushängebogen der Übersetzung des Buches. „Ist es mir möglich, so sag' ich einige Worte zur Einleitung; doch es sind meine Tage so unverhältnismäßig überdrängt, als daß ich alle meine Wünsche und Vorsätze durchführen könnte." Carlyle erwiderte am 3. November: „Die Aushängebogen der Übersetzung von meinem armen Leben Schillers erregten in mir mannigfache Gefühle, unter welchen das Bedauern über die wesentliche Trivialität des Originals durchaus nicht mangelte. Ich schrieb das kleine Buch mit aufrichtigem Willen genug, aber unter zuviel Zwang; es hat nicht den freien Fluß eines Buches, sondern den kalten, steifleinenen Charakter einer Schulübung. Die Übersetzung scheint bis auf zwei oder drei durchaus unwesentliche Mißverständnisse des Sinnes vortrefflich gemacht zu sein, weit besser als ein solches Werk verdient." Am 13. April 1830 kündigte Goethe als Sendung, die im Juni zu Carlyle abgehen sollte, an „das Exemplar Ihres übersetzten Schillers geschmückt mit den Bildern Ihrer ländlichen Wohnung, begleitet von einigen Bogen in meiner Art, wodurch ich zugleich dem Büchlein offenen Eingang zu verschaffen, besonders aber die Kommunikation beider Länder und Litteraturen lebhafter zu erregen trachte. Ich wünsche, daß diese nach Kenntnis des Publikums angewendeten Mittel Ihnen nicht mißfallen, auch der Gebrauch, den ich von Stellen unsrer Korrespondenz gemacht, nicht als Indiskretion möge gedeutet werden Wenn ich mich in jüngeren Jahren vor dergleichen Mitteilungen durchaus gehütet, so ziemt es dem höheren Alter auch solche Wege nicht zu verschmähen. Die günstige Aufnahme des Schillerschen Briefwechsels gab mir eigentlich hiezu Anlaß und Mut." Aber nicht im Juni, trotz wiederholter Anzeige Goethes am 6. und 14. d. M., sondern erst am 5. Oktober konnte er die Übersetzung dem Freunde senden. Carlyle meinte (15. November 1830), daß die großartige Einleitung vor irgend einem epischen Gedichte von ihm mehr an ihrem Platze wäre als vor dem „Leben Schillers". „Mich vor aller Welt als den Freund Goethes hingestellt zu sehen, ist eine Ehre, die ich mir vor wenig Jahren in dem kühnsten Fluge meiner Gedanken nicht hätte träumen lassen, und ich wüßte mir weiter kein besseres Glück zu wünschen, als mich ihrer wert zu fühlen." — 4 f. Der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Litteratur in Berlin. Auf einem besonderen Blatte. Nach Strehlke (Goethes Briefe I, 205) war die „Gesellschaft für in- und ausländische Litteratur in Berlin" infolge eines Aufrufs von Hitzig am 26. Oktober 1824 begründet worden und hat bis zum 31. März 1856 fortbestanden. Unter den Mitgliedern waren Büsching, v. d. Hagen, Hitzig, Nicolovius, Schadow, Staatsrat Schulz, v. Stägemann, Streckfuß, Varnhagen, P. A. Wolff. Regelmäßig feierte der Verein seit 1825 Goethes Geburtstag und sandte 1829 ein besonderes Glückwunschschreiben an ihn. Goethe dankte in einem Briefe vom 11. November 1829 und durch die obige Widmung. Er verfolgte damit aber noch den weiteren Zweck, Carlyle mit seinen Berliner Freunden in Verbindung zu setzen. Sein Brief an Carlyle vom 5. Oktober 1830 zeigt, daß er seine Absicht erreicht hat: „Die Berliner Freunde haben meine Widmung Ihres Schillerischen Lebens gar geneigt aufgenommen und sind zu allen wechselseitigen Mitteilungen erbötig Sie haben mir ein Diplom zugeschickt, worin sie Herrn Thomas Carlyle zu Craigenputtock zum auswärtigen Ehrenmitglied ernennen."

lich genug darlegen, wie sehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteste gedacht hatte, zu schätzen wisse.

Selbst mit gegenwärtigem öffentlichen Ausdruck meines dankbaren Anteils geschieht nur fragmentarisch, was ich im bessern Zusammenhang zu überliefern gewünscht hätte. Ich will aber auch das, wie es mir vorliegt, nicht zurückweisen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in späteren Jahren sich an mich thätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Teilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert und durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben. Es ist der Verfasser des hier übersetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von dessen Thätigkeit und Vorzügen, sowie von dessen näheren Zuständen nachstehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denselben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, so wird zwischen ihnen und ihm eine frohe wirksame Verbindung sich einleiten, und beide Teile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren sich dieses Vermächtnisses und seines fruchtbaren Erfolges zusammen erfreuen, so daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier schließlich bitten möchte, schon als dauernd gegönnt mit anmutigen Empfindungen voraus genießen kann.

In treuer Anhänglichkeit und Teilnahme

Weimar, April 1830. J. W. v. Goethe.

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltlitteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die sämtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Warenhandel ja auch thun muß, Vorteil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges zum Andenken Schillers geschriebene Werk kann übersetzt für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind, sowie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgesprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich sein muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere, in seinen besten Jahren, durch Schillers Produktionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutschen Litteratur angetrieben worden.

Mir wenigstens war es rührend, zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Fremde selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Produktionen unseres verewigten Freundes immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deshalb dafür, daß dieses Werk, als von einem Jüngling geschrieben, der deutschen Jugend zu empfehlen sein möchte; denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der, in allem Geleisteten das Löbliche, Gute, Bildsame, Hochstrebende, genug das Ideelle, und selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieses Werk von Bedeutung sein, wenn wir ernstlich betrachten, wie ein fremder Mann die Schillerischen Werke, denen wir so mannigfaltige Kultur verdanken, auch als Quelle der seinigen schätzt, verehrt und dies ohne irgend eine Absicht rein und ruhig zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier wohl am Platze sein, daß sogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun gerade in dem Augenblicke, welcher auswärts der deutschen Litteratur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und

dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Litteratur immer nützlich und wirksam sein werde.

So sind z. B. Herders Ideen bei uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie durch hundertfache Ableitungen von demjenigen, was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zusammenhange schon völlig unterrichtet worden. Dieses Werk ist vor kurzem ins Französische übersetzt, wohl in keiner andern Überzeugung, als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Bild sei folgendes gemeldet: Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältnis traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er, in der Stille lebend, sich im besten Sinne auszubilden suchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der deutschen Litteratur hiezu die meiste Fördernis fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen litterarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich etwa zehen deutsche Meilen südlicher, ein eignes Besitztum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, ohnfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle, welche Craigenputtoch genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtin seine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüter, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt sind, erwehren sich kaum des Wunsches, von geehrten, geliebten, weitabgesonderten Personen das Porträt, sodann die Abbildung ihrer

8. Dieses Werk ... übersetzt. Siehe S. 304, wo sich Goethe in gleichem Sinne, wie hier, ausspricht. — 17. Später, nach Ostern 1828. — 25 f. wovon treue Nachbildungen ... gegeben haben. Das Titelkupfer der Übersetzung stellt Carlyles Wohnung in der Nähe, die Titelvignette dieselbe in der Ferne dar, beides nach den Zeichnungen, die Carlyle an Goethe auf dessen Bitte gesandt hatte. Außerdem ist der Umschlag mit den Bildern von Schillers Wohnung in Weimar und dem Jenaer Gartenhäuschen geschmückt.

Wohnung, sowie der nächsten Zustände sich vor Augen gebracht zu sehen.

Wie oft wiederholt man noch heutigestags die Abbildung von Petrarchs Aufenthalt in Vaucluse, Tassos Wohnung in Sorent! Und ist nicht immer die Bieler Insel, der Schutzort Rousseaus, ein seinen Verehrern nie genugsam dargestelltes Lokal?

In eben diesem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verschaffen gesucht, und ich war um so mehr auf die Wohnung Hrn. Thomas Carlyle begierig, als er seinen Aufenthalt in einer fast rauhen Gebirgsgegend unter dem 55. Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch solch eine treue Nachbildung der neulich eingesendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leser, vielleicht noch mehr dem künftigen einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, sowie durch eingeschaltete Auszüge aus den Briefen des werten Mannes das Interesse an einer edlen allgemeinen Länder- und Weltannäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, den 25. September 1828.

„Sie forschen mit so warmer Neigung nach unserem gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries ist eine artige Stadt mit etwa 15000 Einwohnern, und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzusehen eines bedeutenden Distrikts in dem schottischen Geschäftskreis. Unser Wohnort ist nicht darin, sondern 15 Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granitgebirgen und dem schwarzen Moorgefilde, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die irische See ziehen. In dieser Wüste von Heide und Felsen stellt unser Besitztum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem, teilweise umzäumten und geschmückten Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten ge-

22. Der Anfang des Briefes ist fortgelassen; die dem hier Mitgeteilten unmittelbar vorhergehende Stelle über Burns hat Goethe weiter unten wiedergegeben.

währen, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Litteratur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wünschen, daß unsre Rosen- und Gartenbüsche fröhlich heranwachsen, hoffen Gesundheit und eine friedliche Gemütsstimmung um uns zu fördern. Die Rosen sind freilich zum Teil noch zu pflanzen; aber sie blühen doch schon in Hoffnung.

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Ärzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt, die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau ebenso gut gefallen haben als auf seiner Insel St. Pierre.

„Fürwahr, meine städtischen Freunde schreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher allein zu dem Zweck, meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Erdraum ist unser; hier können wir leben, schreiben und denken, wie es uns am besten däucht, und wenn Zoilus selbst König der Litteratur werden sollte.

„Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend; eine Lohnkutsche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unser britisch Weimar ansehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von französischen, deutschen, amerikanischen, englischen Journalen und Zeitschriften, von welchem Wert sie auch sein mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an altertümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unsrer Höhen entdeck' ich, ohngefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben, um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch wo gerat ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen: ich bin ungewiß über meine künftige litterarische Thätigkeit,

worüber ich gern Ihr Urteil vernehmen möchte; gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Übergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht, den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualism zu einer geschmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einsicht in die wichtigsten Fächer britischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsre ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete, ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht oder ein widerwilliges Vorurteil im Spiele sei. Dieses Ereignis haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwidern wir uns verpflichtet fühlen, und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsre wohldenkenden Landsleute, insofern es nötig sein sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt und gab sodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erschien German Romance in vier Bänden,

30 ff. Herr Thomas Carlyle u. s. w. Siehe über die genannten Werke Carlyles S. 275—278.

wo er aus den Erzählungen und Märchen deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er seiner Nation am gemäßesten zu sein glaubte.

Die einer jeden Abteilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugnis von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher Zeitschriften, vorzüglich in denen, welche eigentlich fremder Litteratur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten deutschen Autoren, auch Ernst Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere von verschiedenen Referenten, am meisten aber von unserm Freunde beurteilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, sowie alsdann über das besondere Individuelle ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seien dem Innern und Allgemeinen oder den auswärtigen Litteraturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten; denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freisten Übersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen, reinen Freisinn in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort in demjenigen, was uns hier so nah angeht, eine reine, einfache Teilnahme an unsern ethisch-ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Charakterzug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns,

12. Edinburgher Zeitschriften. Vgl. den Aufsatz „Edinburgh Reviews“ S. 306.

von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyles folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich seit meinem Hiersein schrieb, ist ein Versuch über Burns. Vielleicht habt ihr niemals von diesem Mann gehört, und doch war er einer der entschiedensten Genies, aber in der tiefsten Klasse der Landleute geboren und durch die Verwicklungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß, was er wirkte, verhältnismäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

„Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er sei wenig Monate vor Schiller, in dem Jahr 1759, geboren, und keiner dieser beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch als unser Freund vermuten mochte, war uns Robert Burns bekannt. Das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienterweise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unsrer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphierend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der

18 f. Mehr jedoch ... bekannt. Goethe erwiderte am 25. Juni 1829 auf die obige Bemerkung Carlyles: „Ihren Landsmann Burns ... kenn' ich so weit, um ihn zu schätzen. Die Erwähnung desselben in Ihrem Briefe veranlaßt mich, seine Gedichte wieder vorzunehmen, vor allem die Geschichte seines Lebens wieder durchzulesen, welche freilich wie die Geschichte manches schönen Talents höchst unerfreulich ist. Die poetische Gabe ist mit der Gabe, das Leben einzuleiten und irgend einen Zustand zu bestätigen, gar selten verbunden. An seinen Gedichten hab' ich einen freien Geist erkannt, der den Augenblick kräftig anzufassen und ihm zugleich eine heitere Seite abzugewinnen weiß. Leider konnt' ich dies nur von wenigen Stücken abnehmen, denn der schottische Dialekt macht uns andere sogleich irre, und zu einer Aufklärung über das Einzelne fehlt uns Zeit und Gelegenheit." Von der früheren Beschäftigung Goethes mit Burns erfahren wir aus seiner Äußerung im Gespräch mit Eckermann vom 3. Mai 1827 und aus der von v. B. angeführten Tagebuch-Notiz vom 8. Oktober 1828. — Später kommt er noch einmal auf den schottischen Dichter, bei Gelegenheit der Übersetzung Kaufmanns zurück (an Carlyle 5. Oktober 1830).

Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voransteht, die uns wenigstens von den Äußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die schottische Sprache gerade da hinderlich war, wo er des reinsten, natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im ganzen jedoch haben wir unsre Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühmliche Darstellung auch als unsrer Überzeugung gemäß unterschreiben können.

Inwiefern übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sei, mehr als das Konversationslexikon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern litterarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen; auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Litteratur auf die kürzesten Wege zu weisen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828, recensiert von unserm Freunde im Edinburgh Review, Dezember 1828.

Nachfolgende Stellen, daraus übersetzt, werden den Wunsch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, nach hoher Bildung strebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft, ohne Fördernis als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Keime von Fergusson und Ramsay, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsternis einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens; er wächst an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines inneren Geistes, strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar,

welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann, in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodieen vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwicklung alles dessen, was in uns das Edelste zu nennen ist; sein Leben ist uns ein reicher Unterricht, und wir betrauern seinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte sowie belehrte.

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzu vornehmer Gleichgültigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Es war entstellt und zerstört, ehe wir es anerkannten; ein ungünstiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menschliche Dasein ehrwürdiger zu machen; aber ihm war eine weisliche Führung seines eigenen nicht geworden. Das Geschick — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden —, seine Fehler, die Fehler der andern lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erhoben hätte, wäre es ihm nur zu wandern geglückt, sank in den Staub, seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüte mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wohl sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und so eine freundlich warme Seele, so voll von eingebornen Reichtümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seine Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr; wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahinwandern: denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden, und ihr Klang ist Musik.

„Welch ein warmes, allumfassendes Gleichheitsgefühl! welche vertrauenvolle, grenzenlose Liebe! welch edelmütiges Überschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gering und dörfisch, Held vielmehr und Königin; er rühmt sie als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er

nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirtlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armut fürwahr ist sein Gefährte, aber auch Liebe und Mut zugleich; die einfachen Gefühle, der Wert, der Edelsinn, welche unter dem Strohdach wohnen, sind lieb und ehrwürdig seinem Herzen. Und so über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseins ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüts, und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken.

„Hat er auch ein Selbstbewußtsein, welches oft in Stolz ausartet, so ist es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes mißlaunisches Gefühl, ein freies und geselliges. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung: er ist unter die Niedrigsten gedrängt und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache. Den Zudringlichen kann er abstoßen, den Stolzen demütigen; Vorurteil auf Reichtum oder Altgeschlecht haben bei ihm keinen Wert. In diesem dunklen Auge ist ein Feuer, woran sich eine abwürdigende Herablassung nicht wagen darf; in seiner Erniedrigung, in der äußersten Not vergißt er nicht für einen Augenblick die Majestät der Poesie und Mannheit. Und doch, so hoch er sich über gewöhnlichen Menschen fühlt, sondert er sich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Interesse teil, ja, er wirft sich in ihre Arme, und wie sie auch seien, bittet er um ihre Liebe. Es ist rührend zu sehen, wie in den düstersten Zuständen dieses stolze Wesen in der Freundschaft Hülfe sucht und oft seinen Busen dem Unwürdigen aufschließt, oft unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundschaft nur als Namen kennt. Doch war er scharf und schnellsichtig, ein Mann vom durchdringendsten Blick, vor welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmütige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigte sich dieser Landmann unter uns: eine Seele wie Äolsharfe, deren Saiten, vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten. Und ein solcher Mann war es, für den die Welt kein schicklicher Geschäft zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken,

Accise auf den Talg zu berechnen und Bierfässer zu visieren. In solchem Abmühen ward dieser mächtige Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Teilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir Gegenwärtiges im ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Oktavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntnis der deutschen Litteratur in einer die Übersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen, der es ausgearbeitet, und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen, eine fremde Litteratur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so, daß man in allen Fächern übersehen könne, was dort geleistet worden, um sowohl den Gelehrten, den denkenden Leser als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Litterator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Katalog aufschlagen, um zu forschen, ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke mit andern verwandten freundlich aufgenommen worden. Allen

17 ff. Im Jahre 1829 ... London. Die Verleger hatten den Katalog, der auch eine Übersicht der bekanntesten Goethe-Litteratur seit 1787 enthielt, vor dem Erscheinen Goethe zugesandt, und er dankte in einem Briefe vom 12. Dezember 1828, der noch in dem Katalog zum Abdruck kam. Die oben angegebene Jahreszahl 1829 ist also nicht richtig. Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte V, 94.

deutschen Buchhändlern wird es angelegen sein, zu erfahren, wie man ihren Verlag über dem Kanal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze, und sie werden nichts verabsäumen, um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältnis zu kommen und dasselbe immerfort lebendig erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksieht, hiedurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere, so erlaube er mir, einige seiner neuesten Äußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22. Dezember 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweitenmale den Briefwechsel gelesen und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß die Kenntnis und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Litteratur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der insularischen eigentümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Übersetzer gefunden, und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark sein; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hülfleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein.“

---

12. Thomas Carlyle an Goethe. Wieder nur ein Bruchstück aus dem Briefe

Wenn uns nach allen diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Übereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntnis der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen, so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Litteratur zu sprechen, welcher sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen.

Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-ästhetische Litteratur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft auch unter einander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

1832.

Über Kunst und Altertum. Drittes Heft des sechsten und letzten Bandes. 1832.

Epochen geselliger Bildung.

(Niedergeschrieben bei Eröffnung des Weimarischen Lesemuseums durch höchste Begünstigung, 25. April 1831.)

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Drittes Heft. 1832. S. 496—498.)

I.

In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise; die Verhältnisse sind die intimsten, man vertraut nur dem Freunde, man singt nur der Geliebten, alles hat ein häusliches Familienansehen. Die Zirkel schließen sich ab nach außen und müssen es thun, weil sie in dem rohen Elemente ihre Existenz zu sichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Muttersprache, man nennte mit Recht diese Epoche

die idyllische.

II.

Die engen Kreise vermehren sich und dehnen sich zugleich weiter aus, die innere Zirkulation wird lebhafter, den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht; die Kreise bleiben abgesondert, aber nähern sich und lassen einander gewähren. Ich würde diese Epoche nennen die

sociale oder civische.

Über Kunst und Altertum. 4. Epochen geselliger Bildung. Ein späterer Druck des Aufsatzes in den nachgelassenen Werken IX, 129—130 weicht einigermaßen ab (B). Im Titel heißt es dort: „Bei Gelegenheit der Eröffnung ... am 25. ....“ — 6. durch höchste Begünstigung der Großherzogin Maria Paulowna. — 9. enge Kreise. B enge Kreise gebildeter Menschen.

III.

Endlich vervielfältigen sich die Kreise und ziehen sich von innen immer mehr heraus, dergestalt, daß sie sich berühren und ein Verschmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünsche, ihre Absichten dieselben sind; aber sie können die Scheidegrenzen nicht auflösen. Nennen wir diese Epoche einstweilen:

die allgemeinere.

IV.

Daß sie aber universell werde, dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen seit vielen Jahren treulich durchgefördert, so gehört ein höherer Einfluß dazu, das zu bewirken, was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreise, die sich sonst nur berührten, die Anerkennung eines Zwecks, die Überzeugung, wie notwendig es sei, sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufs im realen und idealen Sinne zu unterrichten. Alle fremden Litteraturen setzen sich mit der einheimischen ins Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Diese Darstellung möchte wohl den herzlichsten Dank und die redlichste Panegyrik den hohen Begünstigenden aussprechen. J. W. Goethe.

Le Livre des Cent-et-un.

Tome I. Paris, Ladvocat. 1831.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Drittes Heft. 1832. S. 499—515.)

Die Veranlassung dieses Werkes ist wie sein Gehalt jeder Aufmerksamkeit wert. Der ebengenannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert seit geraumer Zeit manches aufstrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt sind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zustand versetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen sich, dankbar für sich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

2. vervielfältigen. B vermehren. — ziehen. B dehnen. — 3. immer mehr heraus. B immer weiter aus. — 6. Nennen wir diese Epoche einstweilen. B Sie mag einstweilen heißen. — 20. J. W. Goethe. Die Unterschrift nur in Kunst und Altertum.

Diesem Werke gedachte man zuerst einen andern Titel zu geben; es ward angekündigt als Le Diable boiteux à Paris und sollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenschilderung der Pariser Zustände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Öffentlichkeiten enthalten. Bei näherem Überschauen und Würdern des sich anhäufenden Gehaltes fand man jedoch, daß man sich unrecht thue, an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleichkomme, erschienen sei, so viel Verdienstliches auch solches enthalten möge. Hiervon giebt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchst einfache Weise, ein Mitarbeiter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntnis.

I. Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachabdecker und von gegenwärtiger Behandlung eines höchst reichhaltigen Stoffes. Asmodée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, lieblos oder teilnehmend, vom Aristophanes herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Mietmann ist ihnen so wert als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte, die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntnis wir uns nun erfreuen. Sie lassen uns gealterte Personen sehen, die wir vor so viel Jahren in glänzender wirksamer Jugend gekannt. Die mannigfaltigsten Denkweisen und Gefühlarten mitteilend, gewinnen sie uns für Interessen, welche nicht die unsrigen sind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den französischen und besonders mit den Pariser Angelegenheiten bekannt ist, man desto größeren Anteil an diesem Werke nehmen wird. Deutsche Leser werden manches zurückweisen, obenhin behandeln und sich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchsten Bewegungen des Tages eingreifenden Aufsätze erklären und dadurch

für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durcheinander geschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber, die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bei dem ersten Teil eine Übersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur weniges daher aus den 18 Artikeln, aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

II. Une Maison du Marais.

Das kümmerlichste Dasein meist älterer, anständiger, zurückgezogener Personen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit bei grilligem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am Alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirtin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältnis ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionierter Kanzleiverwandter, der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen, für sich und seine betagte Stocknachbarin die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III. Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freieren Atem. Ein rechtlicher, tüchtiger Mann füllt ein behägliches honettes Dasein vollkommen aus, indem er sich in täglicher gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV. Une Fête aux environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger solid als der vorige, nötigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes, ländliches Element. Aus völliger Unkenntnis auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten, nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar vor ihm her; aber es kümmert ihn nicht, wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff; daher geht er kühn drauf los, kompromittiert seine Gesellschaft

aufs schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt, bleibt er immer der behagliche Bürger.

V. La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechzehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigentümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Greulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend erleuchtet.

VI. La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten, im Wasser oder sonst gefundenen Toten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und geängstigt; hier aber werden wir auf das Anmutigste wieder ins Leben geführt. Zwei zu dieser Anstalt verpflichtete Männer leben unter demselben Dache über diesen sich täglich erneuernden Greuelscenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübsche, wohleingerichtete, anständige Leute, bescheidene, aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübsche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Post fahrend, schläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das sie aufs Land bringen will, von ihrem Schoß unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und zieht es tot hervor. Das Betragen, sowie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgeteilt; ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern, indem sie sich entfernt; allein sie wird abends tot neben das Kind gelegt.

VII. Le Jardin des Plantes.

Gedicht von zwei verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII. Le Palais-Royal

mag als Gegensatz gegen jenen Naturfrieden hier seine Wirkung thun; zu Tausenden und Abertausenden ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt, zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblicke, als der Besitzer diese königlichen Räume verläßt, um in königlicheren seine Residenz aufzuschlagen.

IX. Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographieen, Romane werfen und sich dort, ihre Leidenschaft nährend, dergestalt verweilen, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs emsigste nach der Lokalität, wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das engste Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingiebt, Marats Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer, wo sie gewartet hat, betritt und nicht ruht, bis ihm das Kabinett eröffnet wird, wo die Badewanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Weniges, versichert man ihm, sei seit jener Zeit verändert; wo denn auf- und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm beim Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Lokalität, sowie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft, unserem Gefühl wieder hervorgerufen.

X. Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren, aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter

Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Kuriositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auktion in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu leugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesses sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er in einer vorseienden Auktion im Katalog angestrichen, schon dreimal besitze. „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben," versetzte er, und es ward zum viertenmal angeschafft.

Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radierungen der Meister, kommt genau besehen etwas Ähnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied stattfindet.

XI. Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig, in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar seine Hand ans Herz legen und sich freuen, wenn es in seinen Schatzkammern anders aussieht.

XII. Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann diesen und andere Aufsätze, deren Gegenstand uns schon früher bekannt war, doch immer als Musterbilder ansehen, die solche Gegenstände in ihrer allgemeinen Charakteristik darstellen. Höchst interessant aber ist

XIII. Les Soirées d'Artistes.

Man sieht in ein gesellig bewegtes Kunstleben hinein, wo sich talentvolle junge Männer auf geistreiche Weise gemeinsam unterhalten. Auch hier läßt sich das anarchische Prinzip einigermaßen bemerken; jeder scheint als Künstler nach seiner eignen Weise zu verfahren, eine heitere Geselligkeit verbindet sie; von keinem Meister ist die Rede, von dem man etwas zu lernen dächte,

6 ff. Einem unserer ehrwürdigen ... angeschafft. Diese Anekdote erzählt Goethe in den Annalen 1802 vom Hofrat Büttner mit dem kleinen Unterschied, daß dort das bewußte Buch erst zweimal vorhanden ist.

auf dessen Urteil sich irgend ein Unternehmen bezöge. David ist längst abwesend und tot, und das Talent des Baron Gérard scheint außer diesem Kreise zu liegen. So angenehm aber es auch sein muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteristik, kennen zu lernen, so hat doch

XIV. Abbaye-aux-Bois

ein allgemeineres Interesse. Wer erwartete in diesen ehemals versumpften und düsteren Klosterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menschen beherbergten, gegenwärtig mehr als einen litterarischen Salon eröffnet zu sehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechsel der Zustände ihrer früheren glänzenden Wirksamkeit beraubt, wohnen dort zur Miete in anständigen Zimmern. Madame Récamier versammelt noch immer achtenswerte, sie hochachtende Personen.

Nun aber aus diesem von allem Geräusch entfernten stillen Bleiben werden wir zu

XV. einem Feste im Palais-Royal

aufgerufen. Hier wird Karl X. zum letztenmal von seinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert selbst das Fest, womit man seine Gegenwart honoriert; aber eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt sich zu gestehen, daß man auf einem Vulkan jubele.

Dieser, wir dürfen es wohl gestehen, welthistorische Aufsatz überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldeten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dies ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI. eines Liedes von Béranger an Chateaubriand,

XVII. einer Antwort dieses letztern und

XVIII. L'ingratitude politique.

Diese drei letzten Beiträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders sein kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich

differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegen einander über stehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Teil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen.

Goethe.

Für junge Dichter.

(Über Kunst und Altertum. Sechster Band. Drittes Heft. 1832. S. 516—520.)

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurteilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. Wie sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, so bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug sein würde. Im allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen solchen Grad gebildet hat, daß er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urteile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzuteilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngeren, einzusehen, daß hiedurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles, was im Innern vorgeht, alles, was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen sein, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmutig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die grenzenlose Natur sowie ihre einzelnen unschätzbaren Er-

8. Für junge Dichter. Kanzler v. Müller schreibt an Günther, den 24. Oktober 1832: „Goethes 'an junge Dichter' ist ein köstliches Vermächtnis und war nebst der Analyse von Cents-et-un seine letzte Arbeit."

scheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Wert nicht verkennen dürfen und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche; denn viele, die auf demselben Wege gehn, werden sich zusammengesellen und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmut, Invektiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt; und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzeln und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Märchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwickelung sich freuen. Und so sei mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimwort zu schließen:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Goethe.

Die Athenerinnen. Große Oper. Poesie von Jouy. Musik von Spontini.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 197—207.)

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vorteile solcher Sujets sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle, große Bildung, noch nah an der Natur, sowie eine grenzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt, jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt, und doch immer auf einem hohen poetischen Standpunkte gehalten.

Die Überlieferung ist trefflich genutzt und ihr durch Mannigfaltigkeit menschlicher Leidenschaften, sowie durch herrliche Lokalitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten alle theatralische Herrlichkeit auf das einsichtigste verliehen.

1. Die Athenerinnen. Schon 1825 äußerte sich Goethe zu W. Dorow über Spontini, der seit 1820 General-Musikdirektor in Berlin war, diesen „Heros in der Musik", von dem ihm Zelter oft berichtet hatte. „Wird man von einer solchen großen Persönlichkeit auch durch seine Eitelkeit und andere kleine Thorheiten entfernt," sagte er, „so muß man sich doch für sehr beglückt halten, mit einem solchen Mann in Einem Zeitalter geboren zu sein." Anfang Juli desselben Jahres eilte Spontini mit einer Empfehlung Zelters durch Weimar. Goethe sprach ihn nur eine Viertelstunde; aber es ließ sich zwischen ihnen so gut an, daß die Unterredung mit einer Umarmung endigte. Spontini wiederholte seinen Besuch im Juni 1830 und März 1831, und sprach bei diesen Gelegenheiten mit Goethe über Jouys „Athéniennes" und seine beabsichtigte Komposition des Textes. Goethe versprach, ihn zu lesen und seine Ansicht darüber zu sagen (Goethe an Zelter 6. April 1831), und erhielt das Buch durch Zelters Tochter Doris, die im Januar 1832 nach Weimar kam (Zelter an Goethe 8. Januar 1832). Am 14. d. M. schrieb er an Zelter: „Der Text von Jouy zur Spontinischen Oper ist wirklich bewunderungswürdig. Ich hab' ihn einmal durchgelesen. Große Einsicht in das theatralisch Wirksame, glückliche, erneute Benutzung solcher Situationen, denen man niemals ausweicht, mitten im Strome einer teils feierlichen, teils leidenschaftlichen Bewegung recht hübsche Ruhepunkte, wo sich gemütlicher Gesang ergehen kann, brausende, gut gruppierte und bewegte Finales. Wer den dritten Akt auszuhalten hat, der mag eine Herz- und Sinnestärkung bei der Hand haben. Übrigens wüßte ich keine Stelle abzuraten und zu verändern, ich werde nur loben können und aus dem rechten Standpunkte meine gute Meinung gründlich motivieren. — Wegen der gewünschten Mitteilung hab' ich Skrupel, es ist eine gar kitzliche Sache, doch wollen wir das Weitere bedenken und überlegen." Auch gegen Spontini sprach Goethe am 19. Januar im allgemeinen seinen Beifall aus, erbat sich jedoch, um ihn im einzelnen zu motivieren, welches keine geringe Aufgabe sei, das Manuskript. Am 20. Februar sandte er dem Komponisten das Manuskript zurück, indem er zu einer so günstigen Unterlage Glück wünschte, die poetisch und theatralisch vorzüglich behandelt die beste Gelegenheit gebe, ein Ganzes durch Musik zu verherrlichen. Den Aufsatz fügte er bei als Beweis, daß er in die Ökonomie des Stückes einzudringen versucht habe, wenngleich es den beiden vorzüglichen Männern durchaus überlassen bleibe, darauf mehr oder weniger zu reflektieren. Sie würden ihr Publikum am besten kennen, was es erwarte und fordere, dann aber was man ihm zumuten könne. — Die Besprechung gehört, wie aus den angeführten Daten hervorgeht, zu den allerletzten Arbeiten Goethes. — „Les Athéniennes" scheint Spontini nicht vollendet zu haben, wenigstens ist die Oper nie aufgeführt worden und es sind nur Bruchstücke davon vorhanden. — Viktor Joseph Etienne Jouy (1764—1846) war der erste französische Operndichter seiner Zeit. Er lieferte Spontini seit dessen „Milton" und der „Vestalin" seine sämtlichen Texte.

Erster Akt.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anstoßende Tempel und Prachtgebäude, im ferneren Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfspiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir schon Theseus erhoben finden.

Der Kämpfer successives Gewinnen, Belohnungen durch die Hand einer schönen Bürgerin.

In diese friedlichen Verhandlungen stürmt Rivalität zweier Jünglinge herein; die Hauptschöne Apamis wird von Alpheus und Polydor verlangt und gefordert. Dies giebt Anlaß zu lebhaften Kontestationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlassen worden, reicht sie ihre Hand dem Athenienser Alpheus; dagegen tritt Polydor, ein Kretenser, leidenschaftlich drohend zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, sondern sämtliche Griechen und Griechengenossen an diesem Festkampf teilnehmen; deswegen wünscht' ich, daß Theseus selbst den Überwundenen Mut einspräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dies würde nun, da Theseus erklärt, er sei im Begriff, eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt sich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet sich ein höchst liebenswürdiges Freundschaftsverhältnis zwischen Apamis und Theano, einer durch das Gelübde ihrer sterbenden Mutter Gott geweihten Jungfrau.

Diese Stelle besonders verspricht höchst erfreulich zu sein, indem aus dem bisherigen Tumulte eine sanfte Situation sich loslöst und uns in einen idyllischen Zustand versetzt, welchen der Dichter so glücklich behandelt hat, daß sogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmutigste vorgetragen wird. Alsdann gesellt sich Alpheus hinzu, und das Glück der Liebe wird in einem vom Chor begleiteten Terzett gepriesen, worauf die Frauen sich entfernen.

Nun stürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Alpheus wütend heran, und die beiden Rivale entfernen sich fechtend.

Ein kretensisches Schiff, durch fernen Gesang schon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alcesias, eine Art Hoher-

priester und Gesandter des Minos, tritt mit seinem geistlichen Gefolge auf, und indem er den Menschentribut der Athener zu fordern kommt, findet er seinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend, und muß ihn zuletzt sterben sehen. Alcesias, als Vater schmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückisch, schwört, den Tod seines Sohnes zu rächen. Hier tritt also ein sehr leidenschaftliches Finale für die erste Abteilung des ersten Akts glücklich ein; dann aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erschallen; die Kretenser, schmerzhaft teilnehmend, besetzen das Theater, und Alcesias kann sich ganz seiner theatralischen Wut überlassen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels, festlich geschmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indessen ihren Gang genommen; mannigfaltige herrliche Aufzüge, Theseus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erscheinung sein. Die symbolischen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als gerade beim Abschluß unter Donner und Blitz das innere Heiligtum sich aufthut und Alcesias als Pontifex Maximus, beinah als Oberherr der sämtlichen griechischen Geistlichkeit anzusehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe, d. h. nach dem Verlauf von sieben Jahren wieder den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen fordert.

Man kann denken, daß in diesem Konflikt alle Leidenschaften sich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, sich kräftig erweisen werden.

Um nun, was ich bei dem ersten Akte wünschen möchte, deutlich zu machen, ist es nötig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Ältere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Ägeus zu Athen wird ein Sohn des Minos, Königs von Kreta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater, dem es nicht gelingt, Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen, und um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Kreta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Ägeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Untiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dies gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrtum im Gefolg des Vorhergesagten, Ägeus der König ums Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus schon als König, aber, genau besehen, in einer bedenklichen Lage; denn jenes politische, geistliche Übergewicht zu Gunsten Kretas besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen, und man zaudert, die schuldigen Opfer abzuliefern; im Gegenteil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuten, um die Tapfersten der Nation kennen zu lernen, denn alle Griechen und Griechengenossen sind eingeladen. Er hat im Sinn, aufs neue Kreta zu bekriegen, um entweder die Absendung der Opfer verweigern zu können oder die Abzusendenden in Freiheit zu setzen. Diese Intention, die sich nur erraten läßt, wünscht' ich deutlicher ausgesprochen, damit man sich beruhige, wenn in so bedenklicher Zeit Festspiele angestellt und Vermählungsceremonieen umständlich durchgeführt werden. Die schönste Gelegenheit bietet sich Seite 10, wo Theseus, der hier nur als Liebhaber erscheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, so ist die Fiktion, daß ein Oberpriester von Kreta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, sehr zulässig, ja glücklich. Nur wünscht' ich, daß dieses Verhältnis etwas klärer angedeutet wäre.

Alcesias, aus dem Schiffe steigend, würde sich nicht etwa nur pantomimisch, sondern ausdrücklich erklären und den Grund seiner Autorität, deren er sich in der Folge bedient, kräftig aussprechen. Das Chor der kretensischen Schiffe dürfte freilich nicht so freundlich behandelt werden; denn sie wissen doch wohl, zu welch einer feindseligen Absendung sie den Auftrag haben. Die Scene, wo sie zum erstenmale aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn sogar vorschlagen möchte, daß das kretensische Schiff mit schwarzen Segeln, allenfalls durch feuerrote Flammen noch furchtbarer, herankäme. Dies würde zu der leidenschaftlichen Scene, wo Alcesias seinen Sohn sterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der achten Scene betrifft, so würde ich, wenn der Hohepriester aus dem Heiligtume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltsamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen lassen. Der Zuschauer stutzt, den selbigen Mann, den er als einen höchst leidenschaftlich-feindseligen kennen lernte und künftighin als einen listigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichsam eingeführt und seine Handlungen sanktioniert zu sehen. Später möchten Wolken, Donner und Blitz sich einfinden, wo man sie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch diese Vorschläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Übrigens beteure ich noch hiebei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorschlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut, daß man in Theaterstücken, besonders in Opern, nicht alles zu motivieren braucht, ja, daß man, um des Kontrastes willen, manches unversehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuschauer immer gerne verständigt wünsche, auch da, wo man seiner Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumutet.

Zweiter Akt.

An diesem wäre sodann nichts weiter zu erinnern. Theseus ist abgefahren, hat uns aber die Aussicht auf einen gewissen Sieg hinterlassen, so daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt, zusehen, wenn der kretensische Pfaffe nunmehr gewissermaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit List und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Losens wird von großer Wirkung sein; die Befreiung des Alpheus und dessen gelingende Abfahrt bestärkt unsre Hoffnung, er werde, mit Theseus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, so daß der zweite Akt an sich nicht das mindeste zu wünschen übrig läßt.

Dritter Akt.

Er ist gleichfalls untadelig, die erste Hälfte sehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entscheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theseus kennen gelernt. Sie ist ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigste Weise, angetraut; sie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr und zwirnt indessen den magischen Faden, der ihn durchs Labyrinth geleiten soll.

Der Priester Alcesias ist indessen mit den bestimmten Opfern angelangt, hat Kenntnis von der Ankunft des Theseus und bedient sich einer bösen List, indem er Ariadnen zu verstehen giebt, Theseus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entspringt ein eifersüchtiges Mißverständnis, welches dem Dichter wie dem Komponisten Gelegenheit zu den schönsten Exhibitionen giebt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch sich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theseus Liebhaber der Apamis und Bräutigam sei, löst sich der Knoten schnell und glücklich. Man dürfte wohl sagen, daß dieser Anfang des dritten Akts ebensowohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als er hier einen höchst erwünschten Teil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweite Dekoration und Funktion, die man technisch nennen könnte, weil sie die Einrichtung des Theaters für das Folgende möglich macht, geben hier ein interessantes einleitendes Zwischenspiel.

Die Schlußdekoration, das Innere eines architektonischen Labyrinths vorstellend, wird den Meistern theatralischer Architektur die beste Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei diesem düstern, ja finstern Lokal ist es ein sehr glücklicher und unschätzbarer Gedanke, den Ariadneischen Faden mit magisch-phosphoreszierenden Kräften zu begaben, und zwar dergestalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur an Pfeilern, Wänden und Säulen, wo sie vorübergegangen, zurücklasse. Dieser Gedanke, mit Genie und Geschmack durchgeführt, muß die grausigen Hallen mit der anmutigsten Illumination verzieren.

Alles übrige: durch die Gewölbe schleichende Nebel, verschiedenfarbig glühende Dünste, Gebrüll, Flammen und Getobe,

was beim Lesen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen scheint, nicht weniger zuletzt das Zusammenstürzen des wundersamsten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maschinisten, verbunden mit den mannigfaltigsten Kunst- und Handwerksgenossen, sich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugsam mit unterirdischen, bunten, wandelnden Flammensäulen, ja durch vulkanische greuliche Explosionen geängstigt worden, sind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans versetzt, auf welchem sich selige Inseln entwickeln und die glücklich Geretteten einhertragen. Selbst die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun, erscheinen persönlich, so daß endlich der Olymp nicht verschmähen darf, sich zu eröffnen und durch seine Gegenwart den Beifall zu sanktionieren, den wir der Vorstellung eines so reichlich ausgestatteten Theaterstückes enthusiastisch zu spenden alle Ursache haben werden.

Aus dem Nachlaß.

Noch ein Wort für junge Dichter.

(Goethes nachgelassene Werke. Fünfter Band. 1833. S. 429—431.)

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mitteilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern, geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestiert er gewiß den Wert seines Lebens, die Hoheit oder Anmut, vielleicht auch die anmutige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieser Art gewirkt; es entspringt daraus gewissermaßen eine Naturdichtung, und nur auf diese Art ist es möglich, Original zu sein.

Glücklicherweise steht unsere Poesie im Technischen so hoch, das Verdienst eines würdigen Gehalts liegt so klar am Tage, daß wir wundersam erfreuliche Erscheinungen auftreten sehen. Dieses kann immer noch besser werden, und niemand weiß, wohin es führen mag; nur freilich muß jeder sich selbst kennen lernen,

2. Noch ein Wort für junge Dichter. Der Titel, der vermutlich erst von den Herausgebern hinzugefügt ist, bezieht sich auf den Aufsatz „Für junge Dichter" (oben S. 377) zurück. Am 31. Juli 1797 notierte Goethe in seinem Tagebuche eine Reihe von Gegenständen zu Aufsätzen, darunter auch „Rat an die jungen Dichter wegen der Objektivität".

sich selbst zu beurteilen wissen, weil hier kein fremder, äußerer Maßstab zu Hülfe zu nehmen ist.

Worauf aber alles ankommt, sei in kurzem gesagt. Der junge Dichter spreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch sein möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann; denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Facilität des rhythmischen Ausdrucks sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern. Alles, was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälliges ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären, ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, sprech' ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe.

Ihr seid nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts wert, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert.

Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Einzelnheiten (zur französischen Litteratur).

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 178—184.)

Wenn ich über die neueste französische Litteratur meine Gedanken sammle, so werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung,

21. Einzelnheiten (zur französischen Litteratur). In den nachgelassenen Werken führt der Aufsatz die Überschrift „Einzelnheiten". Er steht dort unter der Rubrik „Französische Litteratur".

und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner Verwickelung auf den schmerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurteilen so bang und so beängstigend sind und es mehr noch waren.

Zwei bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter ins ferne Land und führen dort ein idyllisches anmutiges Leben; dies wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen, unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didaktisch und, wenn man will, leidlich genug alles dasjenige zur Sprache zu bringen, was die Menschen damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe, was die Notablen zusammenberief, die Generalstaaten nötig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben, und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durch gedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Konsuls lieb und wert, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältnis zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, giebt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucians und alles, was die Feder des grundedlen Louis mitgeteilt hat, giebt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

26. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucians. Lucian Bonaparte (1775—1840), der begabteste unter den Brüdern Napoleons, hat zwei epische Gedichte, Charlemagne ou l'Église délivrée (1814) und La Cyrnéide ou la Corse sauvée (1819) verfaßt. — 27. des grundedlen Louis. Louis, der dritte Bruder Napoleons (1778—1846), schrieb u. a. einen Roman „Marie" (Paris 1814), Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande (London 1821), Essai sur la versification (Rom 1825—1826), Gedichte (Florenz 1828), Histoire du Parlement anglais (Paris 1820), Observations de Louis Bonaparte sur l'histoire de Napoléon par M. de Norvins (Paris 1834). — 29. Chateaubriand, einer der früheſten und glänzendsten Vertreter des positiven Christentums in der europäischen Litteratur des 19. Jahrhunderts, das er vornehmlich in „Atala" (1801) und im Génie du Christianisme (1802) poetisch verherrlichte.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiösen Gefühlen steigernd, eine durchaus große physisch-moralische Kraft und auch so in der politischen Welt erscheinend.

Werthers Leiden wurden sehr bald ins Französische übersetzt; der Effekt war groß wie überall, denn das allgemein Menschliche drang durch. Alle meine übrigen Produktionen dagegen standen sehr weit von der französischen Art und Weise ab, und ich war mir dessen wohl bewußt. Eine Übersetzung von Herrmann und Dorothea durch Bitaubé that nur im stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt, für den Tag aufzutauchen.

Im stillen finden sich jedoch hartnäckige Anhänger ans Deutsche.

Übersetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlassung dazu.

Siehe Le Globe, Tom. III. No. 55. 1826.

Offenbar sind es die Anti-Klassiker, denen meine ästhetischen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beispiel sehr gelegen kommen. Sie gehen daher sehr verständig zu Werke und behandeln glimpflich, was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutschen Gelegenheitsgedicht sagen, so pflegen sich die Franzosen mit Poésies de circonstance auszudrücken. Dies veranlaßt uns wirklich, einen Unterschied zwischen beiden anzuerkennen. Das erste wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und sie glücklich behandelt; das zweite, wenn er einen Umstand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anschein nach sollte man das erste vorziehen, weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchst willkommen

5 f. Werthers Leiden ... übersetzt. Die erste französische Übersetzung des Werther, vom Kammerherrn v. Seckendorf in Weimar, erschien in Erlangen 1776, die zweite, von G. Deyverdun, in Maastricht 1776, die dritte von Aubry in Mannheim und Paris 1777. — 9 f. Eine Übersetzung ... Bitaubé. Herman et Dorothée, traduit en prose par Bitaubé, Paris et Strasbourg 1800. Der Übersetzer Paul Jérémie Bitaubé (1732—1808) hatte vorher schon für seine Wiedergabe der „Ilias" und „Odyssee" großen Beifall geerntet. — 17. Le Globe, Tom. III, No. 55. 1826. In den Nummern 55—64 ist die Besprechung von Goethes dramatischen Werken enthalten, von der er selbst einen Auszug gab (oben S. 141 ff.). Über Goethes Verhältnis zu den französischen Romantikern und den Verfassern des „Globe" im besondern siehe A. Caumont, Goethe et la littérature française. Frankfurt a. M. 1885. S. 31 ff.

sein muß. Da sich aber die Poesie nichts vorschreiben läßt, so hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beständiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht ist niemandem dieses besser gelungen als Herrn Béranger.

Die Herren Globisten schreiben keine Zeile, die nicht politisch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie sind eine gute, aber gefährliche Gesellschaft; man verhandelt gern mit ihnen; aber man fühlt, daß man auf seiner Hut sein muß. Sie können und wollen ihre Absicht nicht verleugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deshalb verwerfen sie alles Gesetzliche, Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das giebt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Äußern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner sind es, und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahr 1825 Seite 525 findet sich eine höchst merkwürdige Darstellung der geistigen Kultur der Normandie, so wie ein Blick über das Ganze der Akademieen und litterarischen und wissenschaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir so von alten akademischen Korporationen sprechen, wollen wir nicht sagen, daß der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Welt durchaus alle Versammlung dieser Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß sie immer noch große Dienste leisten können, sobald sie nämlich dem Geiste unsers Jahrhunderts gemäßer organisiert sind, einen positiven und besondern Zweck bekennen und, was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft, vollkommen unabhängig von den Regierungen dastehen, hauptsächlich aber, daß sie eine große Thätigkeit beweisen; denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir sie gern als Bienenstöcke gelten lassen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen sogar kein mächtigeres Mittel, den Untersuchungen

3f. Herrn Béranger. Seine Bewunderung der Dichtungen Berangers hat Goethe vielfach gegen Eckermann ausgesprochen. Er verglich den französischen Dichter mit Horaz und Hafis.

eine glückliche Richtung zu geben, es sei nun auf einen Teil der menschlichen Kenntnisse oder auf eine tiefgreifende Untersuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anstalt, welche dem forschenden und mitteilenden Geiste der Zeit gemäßer wäre.

„Korporationen hingegen, welche sich bloß mit Litteratur beschäftigen, lassen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo sie große Dienste thaten, diese Epoche ganz gewiß vorbei sei. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit, wo die Nation zu weit von unsern großen Dichtern stand oder diese vielleicht durch ihre Schuld von der Nation sich gesondert fanden, es vielleicht möglich gewesen sein möchte, Männer von gebildetem Geist zu vereinigen und ihre Versammlungen mit großer Solennität zu umgeben und das Verdienst der beurteilten Werke durch das Ansehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die französische Akademie gegen den Cid gethan hat, und wir sehen nicht, daß sie etwas zu Gunsten der Athalie gewirkt hätte Gesteht man denn auch, daß die sämtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten einigen Dienst dieser Art geleistet, so kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu leugnenden Einfluß anführen, den sie auf unsere Litteratur geübt haben, indem sie mit aller Macht den prosaischen Sinn über den poetischen gelten machten, und zwar ganz natürlich von neun bis zehn gegen einen, ein Verhältnis, worin sich damals die Poeten zu den Prosaisten und Reimern befanden.

„Aber ohne diese wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, lasse man uns bemerken, daß, wenn diese Gerichtshöfe der Litteratur jemals zu etwas genützt haben, dies gegenwärtig nicht mehr der Fall sei. Die Reform, die seit dreißig Jahren in unsere Kriminaljustiz eingetreten ist, dringt nun endlich auch in unsere litterarische Gesetzgebung. Griesgrämliche Richter mit vertrocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälschtem Geiste sind nicht mehr an der Zeit, sondern es werden Geschworene sein aus allen gebildeten Klassen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urteilen haben."

15f. was die französische Akademie gegen den Cid gethan hat. In dem Streite über den „Cid" zwischen Corneille und seinem Gegner Georges Scudery gab die Akademie auf Richelieus Veranlassung ein Gutachten ab, welches vieles an dem Drama auszusetzen fand und ihm jeden höheren Wert bestritt. Vergl. auch „Dichtung und Wahrheit" 3. Buch, wo von den „Händeln über den Cid" die Rede ist, und Sprüche in Prosa Nr. 93: „Durch die despotische Unvernunft des Kardinal Richelieu war Corneille an sich selbst irre geworden."

Individualpoesie.

(Goethes nachgelassene Werke. Sechster Band. 1833. S. 376—378.)

Ganz nahe an das, was wir Volkspoesie nennen, schließt sich die Individualpoesie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werten Personen, denen eine solche Gabe verliehen ist, sich selbst und ihre Stellung recht kennen lernen, so werden sie sich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunst erfreuen; anstatt daß sie jetzt meist nicht wissen, woran sie sind, indem sie sich in der Masse der vielen Dichter verlieren und, indem sie Anspruch machen, Poeten zu sein, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie sie solche wünschen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beispiele halten.

Ein Geistlicher auf einer nördlichen Landzunge der Insel Usedom, auf einer Düne geboren, diese Düne mit ihrem geringen vegetabilischen Behagen und sonstigen Zuständen liebend, sein geistliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine gar liebenswürdige Art, seine Zustände poetisch darzustellen.

Voß hat in seiner Luise diesen häuslichen Ton angegeben; in Herrmann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen, und er hat sich in Deutschland weit verbreitet. Und es ist wohl keine Frage, daß diese dem Sinne des Volks sich nähernde Dichtart den individuellen Zuständen am besten zusagt.

Ein solcher Mann muß sich ansehen wie ein Musikfreund, der bei angebornen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet, Kapellmeister zu werden, aber für sich und seine Hauskapelle genugsames Geschick hat, um eine solche wünschenswerte Kultur in seinem Kreise zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann, Chrestomathieen drucken zu lassen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu sagen ist, weil man das Bekannte weiter bekannt macht oder in der Erinnerung der Menschen auffrischt, so wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geschmack, eine schöne Aufgabe, wenn er gerade von solchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publikums gelangen oder vom Tage verschlungen werden, eine Sammlung veranstaltete und so das Beste, was aus dem individuellen Zustande, aus einem eigens bestimmten und gestimmten Geiste hervorgegangen, billigerweise aufbewahrte; wobei denn zum Beispiel eben dieser Geistliche

sowie mancher andere zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß solche Individualitäten, denen man ein dichterisches Talent nicht absprechen kann, sich gewöhnlich ins weitläuftige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das sich nicht durch entwickelten Geschmack, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem ästhetischen Lakonismus zu gelangen, wo nur das Notwendigste, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein jeder kann aus seiner Jugend dergleichen Beispiele vorführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutsche Nation hat schöne Talente aufzuweisen, welche, selbst ausgebildet, diesen Vorwurf nicht ablehnen können.

Stellung der Deutschen zum Auslande,
besonders zu den Franzosen.

Schematisch.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 131—133.)

Deutsche litterarische Verdienste.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutsche empfindet hierüber ein gewisses Behagen.
Aber wir müssen so geschwind als möglich uns klar machen, inwiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber, inwiefern sich daraus ein Vorteil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterscheiden:
Wie und was sie von uns gelten lassen;
Oder wie sie nur es ungefähr aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entstehen folgende Fragen:
a) ob sie die Ideen gelten lassen, an denen wir festhalten, und die uns in Sitte und Kunst zu statten kommen.
b) Inwiefern sie die Früchte unsrer Gelehrsamkeit genießbar finden und die Resultate derselben sich aneignen.
c) Inwiefern sie sich unsrer ästhetischen Formen bedienen.
d) Inwiefern sie das, was wir schon gestaltet haben, wieder als Stoff behandeln.
Hierbei finden sich folgende Betrachtungen:

1.

Die Franzosen bekennen sich zu einer höhern Philosophie, die das, was dem Innern angehört, gelten läßt und solches von dem, was wir von außen empfangen, zu unterscheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verständig nachdenkt.

Ferner bemerkt man hie und da, wo nicht immer völlig übereinstimmende, doch historisch aufgenommene Grundsätze und Aussprüche der Unsrigen.

2.

Wenn sie uns von jeher den Fleiß nicht streitig machten, aber ihn doch als operos, mühsam und lästig ansahen, so schätzen sie jetzt mit besonderm Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor allen der Verdienste Savignys und Niebuhrs.

3.

Unsern ästhetischen Formen suchen sie sich offenbar gleichzustellen; denn die dramatisierten Geschichten der neuern Schule, wie die Barrikaden und was daraus folgt, sind Vorspiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatralischen Stücken dieser Art. Auch getrauten wir uns, das Theater der Klara Gazul unsrer Litteratur anzueignen, es sei nun, daß diese mittelbar oder unmittelbar Veranlassung gegeben hätte.

4.

Dieser Fall kommt öfters vor; aber der Franzose muß immer ändern und wieder ändern; denn er hat einen gar eignen Stand gegen sein Publikum, dem er es doch immer nach einem gewissen alten herkömmlichen Sinn zuschneiden muß.

2—8. Die Franzosen ... Unsrigen. Schon am 22. Juli 1810 schrieb Goethe an Reinhard: „Doch habe ich für die Zukunft eine wunderbare Aussicht zu Vereinigung deutscher und französischer Vorstellungen dadurch gewonnen, daß mir ein Auszug von de Gérandos Discours, der sich bei seiner Geschichte der Philosophie befinden soll, in die Hände fiel. ... In desen wenigen Blättern habe ich nichts gefunden, was meiner Art zu denken widerspräche." Von dem Werke selbst urteilte er dann am 13. Januar 1811, er habe sich an gewissen Stellen gewundert, wie nahe der Franzose an uns Deutsche herantrete, selbst da, wo ihm unsere Denkweise nicht gemäß sei. Die obige Bemerkung zielt wohl hauptsächlich auf die französischen Spiritualisten Royer-Collard, Maine de Biran, Jouffroy, Damiron und Cousin. Den „Cours de l'histoire de la philosophie" des letzteren hat er an andrer Stelle (oben S. 322) erwähnt. — 17 ff. die dramatisierten Geschichten ... dieser Art. Ludovic Vitet (1802—1873) suchte in seinen „Scènes historiques" (1826—1829) Ereignisse aus der Geschichte Frankreichs dramatisch darzustellen, ohne von der historischen Wahrheit abzuweichen. Unter ihnen befanden sich auch „Les Barricades". — 20. das Theater der Klara Gazul von Mérimée. Siehe S. 282.

Was ihn aber hauptsächlich hindert, zu einem gewissen ernsten Werke zu gelangen, ist, daß er mit einem ungeduldigen Publikum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erschüttert sein will. Daher ist sehr selten, daß etwas von unsern Arbeiten in eigner Gestalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marino Faliero von Lord Byron.

Deutsche Philosophie.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 141.)

Warum Ausländer, Briten, Amerikaner, Franzosen und Italiener, unserer neuen Philosophie nichts abgewinnen können, schreibt sich wohl daher, daß sie nicht unmittelbar ins Leben eingreift. Praktische Vorteile von ihr können sie nicht absehen; deshalb wenden sie sich mehr oder weniger nach der schottischen Lehre, wie sie von Reid und Stewart vorgetragen wird. Diese nähert sich dem Menschenverstande, und dadurch gewinnt sie Gunst. Sie sucht den Sensualism und Spiritualism zu versöhnen, die Übereinstimmung des Reellen mit dem Ideellen zu ermitteln und dadurch einen vollkommenern Zustand des menschlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und schon daß sie dies unternimmt und zu leisten verspricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

Den Philologen empfohlen.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 154—155.)

Es ist eine wunderliche, seit Jahren aufgekommene Forderung der griechisch-Gelehrten, deutscher besonders, daß sie den griechischen Text in der Ursprache citieren und voraussetzen, daß jeder, der

6 f. Merkwürdiger Fall . . . Byron. Delavignes „Marino Falieri" (1829). Vgl. Riemer, Mitteilungen S. 658 unterm 6. Juli 1829: „Ich las in Delavignes Marino Falieri und bewunderte, wie er sich von seinem Vorbilde, der Tragödie Byrons, so völlig losgemacht, und das Ganze aus dem innern Anschaun in ein äußeres Theaterschaun verwandelt habe." — 8. Deutsche Philosophie. Dieser Aufsatz ist in der Hempelschen Ausgabe ohne jeden sichtbaren Grund mit dem „Ferneres über Weltlitteratur" verbunden. — Über den günstigen Einfluß der schottischen Philosophie hat sich Goethe auch in der Vorrede zu der Übersetzung von Carlyles Schillerbiographie (oben S. 360, Z. 10 ff.) ausgesprochen. — 15. Reid und Stewart. Thomas Reid (1710—1796), der Begründer der Philosophie des „common sense", die sich gegen das Idealsystem Lockes und den Skeptizismus Humes richtet. Einer der ersten Vertreter der von ihm ausgehenden schottischen Schule ist Dugald Stewart (1753—1828). — 22. Den Philologen empfohlen. In den nachgelassenen Werken sind unter dem Titel: „Verschiedenes, bezüglich auf Litteratur und Kunst", diese und die drei folgenden Notizen als Nr. 1, 2, 4 und 5 vereinigt.

ihre deutsche oder lateinische Abhandlung liest, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter lateinischer Schriftsteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verschiedener Gelehrten herausgekommen sind, so finden wir jederzeit einer griechisch angeführten Stelle die lateinische Übersetzung nachfolgen, indem man wohl die Kenntnis der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen denen, die an dergleichen Werken teilnahmen, voraussetzen und fordern konnte, nicht aber die Kenntnis des Griechischen. Und so wird es immerfort bleiben, besonders in unsrer bewegten und voreilenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studierenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen seine Schulstudien vollendet. Noch weniger kann man dies von einem andern erwarten, dessen Thun und Treiben aufs Praktische gerichtet sein muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten und uns die Griechenkenner zu jenen mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Übersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vorteil des Lesers wie zu ihrem eignen; denn derjenige, welcher, um seine Meinung zu bestärken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom schreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unsäglich, wenn er eine Stelle nach seinem eignen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Falle mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt, jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen.

Nichts anders als.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 156.)

Je mehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man schweigen solle, wenn man nichts zu sagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorzugeben sei, desto mehr bemerkte ich, daß man aus natürlicher Fahrlässigkeit

30. Nichts anders als. Inhaltlich schließt sich diese Bemerkung an den Aufsatz „Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet" (Bd. 31, 248).

immer noch gewisse Flick- und Schaltwörter behaglich einschiebt, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indessen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen sein, welche, um sich zu fassen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine solche Interjektion gebraucht. Finden wir ja doch oft Personen, die sich die allerseltsamsten Töne, Ausatmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu spicken, zu flicken und zu zerstücken. Auf dem Theater hat man davon sehr glücklichen Gebrauch gemacht, und von solchem unseligen Behelf hab' ich in Kunst und Altertum eine Anzahl Beispiele gegeben, welche wohl noch mannigfaltig zu vermehren sein möchten.

Eine Redensart aber, die sich durch die würdigsten Vorgänger in Ansehen setzet, den gemeinen Menschensinn einschläfert, damit er das Absurdeste ertragen möge, ist die, wovon dieser Aufsatz den Titel führt.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 157—158.)

Das Mailändische Tagsblatt L'Eco

hat seinen eigenen männlichen Charakter; einige Mitarbeiter sind wahrscheinlich schon über die Sechzig; denn es sind Anekdoten, Anspielungen, Andeutungen zeitig aus dem vorigen Jahrhunderte her; sie suchen zugleich gefällig und unterrichtend zu sein; aber es ist keine Spur, daß etwas den Frauen zuliebe geschrieben sei, und daß sie weibliche Leser verlangen und hoffen.

Man ist beim Lesen durchaus in einem männlichen Kreise, wo Frauen wohl sein könnten, aber nicht sind, und dies giebt dem Ganzen eine eigene Haltung.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 158.)

Die Pariser Zeitschrift Le Globe

hat durchaus einen jugendlichen Charakter; der älteste ihrer Teilnehmer möchte kaum in den Vierzigen sein. Auch hier ist keine Spur, Frauen als Frauen zu Leserinnen werben zu wollen; der

18. Das Mailändische Tagsblatt L'Eco. Über „L'Eco" siehe oben S. 308. — 29. Die Pariser Zeitschrift Le Globe Der „Globe" ist schon früher in diesem Bande und auch sonst in Goethes Briefen und Gesprächen sehr häufig erwähnt. Über seine Beziehungen zu der Zeitschrift siehe S. 142, Z. 27 Anm. und S. 204, Z. 6 Anm.

Geist jener Mitarbeiter ist auf die Zukunft gerichtet, und da möchte nicht anlockend für das schöne Geschlecht sein.

Beide Zeitblätter zeichnen sich dadurch von den deutschen aus, welche zum großen Teil von Frauen und fast durchaus zu Frauen geschrieben sind.

Epochen deutscher Litteratur.

(Goethes nachgelassene Werke. Neunter Band. 1833. S. 163—165.)

Von 50—70	Von 70—90	Von 90—110	Von 110—120
ruhig	unruhig	beschwichtigt	malcontent
emsig geist- und herzreich	frech	zart	determiniert
würdig			tüchtig
beschränkt	ausgebreitet	sich beschränkend	herrschsüchtig
fixiert	leichtfertig	ernst religiös	zuschreitend
pedantisch	redlich	patriotisch thätig	
respektvoll	Achtung verschmähend und versagend	intrigant	respektlos
antik-gallische Kultur	englische Kultur	spanische Kultur	altdeutsch
formsuchend	Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend	von Form sich entfernend	ins Formlose strebend.

Neueste Epoche.

So mannigfaltig auch das Bestreben aller und jeder Künste in Deutschland sein mag, in dem Grade, daß man darüber etwas Näheres und Bestimmteres auszusprechen sich kaum getraute, so geht doch im Ganzen eine gewisse Richtung durch, welche uns veranlaßt, die Epoche unserer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunst

6. Epochen deutscher Litteratur. Die Tabelle ist von K. E. Franzos (Deutsche Dichtung V, 156—157) in Faksimile wiedergegeben. Die Drucke haben in Z. 18 statt versagend „versäumend". Die Handschrift ist überschrieben „Deutsche Litteratur". Darüber, ob der Abschnitt „Neueste Epoche" ebenfalls in seinem Manuskript steht, giebt Franzos keine Andeutung. v. B. meint, daß der Aufsatz nicht früher als Ende 1825 geschrieben zu sein scheine, da Goethe mit den Dienstjubiläen, bei denen sich der Staat selbst als Teilnehmer erklärt, auf sein eignes zu deuten scheine.

jener zweiten der persischen Poesie zu vergleichen, in welcher sich Enweri besonders hervorthat und die wir die enkomiastische nennen dürfen.

Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienste als kürzlich geschiedene und längst dahingegangene werden gefeiert. Geburtstäge lassen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; silberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu Festen; bei Dienstjubiläen erklärt sich der Staat selbst als Teilnehmer; bei funfzigjährigem Wiedereintritt einer akademischen Würde sind Universitäten und Fakultäten in Bewegung, und weil nun die lebhaftesten Segnungen auf Gesundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, so fügt sich so schönen Prämissen als notwendige Konklusion ein löbliches „Ergo bibamus" hinzu.

—

Epoche der forcierten Talente.

(Goethes Werke. 4°. Zweiter Band. Zweite Abteilung. Stuttgart u. Tübingen 1837. S. 654.)

Entsprang aus der philosophischen. Höhere theoretische Ansichten wurden klar und allgemeiner. Die Notwendigkeit eines entschiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verstand sich in die Erfindung mischen und, wenn er den Gegenstand klug entwickelte, sich dünken, er dichte wirklich.

Hiezu gaben den ersten theoretischen Anstoß Schillers ästhetische Briefe in den Horen, seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst, kritisch und folglich praktisch seine Recension über Bürger in der Allgemeinen Litteraturzeitung.

Die Gebrüder Schlegel theoretisierten und kritisierten im ähnlichen Sinne; denn auch ihre Lehre, sowie ihr Streben, trat aus der Kantischen Philosophie hervor.

Dies wäre die Ableitung dieser Epoche, was den Gehalt betrifft.

Die äußere und letzte Form der Ausführung ward durch eine verbesserte Rhythmik sehr erleichtert. Voß, obgleich seine

1ff. jener zweiten ... dürfen. Vergl. Noten zum Diwan, Werke IV, 245f. — 12f. so fügt sich so schönen ... hinzu. Scherzhafte Anspielung auf Basedows Behauptung, die Konklusion „Ergo bibamus" passe auf alle Prämissen, die Goethe auch die Veranlassung zu dem Liede „Ergo bibamus" (I, 100) gegeben hat. — 14. Epoche der forcierten Talente. Dieser Aufsatz ist wohl, ebenso wie der: „Wirkungen in Deutschland" (Bd. 31, 194) ein Entwurf für „Dichtung und Wahrheit", und zwar für die später nicht ausgeführten Teile. Unter der „Epoche der forcierten Talente" versteht Goethe hier die ersten Zeiten der Romantik, etwa bis zum Jahre 1800.

Bemühungen mit Undank belohnt wurden, zerstörte lieber den Effekt, den seine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er seinen Überzeugungen entsagt hätte. Demungeachtet aber war jedermann aufmerksam auf seine Lehren und sein Beispiel; und so fand diese neue Epoche einen großen Vorteil vor sich an einer verbesserten Rhythmik.

Außer diesem ahmte man italienische und spanische Silbenmaße mit größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach, indem man die Oktaven-, Terzinen- und Sonettform auch im Deutschen ausbildete. Die beiden Enden der Dichtkunst waren also gegeben: entschiedener Gehalt dem Verstande, Technik dem Geschmack; und nun erschien das sonderbare Phänomen, daß jedermann glaubte, diesen Zwischenraum ausfüllen und also Poet sein zu können.

Die Philosophen begünstigten diesen Irrtum; denn nachdem sie der Kunst einen so hohen Rang angewiesen, daß sie sogar die Philosophie unter die Kunst gesetzet, so wollten sie wenigstens persönlich jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten, jedermann, wenigstens der Philosoph, müsse ein Poet sein können, wenn er nur wolle.

Durch diese Maximen wurde die Menge aufgefordert, und die Masse der Dichtenden nahm überhand.

Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion stark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm nachlernen konnten.

Jene große Kluft aber zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung suchte man auf mancherlei Weise auszufüllen.

1) Durch religiose Gesinnungen:
   a) Christliche,
      pietistische und katholische.
   b) Heidnische,
      der Schicksalsbegriff.
   c) Romantische

schlossen sich an a an.

2) Durch Kunstgegenstände und Gesinnungen:

a) Heidnische,

b) Christliche.

Die letztern nehmen überhand; Poesie und bildende Kunst verderben einander wechselsweise.

Vorschlag zur Güte.

(Goeth Werke. 4°. Zweiter Band. Zweite Abteilung. Stuttgart u. Tübingen 1837. S. 657.)

Man hat einen Oktavband herausgegeben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden". Nun würde ich raten, ein Gegenstück zu besorgen: „Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden".

Die dabei zu übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde sie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten her guten Geruch bringt, sichern Vorteil gewähren.

Zu diesem Vorschlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Litteratur und der besondern deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht los werden wird, es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm sein muß, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unsern Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet.

Mir selbst würde ein solches Unternommene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchst interessant sein; denn wie sollt' ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden und daß diese mich auf ihre Weise dem Publikum vorzubilden gesucht.

Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und sie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.

Vorschlag zur Güte. 8f. Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden. Herausgegeben von Varnhagen von Ense. 1823.

Nachtrag zu 1825.

Die Hofdame,

Lustspiel in fünf Akten.

Manuskript.

(Goethes nachgelassene Werke. Fünfter Band. 1833. S. 346—353.) 5

Weimar, den 16. November 1825.

Dieses Stück, in guten Alexandrinern geschrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Absicht des Verfassers mochte sein, das Lächerliche des Gefühls darzustellen. Nun ist das Gefühl an sich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem 10 es seiner Würde, die in dem dauernden Gemütlichen beruht, zu vergessen das Unglück hat. Dies begegnet ihm, wenn es dem Leichtsinn, der Flatterhaftigkeit sich hingiebt.

Nachtrag zu 1825. Franz v. Elsholtz, der Verfasser des besprochenen Stückes, war 1791 in Berlin geboren und wurde nach den Befreiungskriegen, in denen er bis zum Rittmeister aufstieg, 1816 als Regierungssekretär in Köln angestellt. Seit Anfang der zwanziger Jahre war er nur als Schriftsteller thätig, machte große Reisen und übernahm 1827 die Leitung des Hoftheaters in Gotha. Später trat er in den diplomatischen Dienst ein und lebte bis zu seinem Tode in München und auf seinem Schlosse Hohenberg am Starnberger See, wo er am 22. Januar 1872 starb. Durch Vermittlung des Kanzlers v. Müller übersandte Elsholtz sein Lustspiel „Die Hofdame" an Goethe, der sich darüber in Briefen an Müller vom 16. November und 11. Dezember 1825 und 9. Januar 1826, sowie an Elsholtz vom 22. August und 1. November 1826 aussprach. Die ersten beiden Briefe an Müller wurden in den nachgelassenen Werken, nicht ohne Veränderungen, zu dem Aufsatz über „Die Hofdame" vereinigt; die sämtlichen angeführten Schreiben ließ dann Elsholtz in der zweiten Auflage des ersten Bandes seiner „Schauspiele" (Leipzig 1835), der das besprochene Stück enthält, abdrucken. — v. B. hat den Aufsatz in seiner Ausgabe unterdrückt, weil er lediglich aus Briefen zusammengestellt sei (Einleitung S. XXIX); auch ich hatte ursprünglich aus diesem Grunde beschlossen, ihn fortzulassen; doch machte sich schließlich die Erwägung geltend, daß die Redaktoren der nachgelassenen Werke hier vielleicht eine früher geäußerte Absicht Goethes ausführten, da sie sonst nirgends in die „Aufsätze zur Litteratur" Teile des Briefwechsels aufgenommen haben.

In unserem Drama spielen sechs Personen, die durch schwankende Neigungen sich in Lagen versetzt finden, die allerdings für komisch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menschen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche, noch das Schicklich im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück ist gut komponiert, die Charaktere entschieden gezeichnet, die sechs Personen verwirren sich genugsam durcheinander und die Auflösung beruhigt das hie und da besorgte moralische Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sei mir vergönnt, der Mitschuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor sich nicht lächerlich sein, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dies geschieht, wenn sie durch Not oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen; auch ist es in der deutschen Litteratur geschätzt. So oft es jedoch seit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es sich niemals eines günstigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königstädter Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals ausweiset. Dieses kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehension hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen, durch etwas beigemischtes Bängliches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heterogenen Elementen bestehend anzusehen: das Gefühlerregende, Gemütliche will man in der Darstellung nicht herabsteigen sehen, und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da droben gern was Besseres gewahr werden; besonders ist dies die Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Dennoch aber halt' ich dieses Stück für vorzüglich gut und jedermann wird es dafür ansprechen, wenn er sich ihm ganz hingiebt und sich in der eignen Welt, die es darstellt, behagt, das Mißfallen an einem allzugrellen Neigungswechsel aufgiebt und die Menschen nimmt, wie sie ihm der Dichter vorführt. Deswegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in sich konsequent und lebendig ist.

20 f. auf dem Königstädter Theater. Gemeint ist das Königstädtische Theater in Berlin.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; sie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Gesellschaft durchgehalten werden. Die Eigentümlichkeit des vornehm geselligen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Akte das Kommen und Gehen kunstreich und gleichsam im Takte behandelt werden. Ein äußeres Hindernis der Vorstellung wird auf den meisten Theatern sein, daß drei Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrscheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzugroß würde. Ja noch gar manches Andere würde ein einsichtiger Regisseur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff: die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht musterhaft ist; daher möchte das Stück, da wo es ein einsichtiges Publikum findet, nicht leicht gespielt werden, und wo es gespielt wird, kein kompetentes Publikum finden.

Alles überdacht, so thäte der Verfasser wohl, es drucken zu lassen. Die deutschen Theater haschen durchaus nach Neuigkeiten, es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben; ich wäre selbst neugierig, welche Regie die Vorstellung zuerst wagte.

Beim Lesen und Vorlesen müßte es durchaus gefallen, besonders wenn in einer gebildeten Gesellschaft sechs Personen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verstehen, sich daran gäben, ihre Rollen wohl zu studieren und es sodann mit Geist und Leben vorzutragen. Eine solche Unterhaltung würde, sobald mehrere Exemplare vorhanden sind, ich selbst veranstalten. Vielleicht wäre dies auch der sicherste Weg, diese glückliche Produktion dem Theater zu empfehlen.

Ferneres über die Hofdame.

Weimar, den 11. Dezember 1825.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu lassen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empirischer Idealität, die sich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vorteil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise:

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hofmarschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zu-

schauer geneigt aufzumerken, deswegen sie mit großer Umsicht und Sorgfalt zu behandeln ist; ungefähr folgendermaßen:

Der Hofmarschall formalisiert sich über das Geschehene, als über etwas höchst Tadelnswertes.

Der Fürst entschuldigt den Vorfall durch seine alte wiederaufwachende Jagdliebe; bringt das Beispiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderstehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann schon viele Klagen geführt worden, und schließt, daß der Fall nicht so ganz unerhört sei, daß ein Beispiel in Welschland ihm sei erzählt worden.

Der Hofmarschall kreuzigt und segnet sich vor Welschland, ergeht sich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man sich gewöhne, und giebt dem Umgange mit Künstlern alles schuld.

Der Fürst wendet sich scherzend an Adamar und fordert ihn auf, seine Freunde zu verteidigen.

Adamar erwidert, man habe die Künstler höchlich zu schätzen, daß sie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, sich die größten Entbehrungen zumuteten, um einer vollkommnen Kunst, dem Höchsten was die Welt je gesehen, unermüdet nachzustreben. (Dies kann eine sehr schöne Stelle werden und ist mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarschall läßt die Künstler in Italien gelten, findet aber ihr Äußeres gar wunderlich, wenn sie nach Deutschland kommen. Hier ist heiter und ohne Bitterkeit das Kostüm der zugeknöpften Schwarzröcke zu schildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürst entgegnet durch Herabsetzung der Hofuniform, die er selbst an hat und die ihm wohl steht. Von einem geistreichen talentvollen Menschen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen.

Der Fürst, als seiner Braut entgegenreitend, muß sehr wohlgekleidet erscheinen und das Auge des Zuschauers muß den Worten des Schauspielers widersprechen.

Der Hofmarschall läßt die Künstlermaske in Italien gelten, nur sollten sie nicht an deutschen Höfen erscheinen. So habe sich neulich der Fürst mit einem ganz familiär betragen, es habe gar

27. allenfalls die Brille. Seine Abneigung gegen Brillen hat Goethe mehrfach ausgesprochen: Bd. II, 349 und XIII, 326 f.

wunderlich ausgesehen, wenn Ihre Hoheit mit einem solchen Natursohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen seien.

Adamar nimmt das Wort, beschreibt Vergnügen und Vorteile, die Natur mit einem Künstler und durch sein gebildetes Organ anzusehen, dagegen verschwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarschall weiß nur allzusehr, daß man sich wechselseitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweise niemals billigen, woraus so unerhörte Begebenheiten, wie man diesen Tag erlebt, entspringen müßten.

Der Fürst tritt nun mit seiner Geschichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forschen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, so daß der Zuschauer neugierig ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden sein.

— —

So viel von dieser Scene. Gelingt sie, so ist der Beifall dem Stück versichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erste Akt des Stücks überhaupt eilt zu sehr und es ist nicht gut, auch nicht nötig, weil der Zuschauer noch seine volle Geduld beisammen hat. Hiebei aber wird vorausgesetzt, daß Vorstehendes nur Vorschlag sei, den der Dichter sich erst aneigne, nach Erfahrung, Überzeugung, Denkweise bei sich lebendig werden lasse.

Will er das Gesagte benutzen und seine weitere Arbeit mitteilen, so soll es mir angenehm sein und ich werde sodann über die folgende, sowie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich sende das Manuskript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieser gedachten Scene, und wünsche, daß es in der Folge mir wieder mitgeteilt werde.

Die Ursache und Absicht meiner Vorschläge werden dem geistreichen Herrn Verfasser auch ohne weitere Erklärung deutlich sein.

Systematisches Verzeichnis

zu

Goethes Aufsätzen zur Litteratur I und II.

(Goethes Werke Band 31 und 32.)

I. Goethes Werke.

1. Gesamtausgaben.

Ankündigung von Goethes Schriften (1786) 1, 6
Goethes Schriften. Erster bis vierter Teil 1, 8
Anzeige der sämtlichen Werke in zwölf Bänden (1805) 1, 119
Über die neue Ausgabe der Goethischen Werke (1816—1819) . . 1, 234
Sicherung meines litterarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer echten vollständigen Ausgabe meiner Werke 2, 80
Anzeige der Ausgabe letzter Hand 2, 165
Die erste Lieferung der Taschenausgabe 2, 245

2. Einzelne Werke.

a. Lyrisches und Episches.

West-Östlicher Divan 1, 218
Die Geheimnisse 1, 241
Ballade 1, 322
Zu dem Gedicht „Fürs Leben" 1, 322
Zu „Aus einem Stammbuch von 1604" 1, 323
Zu „Urworte Orphisch" 1, 323
Über die „Harzreise im Winter" 1, 380
Um Mitternacht 2, 12. 13
Zelter, Neue Liedersammlung 2, 13
Paria 2, 87
Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga 2, 119
Marienbader Elegie 2, 127
Paralipomena 2, 318

b. Dramatisches.

Einige Scenen aus Mahomet nach Voltaire 1, 65
Paläophron und Neoterpe 1, 67
Ankündigung von „Was wir bringen" 1, 68
Des Epimenides Erwachen 1, 200
Über die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken . . . 1, 231
Was wir bringen 2, 129
Ankündigung der „Helena". Zwei Entwürfe 2, 181
Helena. Zwischenspiel zu Faust 2, 240
Helena in Edinburgh, Paris und Moskau. 2, 312
Stapfer, Oeuvres dramatiques de Goethe 2, 141

c. Erzählende und sonstige Prosa.

Gespräch über die deutsche Litteratur 1, 4
Ankündigung der „Beiträge zur Optik" 1, 9
Jakob Philipp Hackert 1, 169
Ankündigung der „Wahlverwandtschaften" 1, 180
Anzeige und Übersicht der „Farbenlehre" 1, 181
Auskunft über „Wilhelm Meisters Wanderjahre" 1, 217
Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren 2, 10
Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773. . . . . 2, 154
Die neue Melusine 2, 268

3. Zeitschriften.

Propyläen I, 1 und 2. . . . . 1, 47 und 54
Propyläen II, 1 . . . . . 1, 62
Propyläen II, 2 . . . . . 1, 63
Propyläen III, 1 . . . . . 1, 66
Propyläen III, 2 . . . . . 1, 66
Über Kunst und Altertum 1, 221

4. Vorreden.

Sachse, Der deutsche Gil Blas eingeführt von Goethe 2, 14
N. A. de Salvandy, Don Alonso. Nebst einem einleitenden Vorwort von Goethe. 2, 99
Mämpel, Der junge Feldjäger. Eingeführt durch Goethe. . . . 2, 132
Mämpel, Des jungen Feldjägers Kriegskamerad. Eingeführt von Goethe 2, 172
Mämpel, Memoiren Robert Guillemards. Eingeführt und eingeleitet von Goethe 2, 248
Manzoni, Opere poetiche con prefazione di Goethe 2, 252
Widmung des Briefwechsels mit Schiller 2, 313
Carlyle, Leben Schillers; eingeleitet durch Goethe 2, 354

5. Übersetzungen.

Mad. de Staël, Versuch über die Dichtungen 1, 18
Johann von Müller, Friedrichs Ruhm 1, 159
Aus Byrons „Don Juan" 1, 330
Euripides, Phaëthon 2, 43
Euripides, Die Bacchantinnen. 2, 207
Zu „Rameaus Neffe":
Ankündigung von „Rameaus Neffe" 1, 119
Saur et Saint Géniès, Des hommes célèbres de France 2, 23
Rameaus Neffe von Diderot 2, 33
Bei Gelegenheit des Schauspiels „Die Philosophen" von Palissot 2, 76
Rameaus Neffe in Bezug auf Kunst und Altertum IV, 1, 159 2, 79

6. Persönliches.

Antwort des Recensenten von Sophokles' Trauerspielen übersetzt von F. Ast 1, 95
Erklärung und Bitte. 1, 386
Wiederholte Spiegelungen 2, 22
Wiederholte Entschuldigung und Bitte. 2, 38
Selbstbiographie 2, 38
Archiv des Dichters und Schriftstellers 2, 39
Lebensbekenntnisse im Auszug 2, 41
Sicherung meines litterarischen Nachlasses 2, 71
Stapfer, Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe. . . 2, 155
Alfred Nicolovius über Goethe 2, 311
Für junge Dichter 2, 377
Noch ein Wort für junge Dichter 2, 386
Vorschlag zur Güte 2, 401

II. Deutsche Litteratur.

1. Lyrische Dichtungen.

a. Kunstlyrik.

Joh. Heinr. Voß, Lyrische Gedichte 1, 72
Willkommen! Übersicht 1, 197
Rückert, Östliche Rosen. 2, 13
Beauregard-Pandin, Spanische Romanzen 2, 68
Zum nähern Verständnis des Gedichts „Dem Könige die Muse" 2, 296

b. Natur-, Volks- und Dialektdichtung.

Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart . . . . . 1, 48 und 103
Hebel, Allemannische Gedichte 1, 96

Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn 1, 120
Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie 1, 135
Arnold, Der Pfingstmontag 1, 276
Mals, Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän 1, 320
Babst, Allerhand schnaakische Sachen und Uhterlesene plattdütsche Gedichte 2, 20
Fürnstein, deutscher Naturdichter 2, 56
Castelli, Gedichte in niederösterreichischer Mundart 2, 296

2. Epische Dichtungen.

Der Geburtstag 1, 115
Antwort auf die Antikritik über die Recension des Gedichtes „Der Geburtstag“ 1, 134
A. v. Klein, Athenor 1, 116
Die heiligen drei Könige 1, 291
Zu den heiligen drei Königen 1, 328
Die heiligen drei Könige noch einmal 2, 5
Hagen, Olfried und Lisena 1, 320
Hagen, Olfried und Lisena 1, 334
Olfried und Lisena noch einmal 2, 4
Tegnér, Frithiofs Saga übersetzt von Amalie von Helvig 2, 88 und 164
Das Nibelungenlied übersetzt von Karl Simrock 2, 263

3. Dramatische Dichtungen.

Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller 1, 43
Schillers Wallenstein 2, 67
H. J. v. Collin, Regulus 1, 106
Böhlendorf, Ugolino 1, 110
Gerstenberg, Ugolino . . . . . 1, 111 und 118
Zu einem Briefe Lessings an Gerstenberg über den Ugolino . 1, 118
Silber, Johann Friedrich Kurfürst zu Sachsen 1, 113
Deutsche Übersetzungen französischer Singspiele im vorigen Jahrhundert 1, 245
Arnold, Der Pfingstmontag 1, 276
Über den Verfasser des Pfingstmontags 1, 329
Mals, Die Entführung oder der alte Bürgerkapitän 1, 320
M. Beer, Der Paria 2, 86
Jouy, Die Athenerinnen. Musik von Spontini 2, 379
Elsholtz, Die Hofdame 2, 402

4. Erzählende Prosa.

Buchholz, Bekenntnisse einer schönen Seele . . . . . }
Unger, Melanie das Findelkind . . . . . } 1, 144
Holberg, Wilhelm Dumont . . . . . }

Woltmann, Spiegel der großen Welt 1, 199
Johanna Schopenhauer, Gabriele 2, 27
Tieck, Die Verlobung 2, 78
Über E. T. W. Hoffmann 2, 268

5. Geschichte und Reisen.

Reichardt, Vertraute Briefe aus Paris 1, 69
Schlabrendorf, Napoleon Bonaparte und das französische Volk . 1, 71
Kretschmann, Die Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande. 1, 86
Joh. v. Müller, La gloire de Frédéric 1, 156
Joh. v. Müller, Friedrichs Ruhm. Übersetzung 1, 159
Die Inschrift von Heilsberg 1, 262
Chronik des Otto von Freisingen 1, 264
Fr. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen 2, 123
Wachler, Handbuch der Geschichte der Litteratur 2, 124
Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum 2, 129
Schlosser, Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur 2, 159
Heinrich Meyer, Tabelle zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen 2, 160
Raumer, Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik 2, 163
Niebuhr, Römische Geschichte. Erster Band 2, 247
Graf Raczinsky, Malerische Reise in einige Provinzen des osmanischen Reiches 2, 158
Bröndstedt, Reisen und Untersuchungen in Griechenland 2, 158

6. Biographieen, Memoiren, Briefe.

Ungedruckte Winckelmannische Briefe 1, 87
Löwe, Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten (Joh. v. Müllers Selbstbiographie) 1, 140
Jakob Philipp Hackert 1, 169
Sachse, Der deutsche Gil Blas 1, 337
Nekrolog des deutschen Gil Blas 2, 76
Joach. Nettelbecks Selbstbiographie 2, 17
Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale. Erster und vierter Band . . . . . 2, 92 und 225
Mämpel, Der junge Feldjäger 2, 95
Solger, Nachgelassene Schriften und Briefwechsel 2, 226
Hans von Schweinichen, Begebenheiten . . . . . 2, 17 und 242
L. Gall, Auswanderung nach den Vereinigten Staaten 2, 243
Fr. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel 2, 261
Pückler-Muskau, Briefe eines Verstorbenen 2, 348

7. Allgemeines und Vermischtes.

Gespräch über die deutsche Litteratur 1, 4
Litterarischer Sansculottismus 1, 12
Über den Ausdruck anorgisch 1, 118
Plan eines lyrischen Volksbuchs 1, 176
Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 1, 195
Deutsche Sprache 1, 242
Ruckstuhl, Von der Ausbildung der Teutschen Sprache . . . 1, 243
Neulateinische Dichter deutschen Stammes 1, 245
Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet. 1, 248
Hör-, Schreib- und Druckfehler 1, 300
Justus Möser 2, 60
Stiedenroth, Psychologie 2, 125
Windischmann, Über etwas, das der Heilkunst not thut 2, 126
Heinroth, Anthropologie 2, 127
Litterarisches Konversationsblatt 2, 128
Wilhelm Schütz, Irrtümer und Wahrheiten 2, 192
Neueste deutsche Poesie 2, 233
Naturphilosophie 2, 244
Krummacher, Blicke ins Reich der Gnade 2, 324
Stellung der Deutschen zum Auslande besonders zu den Franzosen 2, 393
Deutsche Philosophie 2, 395
Nichts anders als 2, 396
Epochen deutscher Litteratur. 2, 398
Epoche der forcierten Talente 2, 399

III. Fremde Litteraturen.

1. Altgriechische und römische Litteratur.

Bürgers Homerübersetzung 1, 1
Uwaroff, Nonnos von Pannopolis 1, 252
Ilias im Auszug 1, 343
Zauper, Ilias in Prosa . . . . . } 2, 164
Hedwig Hülle, Odyssee in zehnzeiligen Reimstrophen . . . }
Homer noch einmal 2, 205
Phaëthon, Tragödie des Euripides 2, 43
Zu Phaëthon des Euripides 2, 63
Euripides' Phaëthon 2, 210
Die tragischen Tetralogieen der Griechen. 2, 65
Über die Parodie bei den Alten 2, 106

Charon und Charos 2, 135
Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung 2, 136
V. E. Weber, Die elegischen Dichter der Hellenen 2, 160
Zell, Ferienschriften 2, 162
Die Bacchantinnen des Euripides 2, 206
Nachlese zu Aristoteles' Poetik 2, 213
Den Philologen empfohlen 2, 395
Knebels Übersetzung des Lucrez 2, 7

2. Orientalische Litteraturen.

Umbreit, Lied der Liebe (Übersetzung des Hohen Liedes) 1, 321
Indische und chinesische Dichtung 1, 386
Kalidasa, Sakontala 1, 387
Jajadeva, Gita-Govinda 1, 387
Kalidasa, Megha-Duta 1, 388
Iken, Toutinameh 2, 34
Chinesisches (Gedichte hundert schöner Frauen) 2, 228
v. d. Hagen, Tausend und ein Tag 2, 310

3. Englische Litteratur.

Maturin, Bertram or the castle of St. Aldobrand 1, 256
Lord Byron:
Manfred 1, 304
Don Juan 1, 330
Goethes Beitrag zum Andenken Lord Byrons 2, 72
Cain 2, 82
Shakespeare, Troilus und Kressida 2, 109
Shakespeare, Hamlet. The first edition 2, 217
Scafe, King Coal . . . . . 2, 199 und 315
Lorenz Sterne 2, 216
The Foreign Quarterly Review . . . . . 2, 266 und 274
Edinburgh Reviews 2, 306
Scott, On the Supernatural in fictitious compositions . . . 2, 266
Scott, Leben Napoleons 2, 269
Hood, Whims and Oddities 2, 271
Thomas Carlyle:
The life of Friedrich Schiller 2, 275
German Romance 2, 276
Leben Schillers eingeleitet durch Goethe 2, 354
Carlyle über Burns 2, 362
Moir, Wallenstein from the german of Frederick Schiller 2, 305

4. Französische Litteratur.

Mad. de Staël, Versuch über die Dichtungen. Übersetzung . . 1, 18
Einige Scenen aus Mahomet nach Voltaire 1, 65
Urteilsworte französischer Kritiker I. 1, 249
" " " II. 1, 274
Querlon, Voyage de Montaigne 2, 18
Delavigne, le Paria 2, 86
Salvandy, Don Alonzo 2, 99
Mennechet, l'Héritage 2, 131
Stapfer, Oeuvres dramatiques de Goethe 2, 141
Stapfer, Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe . . . 2, 155
Duval, le Tasse 2, 220
Fontvielle de Toulouse, Mémoires historiques 2, 242
Mérimée, la Guzla 2, 281
Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de Molière 2, 299
Lemercier, Richelieu 2, 300
Soumet, Elisabeth de France 2, 303
Fontan, Perkins Warbeck 2, 304
Herder, Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité, traduites par Quinet 2, 304
Le Livre des Cent-et-un 2, 370
Einzelnheiten zur französischen Litteratur 2, 387
Bernardin de St. Pierre, Paul et Virginie 2, 387
Chateaubriand 2, 388
Aus dem Globe und über ihn . . . 2, 142. 201. 222. 271. 390. 397

5. Italienische Litteratur.

Don Ciccio 1, 212
Klassiker und Romantiker in Italien 1, 267
Alexander Manzoni:
Heilige Hymnen 1, 273
Il Conte di Carmagnola 1, 307. 323. 324
Graf Carmagnola noch einmal 1, 380
Alexander Manzoni an Goethe 2, 30
Opere poetiche con prefazione di Goethe 2, 252
Adelchi 2, 254
Indicazione di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere 1, 324
Ruffa, Tragedie 1, 327
Monti, sulla Mitologia . . . . . } 2, 157 und 231
Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche . . . . . }
Dante 2, 174
L'Eco . . . . . 2, 308 und 397

6. Spanische Litteratur.

Calderon, Tochter der Luft 2, 1
Beauregard-Pandin, Spanische Romanzen 2, 68

7. Nationelle Dichtung.

a. Serbisch.

Serbische Lieder 2, 111
Talvj, Serbische Lieder, zweiter Teil 2, 164
Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jakob (Entwurf) 2, 178
Serbische Gedichte 2, 235
Das Neueste serbischer Litteratur (Milutinowitsch, Serbianka) . 2, 237
Gerhard, Wila 2, 278
Fräulein von Jakob 2, 278
J. Bowring, Serbian popular poetry 2, 280

b. Böhmisch.

Böhmische Poesie 2, 238
Amazonen in Böhmen 2, 246
Altböhmische Gedichte 2, 296
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 2, 326

c. Neugriechisch.

Volksgesänge abermals empfohlen 2, 36
Rizo-Neroulos, Cours de littérature grecque moderne . . . 2, 283
Iken, Leukothea 2, 292
Neugriechische Volkslieder herausgegeben von Kind 2, 292
Iken, Eunomia 2, 309

d. Litthauisch.

Rhesa, Dainos oder litthauische Volkslieder . . . . . 2, 164 und 293

IV. Allgemeines und Ästhetisches.

Geistes-Epochen nach Hermanns neuesten Mitteilungen 1, 253
Bedenklichstes 1, 320
Volkslieder 2, 69
Über epische und dramatische Dichtung 2, 195
Über das Lehrgedicht 2, 198
Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit 2, 200
Mythologie, Hexerei, Feerei. Aus dem Französischen des Globe 2, 201
Nachlese zu Aristoteles' Poetik 2, 213
Weltlitteratur 2, 223
Bezüge nach außen 2, 273
Ferneres über Weltlitteratur 2, 319
Bemerkung und Wink 2, 232
Epochen geselliger Bildung 2, 369
Individualpoesie 2, 392

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Artikel fehlen in allen früheren Ausgaben.)

1822.

Aus Kunst und Altertum III. 3: Seite
Calderons Tochter der Luft 1
Olfried und Lisena noch einmal 4
Die heiligen drei Könige noch einmal. 5
Von Knebels Übersetzung des Lucrez 7
Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren. 10
Neue Liedersammlung von Karl Friedrich Zelter 13
Fr. Rückert, Östliche Rosen 13
Sachse, Der deutsche Gil Blas, eingeführt von Goethe 14

1823.

Wiederholte Spiegelungen 22
*Saur et Saint Géniès, Des hommes célèbres de France . . 23
Aus Kunst und Altertum IV, 1:
Joh. Schopenhauer, Gabriele 27
Alexander Manzoni an Goethe 30
Notizen:
Rameaus Neffe von Diderot 33
Nechschebi, Touti Nameh, übersetzt von Iken. 34
Volksgesänge abermals empfohlen 36
Wiederholte Entschuldigung und Bitte 38
Selbstbiographie 38
Archiv des Dichters und Schriftstellers 39
Lebensbekenntnisse im Auszug 41
Aus Kunst und Altertum IV, 2:
Phaëthon, Tragödie des Euripides. 43
Fürnstein, deutscher Naturdichter 56
Justus Möser 60

Seite
Zu Phaëthon des Euripides 63
Hermann, Die tragischen Tetralogieen der Griechen 65
Beauregard-Pandin, Spanische Romanzen 68
Sicherung meines litterarischen Nachlasses 71

1824.

Goethes Beitrag zum Andenken Lord Byrons. 72
Aus Kunst und Altertum IV, 3:
*Bei Gelegenheit des Schauspiels „Die Philosophen" von Palissot 76
Nekrolog des deutschen Gil Blas 76
L. Tieck, Die Verlobung. Novelle 78
*Rameaus Neffe. 79
Sicherung meines litterarischen Nachlasses und Vorbereitung zu einer vollständigen Ausgabe meiner Werke 80
Aus Kunst und Altertum V, 1:
Byron, Cain. A mystery 82
Die drei Paria 86
Frithiofs Saga 88
Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale. Erster Band. 92
J. B. Mämpel, Junger Feldjäger in französischen und englischen Diensten 95
Salvandy, Don Alonzo ou l'Espagne, histoire contemporaine 99
Über die Parodie bei den Alten 106

1825.

Aus Kunst und Altertum V, 2:
Serbische Lieder 111
Einzelnes:
Fr. von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen 123
Wachler, Handbuch der Geschichte der Litteratur 124
Stiedenroth, Psychologie 125
Windischmann, Über etwas, das der Heilkunst not thut . . 126
Heinroth, Anthropologie. 127
Litterarisches Konversationsblatt. 128
Nic. de Syghen, Chronicon Thuringicum 129
Mennechet, Die Erbschaft 131
Mämpel, Der junge Feldjäger. Eingeführt durch J. W. von Goethe 132

1826.

Aus Kunst und Altertum V, 3:
*Charon und Charos 135
Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung. . . . 136

Seite
Stapfer, Oeuvres dramatiques de Goethe 141
Über Goethes Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen 154
Stapfer, Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe . 155
Kurze Anzeigen: 156
Vinc. Monti, sulla Mitologia. 157
C. Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche 157
Graf E. Raczinsky, Malerische Reise in einige Provinzen des osmanischen Reichs 158
Bröndstedt, Reisen und Untersuchungen in Griechenland . . 158
Schlosser, Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt 159
H. Meyer, Tabelle zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen 160
Weber, Die elegischen Dichter der Hellenen 160
K. Zell, Ferienschriften 162
Fr. v. Raumer, Geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik 163
Ankündigungen (Talvj, Serbische Lieder, zweiter Teil; Rhesa, Lettische Lieder; Frithiof, durch Amalie von Helvig) . . 164
Ilias, übersetzt von Zauper 164
Odyssee, übersetzt von Hedwig Hülle. 164
Anzeige von Goethes sämtlichen Werken, vollständige Ausgabe letzter Hand 165
Mämpel, Des jungen Feldjägers Kriegskamerad. Eingeführt von Goethe 172
Dante 174

1827.

Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jacob. (Entwurf) 178
Ankündigung der „Helena" (Zwei Entwürfe) 181
Wilhelm Schütz, Irrtümer und Wahrheiten 192
Aus Kunst und Altertum VI, 1:
Über epische und dramatische Dichtung 195
Über das Lehrgedicht 198
Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit . . . 200
Mythologie, Hexerei, Feerei. Aus dem Französischen des Globe 201
Homer noch einmal. 205
Die Bacchantinnen des Euripides 206
Euripides' Phaëthon 210
Nachlese zu Aristoteles' Poetik 213
Lorenz Sterne 216
The first edition of the tragedy of Hamlet 217

Seite
A. Duval, Le Tasse, drame historique 220
Weltlitteratur 223
Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale. Vierter Band 225
Solger, Nachgelassene Schriften und Briefwechsel 226
Chinesisches 228
Moderne Guelfen und Ghibellinen (V. Monti, sulla Mitologia und C. Tedaldi-Fores, Meditazioni poetiche) 231
*Bemerkung und Wink 232
Neueste deutsche Poesie 233
Serbische Gedichte 235
Das Neueste serbischer Litteratur (Milutinowitsch, Serbianka) 237
Böhmische Poesie 238
Helena, Zwischenspiel zu Faust 240
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeschlagen (Hans von Schweinichen, Begebenheiten; Fontvielle, Mémoires historiques: Ludwig Galls Auswanderung nach den Vereinigten Staaten) 241
Naturphilosophie 244
Erste Lieferung der Taschenausgabe von Goethes Werken . . 245
Amazonen in Böhmen 246
Niebuhr, Römische Geschichte. Erster Teil 247
Memoiren Robert Guillemards. Eingeführt und eingeleitet von Goethe 248
Manzoni, Opere poetiche con prefazione di Goethe 252
Fr. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel 261
Das Nibelungenlied, übersetzt von Karl Simrock 263
The Foreign Quarterly Review 266
W. Scott, Leben Napoleons 269
Hood, Whims and Oddities 271

1828.

Aus Kunst und Altertum VI, 2:
Bezüge nach außen 273
Carlyle, The Life of Friedrich Schiller 275
Carlyle, German Romance 276
Nationelle Dichtkunst:
Gerhards Wila 278
Fräulein von Jacob 279
Bowring, Servian popular poetry 280
Mérimée, La Guzla 281
Rizo-Néroulos, Cours de littérature grecque moderne 283
Iken, Leukothea 292
Kind, Neugriechische Volkslieder 292

Seite
Rhesa, Dainos oder Litthauische Volkslieder 293
Castelli, Gedichte in niederösterreichischer Mundart 296
Altböhmische Gedichte 296
Zum nähern Verständnis des Gedichts „Dem Könige die Muse" 296
Taschereau, Histoire de la Vie et des Ouvrages de Molière 299
Lemercier, Richelieu, comédie historique 300
Goethe, Faust, tragédie traduite par Stapfer, ornée de 17 dessins par Delacroix 302
A. Soumet, Elisabeth de France, tragédie 303
M. Fontan, Perkins Warbeck, drame historique . . . 304
Herder, Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité, traduites par Quinet 304
Schiller, Wallenstein translated by G. Moir 305
Edinburgh Reviews 306
L'Eco, Giornale di Scienze etc. 308
Iken, Eunomia 309
Tausend und Ein Tag. Nach v. d. Hagens Übersetzung . . 310
Alfred Nicolovius über Goethe 311
Helena in Edinburgh, Paris und Moskau 312

1829.

*Dedikation des Briefwechsels mit Schiller 313
Scafe, King Coal 315
Paralipomena 318
Ferneres über Weltlitteratur 319

1830.

Krummacher, Blicke ins Reich der Gnade. 324
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 325
Pückler, Briefe eines Verstorbenen 348
Carlyle, Leben Schillers, Vorwort 354

1832.

Aus Kunst und Altertum VI, 3:
Epochen geselliger Bildung 369
Le Livre des Cent-et-un 370
Für junge Dichter 377
Die Athenerinnen. Große Oper. Poesie von Jouy. Musik von Spontini 379

Aus dem Nachlaß.

Noch ein Wort für junge Dichter 386
Einzelnheiten zur französischen Litteratur 387

Seite
Individualpoesie 392
Stellung der Deutschen zum Auslande, besonders zu den Franzosen 393
Deutsche Philosophie 395
Den Philologen empfohlen 395
Nichts anders als 396
Das Mailändische Tagsblatt L'Eco 397
Die Pariser Zeitschrift Le Globe 397
Epochen deutscher Litteratur 398
Epoche der forcierten Talente 399
Vorschlag zur Güte 401

Nachtrag zu 1825.

Elsholtz, Die Hofdame, Lustspiel 402

Systematisches Verzeichnis zu Goethes Aufsätzen zur Litteratur . . 407

0

OCT 29 1975

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY